

Nachruf für Thomas Mann	<i>Deutscher Schriftstellerverband</i>	3
Unsere Meinung	<i>Die Redaktion</i>	4
	<i>Anna Seghers</i>	9

PRÜGELPÄDAGOGIE ODER MENSCHENBILDNER?

Die Gestalt des Lehrers in der deutschen Literatur

<i>Gottlieb Wilhelm Rabener, Christian Friedrich</i>	
<i>Daniel Schubart, Jakob Michael Reinhold Lenz,</i>	
<i>Jean Paul, Karl Lebrecht Immermann, Johann</i>	
<i>Heinrich Daniel Zschokke, Berthold Auerbach,</i>	
<i>Wilhelm Raabe, Heinrich Mann, Thomas Mann,</i>	
<i>Leonhard Frank, Johannes R. Becher, Kurt</i>	
<i>David, Georg Bellmann, Ernst Stein, Reiner</i>	
<i>Kunze, Anna Metze, Bertolt Brecht</i>	12

Das Bild des deutschen Lehrers in Literatur

und Wirklichkeit	<i>Kurt Böttcher</i>	72
Auch die Asche nicht	<i>Bernhard Seeger</i>	95
Romain Rollands Kriegstagebuch 1914-1919	<i>Victor Klemperer</i>	98
Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der		
elenden Scribenten gründlich erwiesen	<i>Christian Ludwig Liscow</i>	107

LITERATURDISKUSSION ZUM IV. DEUTSCHEN
 SCHRIFTSTELLERKONGRESS

Provokatorische Bemerkungen zur jungen Lyrik	<i>E. R. Greulich</i>	116
Sind wir „gedichtentwöhnt“?	<i>Walter Sencke</i>	121
Ist Lyrik noch zeitgemäß?	<i>E. W. Reichardt</i>	122
Aphorismen über Lyrik	<i>Hanns Cibulka</i>	123
Lyrik im Deutschunterricht	<i>Richard Steinbach</i>	124
Die Lyrik wird lebendig sein	<i>Günther Deicke</i>	127
Vorsicht, Sackgasse!	<i>Henryk Kisch</i>	132

NEUE BÜCHER

Kurt Böttcher: Das neue Bild des Lehrers, S. 135; *Christa Wolf*: Besiegte Schatten?, S. 137;
Gertrud Meyer-Hepner: Die kampfgefüllte Vergangenheit, S. 142; *Bruno Frei*: Einer, der
 auszog, das Hoffen zu lernen, S. 147.

UMSCHAU

Willi Bredel: Ein Hamburger Schullehrer, S. 150; *Helmut Friedewald*: Schulgeschichten
 aus Westdeutschland, S. 152; *Alexei Tolstoi*: Was ist eine Kurzgeschichte?, S. 154;
E. R. Greulich: Papier, Papier!, S. 158; ferner: „O diese Sprache!“, „Schwarz eingerahmt“,
 „Rot eingerahmt“, „Rotschwarz eingerahmt“ u. a.

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL UND F. C. WEISKOPF

REDAKTION:

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH
SEKRETARIAT: ACHIM ROSCHER

Die Literaturproben unseres Komplexes „Die Gestalt des Lehrers in der deutschen Literatur“ wurden gemeinsam mit Dr. Kurt Böttcher, wissenschaftlichem Mitarbeiter der Abteilung Deutschunterricht und Literaturgeschichte beim Verlag Volk und Wissen, und Ernst Stein, Redakteur der Zeitschrift „Deutschunterricht“, ausgewählt. Sie wurden folgenden Werken entnommen: G. W. Rabener, „Satiren“; Chr. Fr. D. Schubart, „Deutsche Chronik“; J. M. R. Lenz, „Der Hofmeister“; Jean Paul, „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal“; K. L. Immermann, „Münchhausen“; J. H. D. Zschokke, „Das Goldmacherdorf“; Berthold Auerbach, „Neues Leben“; Wilhelm Raabe, „Der Hungerpastor“ und „Chronik der Sperlingsgasse“; Heinrich Mann, „Professor Unrat“; Thomas Mann, „Buddenbrooks“; Leonhard Frank, „Die Ursache“; Johannes R. Becher, „Tagebuch 1950“; Ernst Stein, „Ein junger Lehrer erzählt“; Bertolt Brecht, „Hundert Gedichte“.

Der junge Schriftsteller Kurt David lebt in Oberseifersdorf (Erzgebirge); unsere Probe, „Kantor Klimm“, entstammt dem noch unveröffentlichten Roman „Allein mit Tränen siegt man nicht“. Anna Metze aus Kirchberg (Sachsen) stellten wir vor einem Jahr bereits als Lyrikerin vor, auch von Reiner Kunze veröffentlichten wir vor zwei Jahren einige Gedichte. Georg Bellmann ist Lehrer in einem Dorf bei Leipzig.

Wir danken an dieser Stelle Dr. Kurt Böttcher und Ernst Stein für wertvolle Anregungen und Hinweise.

Der Verfasser der Erzählung „Das Beerenmädchen“, die wir kürzlich veröffentlichten, ist von uns versehentlich unter die jungen deutschen Autoren eingereiht worden. Franz Kain ist in Wirklichkeit Österreicher.

Die Redaktion der „Weltbühne“ legt Wert auf die Feststellung, daß ein von ihr veröffentlichter Aufsatz, auf den sich eine sprachliche Bemerkung von F. C. Weiskopf im Juliheft der NDL (S. 83) bezog, einer bereits gedruckt vorliegenden Broschüre entnommen war. Sie glaubte infolgedessen auf die sprachliche Form des Aufsatzes keinen Einfluß mehr nehmen zu dürfen.

THOMAS MANN, der größte Schriftsteller Deutschlands, ist von uns gegangen. Es war unser Stolz und unsere Sorge, daß er gleichzeitig der größte Schriftsteller seiner Zeit war. Unser Stolz – das braucht nicht erklärt zu werden; unsere Sorge – weil jeder deutsche Schriftsteller notwendigerweise seine eigenen Bemühungen an Thomas Manns Größe messen und danach streben mußte, wie immer auch seine eigene Arbeit geartet war, Thomas Manns nicht unwert zu sein. In dieser schmerzlichen Stunde ist Thomas Manns Werk für uns nicht nur der Gipfel unserer zeitgenössischen Literatur; wir sind uns auch seiner freudig-beflügelnden Wirkung auf diese Literatur bewußt. Freilich beschränkt sich diese Wirkung nicht hierauf. Freudig und freundlich ist das mächtige Werk von Grund auf und voller Optimismus, wieviel an Dunkelheit und Schmerz auch in ihm wohnen mag. Es ist ein Werk der Menschenfreundlichkeit, der Menschenfreundschaft, und keiner ging aus der Begegnung mit ihm unverändert hervor.

Um zwei große Gegenstände, die größten, die es heute für einen Schriftsteller geben kann, geht es in Thomas Manns Werk: um die Kunst und um sein Land. Thomas Mann, der letzte überragende Schriftsteller des Bürgertums, schreitet auch darin weit hinaus über die Grenzen der Gesellschaft, der er entstammt, daß er die Rolle der Kunst in der Gesellschaft ganz und gar ernst nimmt. Dies und seine Frage nach Deutschland, nach Deutschlands Woher und Wohin, nach seinen Abgründen und Höhen, seinen Verbrechen und Holdseligkeiten – und Deutschland finden wir in jedem der Bücher Thomas Manns, noch in fremdster orientalischer Verkleidung – diese beiden Fragen werden immer wieder gestellt.

Unverhofft erhebt sich hier noch einmal die Klassik, mit ihrem großen Blick in Tiefen und Weiten, ins Land des Neuen. Nach einem Jahrhundert blutiger Katastrophen und historischen Niedergangs stellen sich „Leiden an Deutschland“, die Essays, „Faustus“ neben Wilhelm Meisters pädagogische Provinz. Er, Thomas Mann, hat sich nach seinem eigenen Geständnis die Zukunft nicht ohne jene Züge denken können, die, zum erstenmal in deutscher Geschichte, das Gesicht unserer jungen Republik bestimmen. Thomas Manns teure Gestalt, sein geliebtes Werk sind unvergänglich, weil sie in die Zukunft reichen.

Deutscher Schriftstellerverband

Es gibt Ereignisse, die zu der Zeit, da wir über sie berichten können, schon Wochen zurückliegen, aber dennoch aktuell geblieben sind. So das Münchener Kulturgespräch von Mitte Juli, über das uns eine Pressekonferenz des Ministers für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik, Johannes R. Becher, des näheren informierte. Über den besonderen Anlaß hinaus waren die Möglichkeiten gesamtdeutscher Gespräche überhaupt Gegenstand der Ausführungen des Ministers. Es war ein bedeutsamer Zeitpunkt: soeben hatte die Genfer Konferenz der vier Großmächte unter außerordentlich günstigen Umständen und mit offensichtlicher Verständigungsbereitschaft der Verhandlungspartner begonnen, und kurz zuvor waren die Berichte westdeutscher Journalisten über ihre Reise durch die Sowjetunion erschienen. Denn trotz der überhasteten Ratifizierung des Söldnergesetzes im Bundestag und im Bundesrat, trotz der hektischen Störversuche des Bonner Kanzlers und seiner Helfer beginnt sich eine Atmosphäre der Entspannung auszubreiten, die dem kulturellen Austausch

innerhalb Deutschlands überaus günstig ist.

Auch bei dem Münchener „Scholastika“-Gespräch, das zwischen Johannes R. Becher und dem westdeutschen Publizisten Erich Kuby vor etwa 1700 Hörern stattfand, war eine Auflockerung der allgemeinen Stimmung festzustellen, eine große Aufgeschlossenheit für Vorschläge wie den der Gründung einer gesamtdeutschen Literaturzeitschrift, an der die repräsentativen Schriftsteller und Literaturwissenschaftler aus ganz Deutschland mitarbeiten sollen, oder den eines Buchaustauschs zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik. Daß in einer solchen gesamtdeutschen Zeitschrift und bei einem solchen Buchaustausch beide Seiten Rücksicht auf demokratische Gesetzmäßigkeiten nehmen müssen, bezeichnete Minister Becher als eine der durchaus gesunden Voraussetzungen, die ebenfalls zu einer Entgiftung der Atmosphäre beitragen können.

Wie fast immer bei solchen Gesprächen, versuchten manche Pressevertreter, das „Feld zu sondieren“, eine Art „Meinungsforschung“ zu

betreiben, welche Autoren oder Buchtitel bei einem solchen Austausch erlaubt oder nicht erlaubt sein könnten. Und wenn Minister Becher auf diesbezügliche Fragen die Ansicht vertrat: Benn und Holtusen – ja, Koestler – nein (nicht weil dieser eine andere Meinung vertritt als wir, sondern weil er seine Argumente auf objektive Unwahrheiten aufbaut), so mögen damit bereits in großen Zügen die Grenzfälle angedeutet sein.

Der Leiter des Aufbau-Verlages, Walter Janka, widerlegte in München Behauptungen, die von einigen aus West-Berlin herbeigeeilten Rekruten des „kalten Krieges“ aufgestellt worden waren: Ludwig Renns „Spanischer Krieg“, so war behauptet worden, sei in der Deutschen Demokratischen Republik verboten (das Buch, aus dem wir einen Vorabdruck brachten, erscheint in Kürze!), und die Werke Thomas Manns hätten eine so verschwindend kleine Auflage, daß sie nur einigen wenigen ausgewählten Intellektuellen zugänglich seien. Janka bewies, daß die Auflagen der Werke Thomas Manns bei uns doppelt so hoch sind wie in der Bundesrepublik (in den letzten zwei Jahren druckte und verkaufte der Aufbau-Verlag 420 000 Bände von Thomas Mann, eine Neuauflage der Gesamtausgabe wird im kommenden oder im übernächsten Jahr vorgelegt werden).

Dem steht gegenüber, daß in der Bundesrepublik bisher die Werke von Heinrich Mann, Anna Seghers, Willi Bredel, Bodo Uhse, Ludwig Renn und anderen bekannten Schriftstellern nicht verlegt worden sind (broschierte sogenannte Taschenausgaben je eines Werkes von Heinrich Mann und Anna Seghers ausgenommen). Vergleiche würden zeigen, daß bedeutend mehr westdeutsche Autoren in Lizenzausgaben mit zum Teil recht hohen Auflagen von unseren Verlegern ihrem Leserpublikum vorgestellt wurden als umgekehrt Schriftsteller, die in der Deutschen Demokratischen Republik leben, den Lesern in der Bundesrepublik. Die Bemühungen unserer Zeitschrift, westdeutsche Schriftsteller zu Wort kommen zu lassen und ihre Leser über wichtige Neuerscheinungen westdeutscher Verlage zu informieren, haben in westdeutschen Zeitschriften noch kein Äquivalent gefunden. (Die Stuttgarter „Kultur“, die sich dazu – offenbar in einer schwachen Stunde – angeregt fühlte, hat auf unsere Vorschläge zu einer gemeinsamen Redaktionskonferenz nicht geantwortet.)

Ins Gespräch aber müssen wir endlich kommen, die begonnenen Gespräche müssen fortgeführt, neue Gesprächspartner gefunden werden. Gerade der jetzige Zeitpunkt, da sich eine fühlbare Entspannung abzu-

zeichnen beginnt, ist günstig. Johannes R. Becher, Minister für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik, hat in München gesprochen. Warum sollte nicht auch einmal einer der westdeutschen Kultusminister in einer Großstadt der Deutschen Demokratischen Republik sprechen?

gd

Kürzlich ist (im Dietz Verlag) der erste Halbband eines Werkes erschienen, das eines besonderen Hinweises wert ist; es ist unentbehrlich für jedermann, unentbehrlich vor allem für jeden Schriftsteller. Der Titel des Werkes: „Zur Geschichte der neuen Zeit“, sein Verfasser: Walter Ulbricht. Der vorliegende erste Halbband beginnt zeitlich mit dem Eroberungskrieg des faschistischen deutschen Imperialismus, bei ausführlicher Darstellung des heroischen Kampfes der illegalen antifaschistischen Widerstandsgruppen im Lande, und endet mit der Zerschlagung der Hitlerarmee durch die Sowjetarmee, der Schaffung einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung und der Vereinigung der beiden Arbeiterparteien im östlichen Teil Deutschlands. Er enthält ein reiches, sorgfältig und geschickt gegliedertes Material. Jedem Schriftsteller, besonders dem, der sich mit dem Geschehen unserer Gegenwart be-

schäftigt, wird das Buch ein willkommenes und guter Helfer sein.

Die ersten Leistungen der deutschen Antifaschisten nach dem Zusammenbruch des Hitlerstaates bei der Wiederbelebung des wirtschaftlichen und politischen Organismus und der Beginn der kapitalistischen Restauration im Westen Deutschlands werden ausführlich an Hand dokumentarischer Unterlagen geschildert. In einfacher Sprache, aber mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Genauigkeit werden die geschichtlichen Leistungen der ersten Nachkriegszeit gezeigt und behandelt: die Wiederherstellung der demokratischen Rechte des Volkes, die Zulassung demokratischer Parteien, Gewerkschaften und Kulturorganisationen, die ersten Maßnahmen zur Schaffung der Gleichberechtigung der Frauen und zur Förderung der Jugend, insbesondere aber die großen demokratischen Reformen, die Bodenreform, Schulreform, Justizreform und die Beseitigung der Herrschaft der Monopole. Leider werden die Erfolge auf dem Gebiet der Kultur in diesem ersten Halbband nur angedeutet, aber gerade im ersten Jahr des demokratischen Neuaufbaus im Osten Deutschlands ist in der Kulturarbeit Bedeutendes geleistet worden, das sich positiv auf die demokratische Bewusstseinsbildung ausgewirkt hat. Damals war die große Zeit des

Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands; seine Tätigkeit ist aus der Geschichte des demokratischen Aufbaus nicht wegzudenken. Der erste Halbband endet mit der Vereinigung der beiden Arbeiterparteien im Frühjahr 1946 und mit der Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Das war ein historischer Wendepunkt nicht nur in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, sondern auch im demokratischen Aufbau Ostdeutschlands.

Walter Ulbricht widmet sein Buch den heroischen Kämpfern der Sowjetarmee, denen das deutsche Volk die Befreiung vom Faschismus verdankt, und den namenlosen deutschen Helden des illegalen antifaschistischen Kampfes, sowie den Arbeitern, Bauern, Angehörigen der Intelligenz und anderen Werktätigen, die in opfervoller Arbeit den Grundstein zu einem neuen Deutschland gelegt haben.

Wir sprechen die Hoffnung aus, daß der zweite Halbband rasch folgt, denn das Werk wird entscheidend dazu beitragen, noch vorhandene irrige Auffassungen über die Entwicklung in beiden Teilen Deutschlands in den letzten zehn Jahren zu beseitigen. Ohne Zweifel wird es auch die Schriftsteller ermutigen, mehr noch als bisher in ihren Werken die Probleme der Gegenwart zu gestalten.

Ein Vorschlag: Könnte nicht dem zweiten Halbband eine Zeittafel beigelegt werden, die dem Leser den Überblick über die große Zahl wichtiger zeitgeschichtlicher Ereignisse erleichtert? *wb*

Die Spaltung Deutschlands und der kalte Krieg haben viele üble Folgen. Eine von ihnen sticht uns immer wieder in die Augen, wenn wir wichtige, der deutschen Literatur gewidmete oder an ihr zumindest stark interessierte ausländische Zeitschriften (uns befreundete natürlich ausgeschlossen) durchsehen. Was für ein seltsam verzerrtes, fragmentarisches Bild der deutschen Literatur wird den Lesern dieser Zeitschriften geboten!

So existiert zum Beispiel für die größte schwedische Literaturzeitschrift, „Bonniers Litterära Magasin“, die deutsche Literatur nur zur Hälfte. Was in den Verlagen der Deutschen Demokratischen Republik erscheint, wird im allgemeinen nicht einmal für wert befunden, auch nur unter den bibliographischen Notizen angezeigt zu werden. Westdeutsche Bücher und Autoren dagegen werden in verhältnismäßig großer Zahl angezeigt und besprochen.

Auch die Pariser „Etudes Germaniques“ sind sozusagen schwer kriegsbeschädigt. In ihrer deutschen Zeit-

schriftenschau finden sich wohl zwei amerikanische, zwei schweizerische, mehrere österreichische und viele westdeutsche periodische Schriften, aber keine einzige aus unserem Teil Deutschlands.

Um die Bücherschau steht es nicht besser. Man sollte meinen, daß in einem Sonderheft, das Schiller gewidmet ist, wenigstens die Tatsache unserer Schillerfeiern, Schillerausgaben und Schillerstudien erwähnt würde. Gefehlt! Die französischen Germanisten, an die sich die „Etudes Germaniques“ hauptsächlich wenden, empfangen so den Eindruck, als würde in der Deutschen Demokratischen Republik – von der sie wenigstens das eine wissen, daß sie nämlich existiert – im Schillerjahr überhaupt nichts über Schiller und von Schiller gedruckt.

Es gibt freilich auch Ausnahmen. Vor uns liegt Heft 14 der „Doitsu Bungaku – Deutsche Literatur“, einer zweimal im Jahr von der „Japanischen Gesellschaft für Germanistik“ herausgegebenen Publikation. Bisher größtenteils japanisch geschrieben, enthält sie zum erstenmal ausschließlich Beiträge in deutscher Sprache: Unter ihnen ist auch einer – „Probleme der zeitgenössischen deutschen Literatur“ von Michibumi Kita –, der in gedrängter Form über einige Werke unserer bedeutenden Schriftsteller, nament-

lich solche, die „das Geheimnis der Kriegsentstehung“ entlarven, berichtet und sie den von „einem kalten Aristokratismus und existenziellen Nihilismus“ erfüllten Büchern Ernst Jüngers und dem „kein Stück Realität mehr“ enthaltenden letzten Roman Erich Maria Remarques gegenüberstellt.

Leider bestätigt einstweilen diese eine erfreuliche Ausnahme noch die unerfreuliche Regel, von der weiter oben die Rede war. Doch fragt es sich, ob die Schuld an dem Übelstand nur bei den betreffenden Redaktionen liegt. Ob nicht von unserer Seite so manche Gelegenheit versäumt wurde und versäumt wird, im Ausland auf unsere Literatur hinzuweisen und sie bekannt zu machen? Wie wär's, wenn sich unsere Freunde im Ministerium für Kultur, in der Leipziger „Buchexport und -import GmbH“ und in der Auslandskommission unseres Schriftstellerverbandes einmal mit diesem Gegenstand gründlich beschäftigten? Die nach dem erfolgreichen Abschluß der Genfer Konferenz einsetzende Periode fortschreitender internationaler Entspannung und wachsenden Austausches von Kulturgütern eröffnet uns auch in dieser Beziehung neue Ausblicke und große Möglichkeiten. Es ist an uns, sie gut und schnell zu nutzen.

/cwo

In welcher Beziehung steht die Erklärung der Künstler und Schriftsteller auf dem Weltfriedenstreffen in Helsinki* zu unseren eigenen Literaturproblemen? Worin besteht ihre Bedeutung auch für die Vorbereitung unseres Kongresses?

In der ganzen Welt denken heute die gutwilligen Menschen, einfache Unbekannte und Staatsmänner, darüber nach, wie der „kalte Krieg“ so schnell wie möglich beendet und die Entspannung herbeigeführt werden kann. Unsere Friedensbewegung drückt die Besorgnisse und Hoffnungen von Millionen aus, oft ist sie Anlaß und Echo großer Ereignisse und Entwicklungen.

Es ist zwar klar, welchen Beitrag die Künstler und Schriftsteller zur internationalen Entspannung leisten und in noch viel größerem Maße leisten können. Unser eigener Beitrag war aber bis jetzt nicht sichtbar und wirkungsvoll genug. Dies nicht nur in bezug auf die Friedensbewegung – obwohl in deren Gremien die Deutschlandfrage oft im Mittelpunkt wichtiger Beratungen steht. Ich glaube, daß dieser Mangel mit großen und kleinen Mängeln unserer Literatur verbunden ist, über die wir seit langem diskutieren.

Die Politik der Stärke muß an dem Willen der friedliebenden Menschen scheitern. Was bedeutet denn

für uns Schriftsteller ein friedliches Zusammenleben der Völker von Ländern verschiedener politischer Struktur, und was bedeutet es *nicht*? Bestimmt nicht, daß wir auf die klare Darstellung unseres Standpunktes und auf die Methode unseres Schaffens verzichten. Im Gegenteil. Es bedeutet, daß wir lernen, sie so vollkommen wie möglich zu beherrschen. Dann werden die Menschen, die unter anderen politischen Bedingungen leben, vor allem die Menschen in Westdeutschland, verstehen, wer wir sind und was wir wollen. Auch unser „Deutsches Gespräch“ bedeutet ja die gründliche, ehrliche Auseinandersetzung unter deutschen Menschen, die sich über das Hauptziel einig sind – den Frieden und die demokratische Einheit Deutschlands –, aber oft noch verschieden über einzelne Fragen denken.

Wir wünschen uns einen Kulturaustausch mit allen Ländern, so breit und so tief wie möglich – mit Ausnahme von Erzeugnissen, die in irgendeiner Form zum Völker- oder Rassenhaß hetzen und direkt oder indirekt die Kriegsvorbereitung fördern. Mit dieser Einschränkung wird ein breiter Kulturaustausch für uns aus vielen Gründen gesund und nützlich sein. Wir sind genötigt, sowohl in unserer Arbeit wie auf dem Kongreß, auch wenn es um unsere eigensten speziellen Fragen geht, uns

* vgl. NDL, Heft 8, Seite 12.

so auszudrücken, daß den anderen ein Licht aufgeht, worauf es uns ankommt.

Unsere Beziehungen zu den Schriftstellerfreunden in Westdeutschland und in allen Ländern sind kein starres und unveränderliches Nebeneinander. Durch das Mittel der Kunst dringen die Menschen in andere Menschen und Völker ein und damit in die Beweggründe, die sie leiten, in ihr Dasein und ihre Ideen. Wenn uns das nicht gelingt, in unseren Büchern und Diskussionen, in der Kritik, in der Vorbereitung unseres Kongresses und auf dem Kongreß, dann bleiben wir nur einer schmalen Schicht verständlich, selbst hier bei uns.

Darum wird der freie Kulturaustausch, der der friedlichen Koexistenz der Völker entspricht, zu einem großen Ansporn. Wir verlangen offene Grenzen für unsere eigene Kunst und für die humanistische Kunst der anderen. Nicht nur um unsere eigenen Gedanken und unsere eigene Gesellschaft darzustellen. Wir werden selbst vieles lernen. Es heißt in der ersten Nummer der „Internationalen Literatur“, die jetzt in der Sowjetunion Übersetzungen fremder Autoren bringt: „Neben den Werken der Schriftsteller, die für eine neue Welt kämpfen, bringen wir auch die Werke von Autoren, welche – an anderen Gesichtspunkten festhaltend

oder im Kampf abseitsstehend – das Leben ihrer Gesellschaft wahrhaftig zeigen. Das Beispiel der Geschichte lehrt uns, daß die Kunst den ehrlichen Schriftsteller oft zur Entlarvung der Ungerechtigkeit und der Lüge führt, zur Bekräftigung des Friedens, der Arbeit, des Humanismus.“

Wir haben Vertrauen genug zu unseren jungen Schriftstellern, um zu wissen, daß sie auch bei solchen Autoren lernen können, die nicht in allen Punkten mit ihrer eigenen Anschauung übereinstimmen. Manchmal hat man den Eindruck, als ob unsere jungen Schriftsteller – gewiß oft durch unsere Schuld – noch nicht recht wissen, wie und was man lernen kann.

Handelt es sich dabei nur um Formfragen? Dann hätte Marx nicht mit Leidenschaft und Wißbegierde Balzac gelesen. Balzac schrieb hastig, oft achtlos. Seine Form ist oft nicht vollkommen. Es ging auch nicht um seinen politischen Standpunkt. Balzac war Royalist. Er drang aber tief in die Wirklichkeit seiner Epoche. Zu jeder Erscheinung seiner Gesellschaft erfand er die ihr entsprechende Fabel. Und umgekehrt: der Standpunkt Gorkis ist unserer. Gorki ist der Begründer des sozialistischen Realismus. Vergessen wir nicht, daß er in der Zeit des Zarismus mit seinem Talent und seiner Wucht alle Grenzen bezwang.

Wir haben noch nicht genug „grenzenbezwingende“ Schriftsteller, die die wichtigsten Erscheinungen unserer eigenen Gesellschaft, unseres Staates und unseres Aufbaus, so zeigen, daß sie in einem freien Kulturaustausch durch ihr Talent die Leser mitreißen könnten. Und warum es ihrer noch nicht genug gibt, darüber haben wir noch nicht klar genug diskutiert.

Man wirft uns oft vor, daß wir unseren Aufbau, das Leben in der Deutschen Demokratischen Republik, noch nicht überzeugend genug dargestellt haben. Der Wunsch, daß uns das besser als bisher gelinge, wird erst recht dringend und klar, wenn man die Erklärungen der Kulturkommission in Helsinki liest. Die

Feinde des Friedens möchten die Grenzen verewigen. Sie sind bestürzt, wenn es uns gelingt, unsere Gesellschaft mitreißend klar darzustellen. Denn dann wirkt jedes Buch auch auf ferne und fremde Menschen wie ein Werk unseres Aufbaus.

Darum müssen wir in beharrlichen Diskussionen, in der Vorbereitung zu unserem Kongreß und auf dem Kongreß, unsere Schwierigkeiten erkennen und miteinander versuchen, sie zu überwinden. Unsere Diskussionen müssen geradezu ein Beispiel sein für das beharrliche, ehrliche Suchen von Schriftstellern nach den besten Wegen zu dem besten Ziel. Dann hilft unsere Arbeit auch bei der Verwirklichung der Erklärungen von Helsinki.

Anna Seghers

Gesinnungen leben nicht, wenn sie keine Gelegenheit haben zu kämpfen.

Thomas Mann

Was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn Besseres tun, und wie soll er denn da patriotischer wirken?

Johann Wolfgang Goethe

PRÜGELPÄDAGOGE ODER MENSCHENBILDNER?

Die Gestalt des Lehrers in der deutschen Literatur

Wie es „vernachlässigte Genres“ in der neuen Literatur gibt, deren Wiederbelebung wir durch historische Überblicke anzuregen uns bemühten (NDL Heft 8/1954 und Heft 2/1955), so gibt es auch vernachlässigte Themen, vernachlässigte Gestalten. Eine davon, unendlich wichtig im gesellschaftlichen Leben unserer Zeit, ist der Lehrer. Die Bildung und Entwicklung der jungen Generation ist wesentlich in seine Hände gelegt, er erzieht die Erbauer unseres künftigen Lebens, durch seine Hände gehen letzten Endes auch die Gestalten unserer Romane, Erzählungen, Dramen und Gedichte. Sollte nicht gerade der Lehrer bei uns wieder literarische Gestalt werden? Wie in kaum einer anderen Figur spiegeln sich in ihm die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit. Viele Schriftsteller, vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts, wurden in ihren Arbeiten der Bedeutung des Lehrers gerecht – auch oder gerade, weil sie sein Wirken kritisch betrachteten. Kann unsere Literatur heute an ihm, der mehr und mehr zur positiven Gestalt wird, vorübergehen?

Gottlieb Wilhelm Rabener (1714–1771)

HOCHWÜRDIGER, HOCHGELAHRTER HERR,
GNÄDIGER HERR LEUTNANT

U nser Schäfer hat mir erzählt, daß Ihr Schulmeister in voriger Woche gestorben ist, und daß Sie bemüht sind, diese Stelle so bald wie möglich wieder zu besetzen. Da ich im vorigem Jahre den Lerchenstrich von Ew. Gnaden gepachtet, und zwei Gulden mehr gegeben habe, als mein Vorfahr, so nehme ich mir die Freiheit, Ew. Exzellenz dienstfreundlichst zu bitten, Sie wollen die hohe Gnade haben, und mich zu Ihrem alleruntertänigsten Schulmeister machen. Meine Stimme ist gut, und ich getraue mir, die größte Kirche zu füllen. Die Orgel schlage ich frisch, und in Fugen bin ich stark.

Ich habe das Unglück gehabt, dreimal abgesetzt zu werden; aber meine Feinde sind Schuld daran, und vielleicht wäre es das letztemal auch nicht geschehen, wenn ich dem Superintendenten zu rechter Zeit einen gemästeten Truthahn geschickt hätte. Das erstemal kam es über des Schulzens Frau her.

Der Korporal gab mich an; aber er mochte wohl seine Ursachen haben. Es gibt böse Leute, die alles zu Bolzen drehn, und ich war noch nicht verheiratet. Das zweitemal war mein eigener Pfarrer Schuld daran. Ich weigerte mich, ihm den Priesterrock aufs Filial nachzutragen; und deswegen machte er dem Kirchenpatrone weis, ich sei alle Tage im Branntweine besoffen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß es alle Wochen nur ein paarmal geschah, und noch dazu war es im damaligen Winter grimmig kalt. Das drittemal war ich vollends gar unschuldig. Es fiel dem Superintendenten ein, daß ich in seiner Gegenwart katechisieren mußte. Freilich ging es nicht recht, wie es sein sollte, und meine Jungen wußten mehr, als ich sie fragen konnte; aber der Katechismus ist auch niemals mein Hauptstudium gewesen, weil ich mich von Jugend an aufs Vogelstellen gelegt habe. Soll man deswegen einen ehrlichen Mann absetzen, wenn er das nicht versteht, was zu seinem Amte gehört? Wieviel Pfarrer und Superintendenten würden ohne Amt herumlaufen, wenn das eingeführt werden sollte! Wie gesagt, wenn ich in Zeiten geschmiert hätte, so wäre ich wohl besser gefahren. Aber meine Frau wollte nicht daran; sie hatte den Truthahn gar zu lieb.

Sehen Sie, gnädigster Herr Leutnant, das ist nun alles, und davon macht man so ein Aufhebens. Ich denke, in Ihr Dorf werde ich mich ganz gut schicken. Soviel Ihre Bauernjungen von Gottesworte brauchen, will ich ihnen doch wohl vorsagen. Für armer Leute Kinder mag es halbwegs sein.

Auf den Respekt halte ich; da gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will die Jungen zusammenpeitschen, sie sollen Öl geben, wenn sie nicht gut tun wollen. Was mir am Christentume und dem Katechismus abgeht, das ersetze ich auf eine andere Art. Sie haben keinen Barbier im Dorfe, den Sie doch so notwendig brauchen, da Sie sich beständig daselbst aufhalten. Das verstehe ich perfekt. Ich will Ew. Gnaden umsonst scheren nach dem Strich und wider den Strich, wie Sie es verlangen, und alles umsonst, darauf können sich Ew. Exzellenz verlassen.

Die gnädige Frau Gemahlin ist eine Liebhaberin vom Branntweine: Das sage ich Ihnen, so schön muß ihn kein Mensch abziehn, als ich. Meine Frau hat ein besonderes Geheimnis, Froschleischwasser zu machen, welches zu einer reinen Haut, und wider die Sommersprossen hilft. Das wird sehr gut für den ältesten Junker sein, welcher sehr viel auf ein hübsches Gesichtchen hält.

Ich glaube, Ew. Magnifizenz sollen so viel Einsicht haben und finden, daß sich niemand besser zu Ihrem Schulmeister schickt, als ich. Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was tut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeinde halten, der es an meiner Statt tut. Ich denke ja wohl, das geschieht in den meisten Ämtern, daß einer den Titel und die Besoldung hat, und einen großen Jungen für sich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht ist, das wird doch bei einem armen Dorfschulmeister

auch angehn. Mit einem Worte, ich verlasse mich darauf, daß ich den Dienst kriege. Gevatterbriefe und Hochzeitsbriefe, das ist mein Werk, die kann ich schreiben, trotz zehn andern! Ich schicke Ihnen von beiden eine Probe mit, die sich gewaschen hat. Wenn Sie nur den Dienst geben, gnädigster Herr Leutnant, so schenke ich Ihnen den besten Lockfinken, den ich habe. Der junge Herr soll meinen Star kriegen, das ist ein Star! Er kann Ew. Gnaden in dreierlei Sprachen einen Hahnrei heißen und hat mehr gelernt, als mancher Magister. Lassen Sie mir durch Ihren Pächter antworten, gnädiger Herr. Er darf mir nur den Brief mit dem Drescher überschicken. Ich halte mich mit meiner Frau jetzt, weil ich keinen Dienst habe, haufen in der Kneipschenke am Anger auf. Und hiermit Gott befohlen. Der ich allstets verharre,

Gnädigster Herr Leutnant,

Ew. Exzellenz

alleruntertänigst, treuehorsamst
pflichtschuldigster ***

Christian Friedrich Daniel Schubart (1739--1791)

ANFRAGE

Nachricht. Welcher Magister hat Lust Schulmann in *** zu werden? Er muß gut Latein, Griechisch und Hebräisch verstehen; auch etwas Französisch und Italienisch. Im Christentum, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Historie, Geographie, Feldmessen muß er Meister sein. Informieren darf er nicht mehr als tags 12 Stunden, daneben kann er sich noch mit Privatstunden was verdienen. Da man den Organisten mit ihm ersparen möchte; so wär's gut, wenn er die Orgel spielen, gut geigen und den Zinken auf'm Turm blasen könnte. Dem Geistlichen assistiert er zuweilen im Predigen und Katechisieren. Weil er die Leichen hinaussingen muß, so muß er eine sehr gute Stimme haben. Seine Besoldung besteht aus 100 Gulden an Geld, etwas Naturalien, freie Wohnung, 6 Ellen Krautland, freie Eichelmast und eine Miststätte vor seinem Haus. Den Rang hat er gleich nach dem Bürgerstädtmeister, der gegenwärtig ein Gerber ist; außerdem soll's den Buben nicht erlaubt sein, ihn mit Erbsen zu schießen. Es wäre dem Magistrat sehr lieb, wenn der Kandidat ledig wäre. Der Vorfahr im Amt hat eine sehr häusliche und gottesfürchtige Witwe hinterlassen. Sie ist zwar schon eine Fünzfizerin, kann aber doch noch lang leben.

DER HOFMEISTER

GEHEIMER RAT: Ich bedauere ihn – und Sie noch viel mehr, Herr Pastor daß Sie solchen Sohn haben.

PASTOR: Verzeihen Euer Gnaden, ich kann mich über meinen Sohn nicht beschweren; er ist ein sittsamer Bruder und Frau Schwägerin selbst werden ihm das eingestehen müssen.

GEHEIMER RAT: Ich sprech' ihm das all nicht ab, aber er ist ein Tor und hat alle sein Mißvergnügen sich selber zu danken. Er sollte den Sternen danken, daß meinem Bruder das Geld, das er für den Hofmeister zahlt, einmal anfängt, zu lieb zu werden.

PASTOR: Aber bedenken Sie doch: nichts mehr als hundert Dukaten; hundert arme Dukätchen; und dreihundert hatt er ihm doch im ersten Jahr versprochen: aber beim Schluß desselben nur hundert und vierzig ausgezahlt; jetzt beim Beschluß des zweiten, da doch die Arbeit meines Sohnes immer zunimmt, zahlt er ihm hundert, und nun, beim Anfang des dritten, wird ihm auch das zu viel. – Das ist wider alle Billigkeit! Verzeihn Sie mir.

GEHEIMER RAT: Laß es doch. – Das hätt' ich euch Leuten voraussagen wollen, und doch sollt' ihr Sohn Gott danken, wenn ihn nur der Major beim Kopf nähm' und aus dem Hause würfe. Was sollt er da, sagen Sie mir, Herr? Wollen Sie ein Vater für Ihr Kind sein und schließen so Augen, Mund und Ohren für seine ganze Glückseligkeit zu? Tagdieben und sich Geld dafür bezahlen lassen? Die edelsten Stunden des Tages bei einem jungen Herrn versitzen, der nichts lernen mag und mit dem er's doch nicht verderben darf, und die übrigen Stunden, die der Erhaltung seines Lebens, den Speisen und dem Schlaf geheiligt sind, an einer Sklavenkette verseufzen; an den Winken der gnädigen Frau hängen und sich in die Falten des gnädigen Herrn hineinstudieren; essen, wenn er satt ist, und fasten, wenn er hungrig ist, Punsch trinken, wenn er p-ss-n möchte, und Karten spielen, wenn er das Laufen hat? Ohne Freiheit geht das Leben bergab rückwärts, Freiheit ist das Element des Menschen wie das Wasser des Fisches, und ein Mensch, der sich der Freiheit begibt, vergiftet die edelsten Geister seines Blutes, erstickt seine süßesten Freuden des Lebens in der Blüte und ermordet sich selbst.

PASTOR: Aber – oh! Erlauben Sie mir; das muß sich ja der Hofmeister gefallen lassen; man kann nicht immer seinen Willen haben, und das läßt sich mein Sohn auch gerne gefallen, nur . . .

GEHEIMER RAT: Desto schlimmer, wenn er sich's gefallen läßt, desto schlimmer; er hat den Vorrechten eines Menschen entsagt, der nach seinen Grundsätzen muß leben können, sonst bleibt er kein Mensch. Mögen die Elenden, die ihre Ideen nicht zu höherer Glückseligkeit zu erheben wissen, als zu essen und zu trinken, mögen die sich im Käfig zu Tote füttern lassen, aber ein Gelehrter, ein Mensch, der den Adel seiner Seele fühlt, der den Tod nicht so scheuen sollt' als eine Handlung, die wider seine Grundsätze läuft . . .

PASTOR: Aber was ist zu machen in der Welt? Was wollte mein Sohn anfangen, wenn dero Herr Bruder ihm die Kondition aufsaugen?

GEHEIMER RAT: Laßt den Burschen was lernen, daß er dem Staat nützen kann. Potz hundert, Herr Pastor, Sie haben ihn doch nicht zum Bedienen aufgezogen, und was ist er anders als Bedienter, wenn er seine Freiheit einer Privatperson für einige Handvoll Dukaten verkauft? Sklav' ist er, über den die Herrschaft unumschränkte Gewalt hat, nur daß er soviel auf der Akademie gelernt haben muß, ihren unbesonnenen Anmutungen von weitem zuvorzukommen, und so einen Firniß über seine Dienstbarkeit zu streichen: das heißt dann ein feiner artiger Mensch, ein unvergleichlicher Mensch; ein unvergleichlicher Schurke, der statt seine Kräfte und seinen Verstand dem allgemeinen Besten aufzuopfern, damit die Rasereien einer dampfigten Dame und eines abgedämpften Offiziers unterstützt, die denn täglich weiter um sich fressen wie ein Krebssschaden und zuletzt unheilbar werden. Und was ist der ganze Gewinnst am Ende? Alle Mittag Braten und alle Abend Punsch, und eine große Portion Galle, die ihm tagsüber ins Maul gestiegen, abends, wenn er zu Bett liegt, hinabgeschluckt, wie Pillen; das macht gesundes Blut, auf meine Ehr'! Und muß auch ein vortreffliches Herz auf die Länge geben. Ihr beklagt euch so viel übern Adel und über seinen Stolz, die Leute sehn Hofmeister wie Domestiken an, Narren! Was sind sie denn anders? Stehn sie nicht in Lohn und Brot bei ihnen wie jene? Aber wer heißt euch ihren Stolz nähren? Wer heißt euch Domestiken werden, wenn ihr was gelernt habt, und einem starrköpfigen Edelmann zinsbar werden, der sein Tage von seinen Hausgenossen nichts anders gewohnt war, als sklavische Unterwürfigkeit?

PASTOR: Aber Herr Geheimer Rat. – Gütiger Gott! es ist in der Welt nicht anders: man muß eine Warte haben, von der man sich nach einem öffentlichen Amt umsehen kann, wenn man von Universitäten kommt; wir müssen den göttlichen Ruf erst abwarten, und ein Patron ist sehr oft das Mittel zu unserer Beförderung; wenigstens ist es mir so gegangen.

GEHEIMER RAT: Schweigen Sie, Herr Pastor, ich bitt Sie, schweigen Sie. Das gereicht Ihnen nicht zur Ehre. Man weiß ja doch, daß Ihre selige Frau Ihr göttlicher Ruf war, sonst säßen Sie noch jetzt beim Herrn von Tiesen und düngten ihm seinen Acker. Jemine! daß ihr Herrn uns doch immer einen so ehrwürdigen schwarzen Dunst vor Augen machen wollt. Noch nie hat ein Edelmann einen Hofmeister angenommen, wo er ihm nicht hinter einer Allee von acht, neun Sklavenjahren ein schön Gemälde von Beförderung gestellt hat, und wenn ihr acht Jahre gegangen waret, so macht' ers wie Laban, und rückte das Bild um noch einmal so weit vorwärts. Possen! lernt etwas und seid brave Leut. Der Staat wird euch nicht lang am Markt stehen lassen. Brave Leut sind allenthalben zu brauchen, aber Schurken, die den Namen vom Gelehrten nur auf dem Zettel tragen, und im Kopf ist leer Papier . . .

PASTOR: Das ist sehr allgemein gesprochen, Herr Rat! – Es müssen doch, bei Gott! auch Hauslehrer in der Welt sein; nicht jedermann kann gleich Geheimer Rat werden, und wenn er gleich ein Hugo Grotius wäre. Es gehören heutigentags andere Sachen dazu als Gelehrsamkeit.

GEHEIMER RAT: Sie werden warm, Herr Pastor! – Lieber, werter Herr Pastor, lassen Sie uns den Faden unseres Streits nicht verlieren. Ich behaupt': es müssen keine Hauslehrer in der Welt sein! Das Geschmeiß taugt den Teufel zu nichts.

PASTOR: Ich bin nicht hergekommen, mir Grobheiten sagen zu lassen: ich bin auch Hauslehrer gewesen. Ich habe die Ehre.

GEHEIMER RAT: Warten Sie; bleiben Sie, lieber Herr Pastor! Behüte mich der Himmel! Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, und wenn's wider meinen Willen geschehen ist, so bitt' ich Sie tausendmal um Verzeihung. Es ist einmal meine üble Gewohnheit, daß ich gleich in Feuer gerate, wenn mir ein Gespräch interessant wird: alles übrige verschwind' mir denn aus dem Gesicht, und ich sehe nur den Gegenstand, von dem ich spreche.

PASTOR: Sie schütten – verzeihen Sie mir, ich bin auch ein Cholerikus, und rede gern von der Lunge ab – Sie schütten das Kind mit dem Bade aus. Hauslehrer taugen zu nichts. – Wie können Sie mir das beweisen? Wer soll euch jungen Herrn denn Verstand und gute Sitten beibringen? Was wär aus Ihnen geworden, mein werter Herr Geheimer Rat, wenn Sie keinen Hauslehrer gehabt hätten?

GEHEIMER RAT: Ich bin von meinem Vater zur öffentlichen Schul gehalten worden und segne seine Asche dafür, und so, hoff' ich, wird mein Sohn Fritz auch dereinst tun.

PASTOR: Ja, da ist aber noch viel drüber zu sagen, Herr! Ich meinerseits bin Ihrer Meinung nicht; ja, wenn die öffentlichen Schulen das wären, was sie sein sollten. – Aber die nüchternen Subjecta, so oft den Klassen vorstehen; die pedantischen Methoden, die sie brauchen; die unter der Jugend eingerissenen verderbten Sitten . . .

GEHEIMER RAT: Wes ist die Schuld? Wer ist schuld daran, als ihr Schurken von Hauslehrern? Würde der Edelmann nicht von euch in der Grille gestärkt, einen kleinen Hof anzulegen, wo er als Monarch oben auf dem Thron sitzt und ihm Hofmeister und Mamsell und ein ganzer Wisch von Tagdieben huldigen, so würd' er seine Jungen in die öffentliche Schule tun müssen; er würde das Geld, von dem er jetzt seinen Sohn zum hochadligen Dummkopf aufzieht, zum Fond der Schule schlagen: davon könnten dann gescheite Leute salarirt werden, und alles würde seinen guten Gang gehen; das Studentchen müßte was lernen, um bei einer solchen Anstalt brauchbar zu werden, und das junge Herrchen, anstatt seine Faulenzerei vor den Augen des Papas und der Tanten, die alle keine Argusse sind, künstlich und manierlich zu verstecken, würde seinen Kopf anstrengen müssen, um es den bürgerlichen Jungen zuzutun, wenn es sich doch von ihnen unterscheiden will. – Was die Sitten anbetrifft, das find' sich wahrhaftig. Wenn er gleich nicht, wie seine hochadlige Vettern, die Nase von Kindesbeinen an höher tragen lernt als andere und in einem nachlässigen Ton, von oben herab, Unsinn sagen und Leuten ins Gesicht sehen, wenn sie den Hut vor ihm abziehen, um ihnen dadurch anzudeuten, daß sie auf kein Gegenkompliment warten sollen. Die feinen Sitten hol der Teufel! Man kann dem Jungen Tanzmeister auf der Stube halten und ihn in artige Gesellschaften führen, aber er muß durchaus nicht aus der Sphäre seiner Schulkameraden herausgehoben und in der Meinung gestärkt werden, er sei eine bessere Kreatur als andere.

PASTOR: Ich habe nicht Zeit *zieht die Uhr heraus* mich in den Disput weiter mit Ihnen einzulassen, gnädiger Herr; aber soviel weiß ich, daß der Adel überall nicht Ihrer Meinung sein wird.

GEHEIMER RAT: So sollten die Bürger meiner Meinung sein. – Die Not würde den Adel schon auf andere Gedanken bringen, und wir könnten uns bessere Zeiten versprechen. Sapperment, was kann aus unserm Adel werden, wenn ein einziger Mensch das Faktotum bei dem Kinde sein soll, ich setz' auch den unmöglichen Fall, daß er ein Polyhistor wäre, wo will der eine Mann Feuer und Mut und Tätigkeit hernehmen, wenn er alle seine Kräfte auf einen Schafskopf konzentrieren soll, besonders wenn

Vater und Mutter sich kreuz und die quer immer mit in die Erziehung mengen und dem Faß, in welches er füllt, den Boden immer wieder ausschlagen?

PASTOR: Ich bin um zehn Uhr zu einem Kranken bestellt. Sie werden mir verzeihen. *Im Abgehen wendet er sich um:* Aber wär's nicht möglich, gnädiger Herr, daß Sie Ihren zweiten Sohn nur auf ein halb Jährchen zum Herrn Major in die Kost täten? Mein Sohn will gern mit achtzig Dukaten zufrieden sein, aber mit sechzig, die ihm der Herr Bruder geben wollen, da kann er nicht von subsistieren.

GEHEIMER RAT: Laß ihn quittieren. – Ich tue es nicht, Herr Pastor! Davon bin ich nicht abzubringen. Ich will Ihrem Herrn Sohn die dreißig Dukaten lieber schenken; aber meinen Sohn geb' ich zu keinem Hofmeister. *Der Pastor hält ihm einen Brief hin.* Was soll ich damit? Es ist alles umsonst, sag ich Ihnen.

PASTOR: Lesen Sie – lesen Sie nur.

GEHEIMER RAT: Je nun, ihm ist nicht – *liest:* „wenden Sie doch alles an, den Herrn Geheimen Rat dahin zu vermögen, – Sie können sich nicht vorstellen, wie elend es mir hier geht; nichts wird mir gehalten, was mir ist versprochen worden. Ich speise nur mit der Herrschaft, wenn keine Fremde da sind, – das Ärgste ist, daß ich gar nicht von hier komme und in einem ganzen Jahr meinen Fuß nicht aus Heidelbrunn habe setzen – man hat mir ein Pferd versprochen, alle Viertel Jahr einmal nach Königsberg zu reisen: als ich es forderte, fragte mich die gnädige Frau, ob ich nicht lieber zum Karneval nach Venedig wollte.“ *Wirft den Brief an die Erde.* Je nun, laß ihn quittieren; warum ist er ein Narr und bleibt da?

PASTOR: Ja, das ist eben die Sache. *Hebt den Brief auf* Belieben Sie doch nur auszulesen.

GEHEIMER RAT: Was ist da zu lesen? *liest:* „Dem ungeachtet kann ich dies Haus nicht verlassen, und sollt' es mich Leben und Gesundheit kosten. So viel darf ich Ihnen sagen, daß die Aussichten in eine selige Zukunft mir alle die Mühseligkeiten meines gegenwärtigen Standes“ – Ja, das sind vielleicht Aussichten in die selige Ewigkeit, sonst weiß ich keine Aussichten, die mein Bruder ihm eröffnen könnte. Er betrügt sich, glauben Sie mir's; schreiben Sie ihm zurück, daß er ein Tor ist. Dreißig Dukaten will ich ihm dies Jahr aus meinem Beutel Zulage geben, aber ihn auch zugleich gebeten haben, mich mit allen ferneren Anwerbungen um meinen Karl zu verschonen: denn ihm zu Gefallen werd' ich mein Kind nicht verwarhlosen.

DES SCHULMEISTERLEIN WUZ SONNTAGSFREUDEN

Überhaupt steht in keinen Seelen dieses Jahrhunderts ein so großer Begriff von einem Sonntage, als in denen, welche in Kantoren und Schulmeistern hausen; mich wundert es gar nicht, wenn sie an einem solchen Courtage nicht vermögen bescheiden zu verbleiben. Selber unser Wuz konnte sich's nicht verstecken, was es sagen will, unter tausend Menschen allein zu orgeln – ein wahres Erbamt zu versehen und den geistlichen Krönungsmantel dem Senior überzuhängen und sein Valet de fantaisie und Kammermohr zu sein – über ein ganzes von der Sonne beleuchtetes Chor Territorial-Herrschaft zu exerzieren, als amtierender Chor-Maire auf seinem Orgel-Fürstenthron die Poesie eines Kirchsprengels noch besser zu beherrschen, als der Pfarrer die Prosa desselben kommandiert – und nach der Predigt über das Geländer hinab völlig fürstliche Befehle sans facon mit lauter Stimme weniger zu geben, als abzulesen . . . Wahrhaftig, man sollte denken, hier oder nirgends tät' es Not, daß ich meinem Wuz zurief: „Bedenke, was du vor wenig Monaten warst! Überlege, daß nicht alle Menschen Kantoren werden können, und mache dir die vorteilhafte Ungleichheit der Stände zunutze, ohne sie zu mißbrauchen und ohne darum mich und meine Zuhörer am Ofen zu verachten.“ Aber nein! auf meine Ehre, das gutartige Meisterlein denkt ohnehin nicht daran, die Bauern hätten nur so gescheit sein sollen, daß sie dir schnakischem, lächelndem, trippelndem, händereibendem Dinge ins gallenlose überzuckerte Herz hineingesehen hätten: was hätten sie da ertappt? Freude in deinen zwei Herz-Kammern, Freude in deinen zwei Herz-Ohren. Du numeriertest bloß oben im Chore, gutes Ding! das ich je länger je lieber gewinne, deine künftigen Schulbuben und Schulmädchen in den Kirchstühlen zusammen und setztest sie sämtlich voraus in deine Schulstube und um deine winzige Nase herum und nahmst dir vor, mit der letzten täglich vormittags und nachmittags einmal zu niesen und vorher zu schnupfen, nur damit dein ganzes Institut wie besessen aufführe und zurief: Helf' Gott, Herr Kantner! Die Bauern hätten ferner in deinem Herzen die Freude angetroffen, die du hattest, ein Setzer von Folioziffern zu sein, so lang wie die am Zifferblatt der Turmuhr, indem du jeden Sonntag an der schwarzen Liedertafel in öffentlichen Druck gabst, auf welcher Pagina das nächste Lied zu suchen sei – wir Autoren treten mit schlechterem Zeug im Drucke auf; – ferner die Freude hätte man gefunden, deinem Schwiegervater und deiner Braut im Singen vorbereiten, und endlich deine Hoffnungen, den Bodensatz des Kommunionweins einsam auszusaufen, der sauer schmeckte. Ein höheres Wesen muß dir so herzlich gut gewesen sein, wie das referierende,

da es gerade in deinem achtwöchentlichen Eden-Lustrum deinen gnädigen Kirchenpatron kommunizieren hieß: denn er hatte doch so viel Einsicht, daß er an die Stelle des Kommunionweins, der Christi Trank am Kreuz nicht unglücklich nachbildete, Christi Tränen aus seinem Keller setzte; aber welche Himmel dann nach dem Trank des Bodensatzes in all seine Glieder zogen... Wahrlich, jedesmal will ich wieder in Ausrufungen verfallen; – aber warum macht doch mir und vielleicht euch dieses schulmeisterlich vergnügte Herz so viel Freude? – Ach, liegt es vielleicht daran, daß wir selber sie nie so voll bekommen, weil der Gedanke der Erdeneitelkeit auf uns liegt und unsern Atem drückt und weil wir die schwarze Gottesackererde unter den Rasen- und Blumenstücken schon gesehen haben, auf denen das Meisterlein sein Leben verhipft?

Karl Lebrecht Immermann (1796—1840)

WIE DER DORFSCHULMEISTER AGESEL ZUM AGESILAUS WURDE

Einigermaßen, wenn auch nicht genügend, wurde die Sehnsucht des alten Barons befriedigt, sie erhielt sozusagen, wie das Sprichwort lautet, eine Birne für den Durst, als der Schulmeister Agesiläus in seine Nähe kam. Dieser Mann, welcher früher Agesel geheißen hatte und ein alter Bekannter des Barons war, bekleidete bis zu dem Umschwunge in seinem Schicksale das Amt, die Jugend eines benachbarten Dörfchens im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Er wohnte in einer Hütte von Lehmwänden, die außer der Schulstube nur sein Schlafkämmerchen faßte, hatte dreißig Gulden jährliches Gehalt, außerdem das Schulgeld, zwölf Kreuzer für den Knaben und sechs für das Mädchen, einen Grasfleck für ein Rind und das Recht, zwei Gänse in die Gemeindeweide mit einzutreiben. Er versah seinen Dienst ohne Tadel, lehrte die Jugend nach der alten Manier, so wie sie im Dorfe seit hundert und mehreren Jahren gebräuchlich war, buchstabieren: G-e, Ge, s-u-n-d, sund, h-e-i-t, heit; Gesundheit – B-e-t, Bet, t-e-l, Bettel, s-a-c-k, sack; Bettelsack usw., und brachte die fähigsten Köpfe nicht selten so weit, daß sie Gedrucktes ohne sonderliche Anstrengung lesen lernten. Was das Schreiben anbelangte, so ging auch aus seinen Händen dieser und jener hervor, der den eigenen Namen zustande zu bringen wußte, wenn man ihn nicht übereilte, sondern ihm die nötige Zeit ließ.

In diesem Systeme war unser Schulmeister fünfzig Jahre alt geworden. Da ereignete es sich, daß die allgemeinen Steigerungen des Zeitalters auch einen

neuen Lehrplan im Lande hervorriefen, der bis zu den Dorfschulmeistern umbildend durchgreifen sollte. Seine Vorgesetzten schickten ihm ein Lehrbuch der deutschen Sprache zu, eines von denen, welche die Abc-Wissenschaft tief-sinnig und philosophisch begründen wollen, und erteilten ihm die Weisung, seine bisherige rohe Empirie zu rationalisieren, sich selbst zuvörderst aus dem Buche zu unterrichten und dann danach die veränderte Belehrung der Jugend anzufangen.

Der Schulmeister las das Buch durch, er las es noch einmal durch, er las es von hinten nach vorn, er las es aus der Mitte, und er wußte nicht, was er gelesen hatte. Denn es war darin gehandelt von Stimmlauten und Mitlauten, von Auf-, In- und Umlauten; er sollte daraus die Laute *trüben* und *verdünnen* lernen, er sollte durch Säuseln, Zischen, Pressen, durch Näseln und Gurgeln die Laute hervorbringen, er vernahm, daß die Sprache Wurzeln treibe und Seitenwurzeln, er erfuhr endlich daraus, daß das „i“ der reine Urlaut sei, und daß dessen Erzeugung durch starkes Zusammendrücken des Kehlkopfes nach dem Gaumen hin geschehe.

Er bat Gott um Erleuchtung in diesen Finsternissen, aber sein Flehen prallte zurück von dem ehernen Himmel. Er setzte sich wieder vor das Buch, mit der Brille auf der Nase, um schärfer zu sehen, wiewohl er bei Tageslicht wohl noch ohne Gläser fertig werden konnte. Ach, nur deutlicher traten seinen bewaffneten Augen die furchtbaren Rätsel des Daseins, die Sause-, Zisch-, Preß-, Nasen- und Gurgellaute entgegen! Darauf legte er das Buch weg, fütterte seine Gänse und gab einem Jungen, der gerade dazukam und sagte, der Vater wolle das Schulgeld nicht zahlen, zwei derbe Mauschellen, um durch das praktische Leben Aufschluß für die Theorie zu gewinnen. Umsonst. Er aß eine Knackwurst, sich körperlich zu stärken. Vergebens. Er leerte einen ganzen Senfopf, weil er gehört hatte, dieses Gewürz schärfe den Verstand. Eitles Bemühen!

Er legte das Buch abends vor dem Schlafengehen unter sein Kopfkissen. Leider fühlte er am anderen Morgen, daß weder die Wurzeln noch die Seitenwurzeln ihm in den Kopf gedrungen waren. Gern hätte er das Buch wie Johannes jenes vom Engel getragne, auf die Gefahr der empfindlichsten Leibschmerzen hin, verschlungen, wäre er dadurch des Inhaltes Meister geworden; aber welche Hoffnungen konnte er nach dem Bisherigen von einem so gewagten Versuche haben?

Die Schule stand still, die Kinder fingen Maikäfer oder jagten die Enten in den Teich. Die Alten aber schüttelten den Kopf und sagten: „Mit dem Schulmeister hat es seine Richtigkeit nicht.“ Eines Tages, nachdem er sich wieder in seinen verzweiflungsvollen Bemühungen um den Sinn der Dünung und Trübung abgearbeitet hatte, rief er: „Wenn ich dieser Bestie von Buch nur erst an *einem* Flecke beigekommen bin, so gibt sich vielleicht das übrige von

selbst!“ -- Er nahm sich vor, zuvörderst den reinen Urlaub „i“ nach der Anweisung des Buches zu erzeugen.

Er setzte sich daher auf seinen Grasfleck zum Rinde, welches dort, unbekümmert um rationelle Lauterzeugung, empirisch brummte, stemmte die Arme in die Seite, drückte den Kehlkopf stark nach dem Gaumen hin und stieß nun die Töne hervor, welche sich auf solche Weise veranstalten lassen sollten. Sie waren höchst sonderbar und so auffallend, daß selbst das Rind vom Grase aufblickte und seinen Herrn mitleidig ansah. Eine Menge Bauern hatte der Schall herbeigezogen; sie standen neugierig und verwundert um den Schulmeister her. „Gevattern!“ rief dieser und ruhte einen Augenblick von seiner Anstrengung aus, „paß einmal auf, ob es der reine Urlaub „i“ wird?“ Darauf gab er sich wieder an die Kehlkopfgaumendrückung. „Gott behüte“, riefen die Bauern und gingen nach Hause, „der Schulmeister ist übergeschnappt, er quiekt schon wie ein Ferkel.“

Und wirklich stand der arme Schulmeister nahe an der Grenze, über welche die Bauern ihn bereits gesprungen glaubten. Die Frist war abgelaufen, welche man ihm zum Schulunterrichte gesetzt hatte, er sollte jetzt nach dem Buche lesen lernen lassen, eine Visitation seiner Schule durch den Herrn Schulrat Thomasius nahte heran, die Verzweiflung trat ihm zum Herzen, und seine Gedanken begannen zu schwärmen. Andre sind durch das Brüten über der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria oder über dem Geheimnisse der Trinität oder von dem Gedanken an die Ewigkeit verrückt geworden; warum sollte ein Dorfschulmeisterlein nicht durch eine moderne Sprachlehre den Verstand verlieren können? Genug, ich erzähle es, und wer mir nicht glauben will, frage im Dorfe Hackelpfiffelsberg nach. Da hat sich die Geschichte zutragen, und jedes Kind weiß dort davon.

Ein reisender Student kam in jenen Tagen durch Hackelpfiffelsberg, der kehrte in der Schenke ein und vernahm von dem närrischgewordenen oder närrischwerdenden Schulmeister. Es war ein feiner, denkender Kopf, der sich besonders auf Psychologie verlegt hatte, und der daher eine große Begierde verspürte, den Kranken kennenzulernen. Er fand ihn in leinenen Ärmeln sitzen, die behaarte Brust offen, eine große weiße Nachtmütze auf dem Kopfe. „Wie geht es, Meister?“ fragte der Student. „Soso, Fremdling“, versetzte der Schulmeister. „Nicht wahr, die alten Spartaner waren Kerle? Keine müßige Gelehrsamkeit, keine Quälerei mit Umlauten, Inlauten, Brustlauten! Alles auf Tatkraft, auf das wirkliche Leben berechnet, den Körper abgehärtet, den Sinn zugespitzt zu Apophthegmen! Mich soll der Henker holen, wenn ich mir nicht alles in Zukunft lazedämonisch einrichte! Meine wackern Vorfahren! Denn was ist Agesel? Agesel ist nichts, verstümmelt, verdorben aus Agesilaus, dem tapfern Könige von Sparta. Die Türken vertrieben die Griechen, darunter waren natürlich die Nachkommen des Königs Agesilaus auch, und die haben

sich allmählich bis hieher verzettelt, die Endsilbe ist aber unterwegs verlorengegangen. Oh, man müßte nicht von den Wurzeln und den Ableitungen die zeither die Kränk' gekriegt haben, wenn man so etwas unglaublich finden wollte!"

„Hoho“, dachte der Student, „steht es dermaßen hier? Aber ein anziehender Fall! Ich muß ihn beobachten.“ Er blieb den ganzen Tag über bei dem Schulmeister und merkte durch viele Fragen aus seinen krausen Antworten endlich so viel ab, daß der Kranke in früheren Jahren eine alte Schwarte über die Sitten und Gebräuche jenes griechischen Freistaates gelesen hatte, schon damals von denselben höchlich entzückt gewesen war, daß nun gegenwärtig die gleichsam in Schlummer gelegenen Vorstellungen erwachten und ein fieberhaftes Leben in ihm gewannen. Abends trug der Student folgendes Notizenschema in seinem Tagebuche ein: „Paralysierung des Denkvermögens in einem beschränkten Geiste durch unverdaulichen Denkstoff.

Allmähliches Denk-Nichts.

Eintreten einer prägnanten antiken Idee im Vacuo.

Die Atome des aufgelösten Denkvermögens schießen an dieser Idee an.
Zustand des Rappelns.

Fixe Idee.

Außerdem vernünftiger Mensch.

NB. Nach der Ferienreise weiter auszuführen.“

Es mochte ungefähr ein Vierteljahr nach diesen Vorfällen verstrichen sein, als der Schulmeister, nur bekleidet mit einem braunen, groben Mantel, in der Hand eine junge Tanne, vor den alten Baron trat, der in seinem verwilderten französischen Garten hinter dem Schlosse die freie Luft genoß. Der Baron wußte im allgemeinen schon von den Dingen, die seinem Bekannten widerfahren sein sollten, und trat daher drei Schritte vor ihm zurück, besonders da er ihn mit dem nicht gerade dünnen Tannenstamme gerüstet sah. Aber der Schulmeister lächelte und legte, als ob er die Gedanken des anderen erriete, die junge Tanne ab. Dann machte er dem Baron eine höfliche Verbeugung und sprach die üblichen Begrüßungsworte, ohne daß in Ton oder Wendung etwas Exzentrisches hervorgesprungen wäre. Der Baron faßte daher Mut, ging auf den Schulmeister zu, ergriff seine Hand und sagte: „Nun, wie geht's euch, alter närrischer Teufel? Was für Streiche habt Ihr denn angefangen, Agesel?“ „Agesilaus, wenn ich bitten darf, gnädiger Herr“, erwiderte der Schulmeister sanft und höflich. „Ich habe diesen meinen guten, ehrlichen Stammnamen wieder angenommen.“

Der Baron entfernte sich nun doch wieder etwas von seinem Besuche und sah ihn mit scheuen Blicken von der Seite an. Der Schulmeister aber fuhr gesetzten Wesens so fort: „Ich weiß, was Sie von mir denken, mein Gönner.

Sie halten mich für verrückt. Sie irren sich, Herr Baron, ich bin nicht verrückt. Es sollte mir leid tun, wenn ich mich in diesem Zustande befände, denn dann könnten Sie mir mit Recht dasjenige versagen, um welches ich Sie dringend ansprechen muß. Ich habe meine fünf Sinne vollkommen beisammen und weiß, daß ich ein Nachkomme des alten Königs Agesilaus bin, daß ich folglich die Verpflichtung habe, spartanisches Leben und Wesen in mir darzustellen, welches wohl überhaupt ein herrliches Korrektivum für diese weichliche, abgeschwächte, übergelahrte und sophistische Zeit sein möchte.“

Der Baron fragte, um nur etwas zu sagen: „Ist es denn wahr, was ich gehört habe, daß Ihr abgesetzt seid, Herr . . . Herr . . . Agesilaus . . . nicht? So nennt Ihr Euch?“

„Abgesetzt allerdings, fortgejagt, wenn Sie so wollen, durch den Schulrat Thomasius“, erwiderte Agesilaus ruhig. „Nachdem ich das grammatische Fieber, in welches ich durch jene Höllen-Lautlehre gestürzt worden war, überwunden hatte, hielt ich es für meine Schuldigkeit, die mir anvertraute Dorfjugend lazedämonisch zu bilden. Ich wies sie daher an, zu stehlen und sich nur nicht treffen zu lassen, um ihre List und Kühnheit zu üben, ich erregte Streit und Schlägerei unter ihnen, um ihre Herzhaftigkeit zu prüfen, und ich prügelte sie allwöchentlich dreimal ohne Grund ab, nach dem Muster der Geißelung am Altar der Diana. Herrlich schlug auch meine Methode an. Die Jungen fanden, daß noch nie so lustig Schule gehalten worden sei, rauchten sich, daß es eine Art war, ohne zu mucksen, stahlen ihren Eltern die Äpfel vor der Nase weg und ließen sich nicht erwischen, verschmerzten selbst die grundlosen Prügel wegen der sonstigen Ergötzlichkeiten, die sie jetzt ungestraft hatten. Aber die dummen Bauern konnten meinen Plan nicht fassen. Sie schrien, daß ich ihre Brut von Grund aus verderbe, und verklagten mich. Da hat mich nun der Schulrat – nun, er ist auch keiner von den hellsten Köpfen – von dannen getrieben, und also ereilte mich das Fatum.“

„Ich wundre mich nur“, sagte der Baron, der sich noch immer von seinem Erstaunen nicht erholen konnte, „über alle die gelehrten Anspielungen, die Euch da so vom Munde stäuben wie Federn vom Kissen, wenn das Bett gemacht wird. Woher habt Ihr das Fatum und die sophistische Zeit und was Ihr sonst noch vorbrachtet?“

„Es kommt mir alles dieses und mehreres dergleichen, wenn ich es gebrauche, wie durch innere Eingebung und Erleuchtung“, antwortete der Schulmeister. „Seit die Urerinnerung an meine tapferen und unvergleichlichen Vorfahren in mir aufgewacht ist, stehen meinem Geiste Dinge zu Gebote, welche freilich vordem in meinem Dorfleben mir nicht geläufig waren.“

Er trug nun dem Baron sein Anliegen vor, welches darin bestand, ihm Obdach und notdürftige Leibesnahrung zu gewähren, da er nach seiner Absetzung von allem entblößt sei und nichts besitze, als was er um und an sich

trage. Der Baron nahm Abstand, einen tollen Menschen (denn dafür hielt er den Schulmeister) im Schlosse zu beherbergen, gleichwohl litt es sein gutes Herz nicht, einen Dürftigen hungern und frieren zu lassen. Er wies ihm daher ein kleines, verfallenes Gartenhäuschen, welches in der entferntesten Ecke des französischen Gartens auf einem Schneckenberge stand und ehemals grün angestrichen gewesen war, zum Quartier an. Damit war sein Schutzbefohlener vollkommen zufrieden. Er zog ein, nannte den Schneckenberg das Gebirge Taygetus und taufte ein kleines Wässerchen, welches ziemlich träge unter sogenanntem Entenflott in der Nähe dahinschlich, zum Eurotas um. Einmal des Tages kam er auf das Schloß, mit den Bewohnern ihre kärgliche Mahlzeit zu teilen; die zweite hielt er in seiner Behausung ab. Sie pflegte in der Regel aus einer Art von Mehlbrei zu bestehen, den er auf dem Schneckenberge an Reisigfeuer zurichtete und seine schwarze Suppe nannte. Außer seinem Mantel hatte er keine Kleidungsstücke; sein Getränk schöpfte er vom Brunnen mit einem alten irdenen Topfe, der ihm den spartanischen Becher oder Kothon bedeuten mußte und von welchem er rühmte, daß er wie jenes antike Schöpfgefäß wegen seines eingebogenen Randes jegliches Trübe und Unreine vom Munde abhalte; alle Woche aber holte er vom Schlosse sich frisches Stroh zur Lagerstatt und hieß dies, sich Schilf im Eurotas schneiden.

Johann Heinrich Daniel Zschokke (1771—1848)

DIE SCHULMEISTERWAHL

Da wurde die Gemeinde nach vollendetem Gottesdienst zusammenberufen, weil es um die Erwählung eines neuen Schulmeisters zu tun war. Oswald ging auch an die Gemeinde. Elsbeth stand in der Ferne bei den Weibern und Töchtern. Sie hatte große Angst, daß Oswald reden werde, was den Leuten mißfallen könnte, und darum ihren Vater gebeten, den Oswald, wenn er aufbrause, zu besänftigen. Auch kam der Müller Siegfried dem Oswald nicht von der Seite.

Der erste Vorsteher, Herr Brenzel, eröffnete der Gemeinde, um was es zu tun sei, und sagte: Weil der Schulmeisterdienst erledigt und ein geringer Dienst mit vieler Mühe sei, indem die Besoldung nur aus vierzig Gulden bestehe, sei es ein Glück, daß er der Gemeinde einen wackeren Mann vorschlagen könne, der das Amt annehmen wolle. Das sei der Schneider Specht, dessen Profession schlecht ginge, und der ihm mütterlicherseits etwas verwandt wäre.

Darauf schlug der Adlerwirt Kreidemann, als zweiter Vorsteher, seinen armen Vetter, den lahmen Geiger Schluck vor, der um so eher Vorzug verdiene, weil er, statt vierzig Gulden zu nehmen, wegen Dürftigkeit der Gemeinde mit fünfunddreißig zufrieden sein wolle.

Der Schneider Specht, als er sah, daß sich die meisten Bauern für den Geiger erklären würden, sagte demselben alle Sünd und Schande nach und erbot sich, mit dreißig Gulden zufrieden zu sein.

Der Geiger ward darüber so erbost, daß er den Specht einen Dieb und Ehebrecher und meineidigen Schelm hieß und sich für fünfundzwanzig Gulden zum Schulmeister antrug. Der Schneider erklärte, den Geiger wegen der Schimpfreden vor Gericht zu ziehen, aber um so geringen Lohn wolle er nicht schulmeister.

Da sich nun weiter zu dem Dienst niemand meldete, weil sich kein Ehrenmann zu einer Stelle hergab, die von jeher verachtet und nur von Leuten gesucht war, sie sonst nichts hatten, so war die Gemeinde schon entschlossen, sie dem Schluck als einen Nebenverdienst zu geben. Denn dieser konnte doch notdürftig schreiben und rechnen.

Aber nun drängte sich Oswald hervor, ward blaß und rot im Gesicht und schrie: „Dem Küh- und Säuhirten, der euer Vieh auf die Weide treibt, gebet ihr bessern Lohn, als dem Schulmeister, der eure Söhne und Töchter in Gottesfurcht und nützlichen Dingen unterrichten soll. Eure Kinder sind Menschen, geschaffen, ein Ebenbild Gottes auf Erden zu sein, aber nicht euer Vieh. Schämet ihr euch nicht der Sünde, die ihr tut? – Aber ich weiß gar wohl, der Gemeindegeldbeutel ist immer leer, wenn für das Nützliche gesorgt werden soll, und Schulgeld können die armen Leute nicht zahlen, die kaum Erdäpfel und Brot und Salz haben. So will ich denn ein Übriges tun, und ich biete euch an, Schulmeister zu werden, und verlange gar keinen Lohn. Ich sage noch einmal, ich will Schulmeister sein, es soll weder der Gemeinde noch den Haushaltungen einen Kreuzer kosten!“

Die Leute sahen sich einander verwundert an und den Oswald. Einige wollten ihn nicht haben und sagten, er könne oder wolle die armen Seelen der Kinder vielleicht dem Teufel verkaufen. Aber die meisten bedachten, daß kein anderer den Dienst so wohlfeil übernehme, und lärmten und schrieten, Oswald solle Schulmeister sein. Also wurden die Stimmen abgehört, und Oswald ward zum Schulmeister erwählt.

Als dies Elsbeth hörte, wollte sie vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken. Denn im Dorfe war außer dem Dorfwächter und dem Säuhirt keiner geringer gehalten, als der Schulmeister. Sie rannte ganz außer sich zur Mühle, als wäre ihr das größte Unglück und die bitterste Schmach widerfahren. Auch der ehrliche Müller Siegfried schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Ich glaube, der Oswald ist im Kopf verrückt.“

Jedoch Oswald blieb bei seinem Entschluß. So ward er vom Gemeinderat nach Vorschrift der obrigkeitlichen Schulpflege in Vorschlag gebracht. Er mußte sich in der Stadt prüfen lassen, und weil er eine zierliche Hand schrieb, im Rechnen mehr verstand, als für Bauern nötig zu sein schien, ward er förmlich bestätigt.

Berthold Auerbach (1812—1882)

ANFANG IN DER SCHULE

Als die Glocke zur ersten Schulstunde läutete, bebten die Töne in Eugens Herzen nach. Er saß allein in seiner Stube. Er war zweifelhaft gewesen, ob er die Kinder im Schulzimmer erwarten sollte oder sie erst sich sammeln und ordnen ließe; er hatte letzteres gewählt und hörte nun neben sich plaudern und lärmern, weinen und lachen.

Endlich trat er ein. Feierliche Stille herrschte.

„Willkommen, ihr lieben Kinder!“ rief er, sie überschauend. Mit offenem Mund glotzten ihn alle an, und nur einige Mädchen blickten scheu auf die Bank vor ihnen.

„Wie sagt man, wenn man jemand grüßt?“ fragte Eugen.

„Grüß Gott!“ antwortete ein Knabe mit einer Hasenscharte, sogenanntem Hasenmaul, der in der ersten Bank saß.

„Und ihr alle, wie sagt ihr?“ fragte Eugen wieder.

„Grüß Gott! Grüß Gott“ rief es nun von allen Seiten, sie wollten gar nicht damit aufhören. Als Eugen sie bedeutete, es sei jetzt genug, folgte noch Kichern und Pispern und Aufschreien einzelner Gestoßener.

Eugen faßte die Hand des ersten Knaben und des ersten Mädchens und sagte dann:

„Steht alle auf. Jeder reiche dem Nachbar hüben und drüben die Hand.“

Mancherlei Hin- und Herfragen, mancherlei Unordnung und Unfug gab es noch, bis das Befohlene bewerkstelligt war; Eugen fing schon an, dieses Vorhaben zu bereuen, aber der erste Schritt durfte nicht wieder rückgängig gemacht werden. Hand in Hand standen die Kinder, und Eugen sagte feierlich: „Kinder! Wie ich hier die Hand dieser beiden halte und eure Hand wiederum sie faßt, so halte ich euch alle. Sagt: habt ihr den lieb, der euch lieb hat?“

„Ja!“ erscholl es laut und lang.

„Nun denn, so werden wir gut miteinander auskommen. Tüchtig lernen und lustig sein, so wollen wir's halten.“

Es ist leichter, solch eine ungewöhnliche Szene anordnen, als sie wieder auflösen, das erfuhr Eugen; denn es zeigte sich offenbar, daß die Kinder nicht wußten, was das sein und wo das hinaus solle. Eugen sagte daher schnell zu dem Knaben, den er an der Hand gehalten: „Bete vor.“

„Welches Gebet?“

„Welches du willst.“

Während die Kinder die gefalteten Hände auf die Tische vor sich gelegt, dem Vorbeter leise nachsprachen oder ihm bloß zuhörten, sah Eugen die Worte auf Deegers Pult vor sich: Liebe, Geduld.

Endlich mußte nun doch der Unterricht beginnen. Eugen ging mit gefalteten Händen in raschen Schritten die Stube auf und ab; er fragte nach dem Stundenplan, niemand hatte einen solchen, wie die Verwilderung überhaupt gewaltig schien; er gab nun den Kindern auf: jedes solle auf ein Zettelchen den Namen dessen schreiben, den es von seinen Mitschülern für den bravsten halte, und von dem es sich am liebsten etwas befehlen ließe. Er mußte noch lange erklären, daß er mit diesen zwei Eigenschaften nicht zwei Personen meine, und wie sie bei ihrem Ausspruch keine Rücksicht auf Reichtum usw. nehmen sollten, und nun mußte er nochmals erklären, daß ein Kind reicher Eltern nicht ausgeschlossen sein dürfe, und jetzt schrien mehrere, es fehlen viele, und ob man auch die nicht da seien aufschreiben dürfe. Eugen verneinte.

Des Klosemichels Mareile fragte Eugen schüchtern, ob die Mädchen für sich auch ein Mädchen wählen dürfen. Eugen bejahte; der Kopf war ihm ganz wirbelig von dem vielen Getöse, es war ihm, als ob die Kinder leibhaftig an ihm zerrten; nachdem nun aber der Gleichschritt einmal aufgelöst war, mußte in solchem fest ans Ziel geführt werden.

Als er endlich die Zettel einsammelte, fiel ihm ein, daß die Kinder ja auch singen könnten, und lächelnd rief er: „Kinder singt! Mareile fang ein Lied an“, und lustig brauste der Klang dahin. Die Kinder sangen das Höltyische Lied: „Üb immer Treu und Redlichkeit.“ Was ist das, den jungen Seelen zuzurufen: „Weiche keinen Fingerbreit von Gottes Wegen ab?“ Wie weit liegt diese Welt von jenem natürlichen Weg, wo dem jungen Gemüte das Rechtschaffene als Natürliches und Notwendiges erweckt ist. Man stellt Preisfragen über Verbannung der abstrakten Methode, und die ganze Sittenlehre bewegt sich in hohlen Allgemeinheiten. Eugen befahl, immer weiter zu singen, bis er das Mehr in den Zetteln herausgebracht hatte. Die Zuversicht Mareiles hatte ihr die Gunst ihres Wahlkreises zugewendet, sie war fast einstimmig gewählt; unter den Knaben schwankte die Wahl zwischen Franz Metzler und Dagobert Steinhäuser, bis sich endlich zuletzt für Dagobert das Mehr herausstellte. Als Eugen ihn aufrief, erwies sich der Hasenschartige als Inhaber dieses Namens, und Eugen erfuhr, daß dies der Sohn des im Zuchthaus

sitzenden Schlossers sei. Eugen erklärte nun, daß er die beiden Gewählten vorerst als seine Gehilfen annehme, bis er selber die Kinder alle kenne; er berief noch den Franz, den er als Sohn des Sonnenwirts kannte, und befahl, daß ein Verzeichnis der fehlenden Kinder gemacht werde. Es waren nur zweiundneunzig Kinder zugegen, und doch waren hundertzweiunddreißig als schulpflichtig bezeichnet.

Eugen ließ hierauf die Kinder nacheinander jedes einzeln an sein Pult herankommen und fragte nach dem Namen. Selbst diese einfache Frage mußte er oft mehrmals wiederholen, bis sie ihm beantwortet wurde. Die Gefragten wurden oft durch wiederholtes Drängen zum Weinen gebracht, so daß die Umstehenden ihre Namen angeben mußten. – Viele Kinder waren nachlässig gekleidet, ungewaschen und ungekämmt; solches wurde streng gerügt mit der Drohung, daß künftig jedes Unordentliche sogleich wieder heimgeschickt werde. Die Kinder merkten bald wie durch einen Naturtrieb, daß die Strenge wie die Leutseligkeit Eugens eine Wahrheit in ihm sei, und eine gewisse Bewegung in den Gemüthern war unverkennbar; hier und dort wehrte eines das andere still ab, das mit ihm plaudern wollte.

Als Dagobert und Franz fragten, ob sie auch die ausgewanderten Kinder aufschreiben müßten, empfand Eugen plötzlich, welch ein Riß auch hier in dem Kinderkreise und in den Kinderherzen durch die Auswanderer entstanden sein müsse. Er sprang schnell von dieser Empfindung ab, und nachdem er über den Ort, wohin die Ausgewanderten gezogen waren, gefragt und ungenügende Antworten erhalten hatte, erschien es ihm angemessen, jetzt bei den hierfür offenen Seelen einen geographischen und geschichtlichen Unterricht daran zu knüpfen. Er schilderte genau an der Weltkarte die Reise der Auswanderer, sodann die Entdeckung von Amerika, die Beschaffenheit des Landes usw. Sein Vortrag wurde voll Wärme, und die Kinder hörten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, worauf er zuletzt der ersten Klasse die Aufgabe stellte, das Gehörte aufzuschreiben, während er sich mit den Kleinen beschäftigte, sie lesen und buchstabieren ließ.

Es war bald Mittag, als endlich der Schultheiß kam; er räusperte sich lange, dann sprach er: „Kinder! Jetzt höret, was ich sag’: folget dem Herrn Lehrer, sonst fahret ihr dem Teufel lebendig in den Rachen.“ Was sollte Eugen gegen diese Rede tun? Er hatte schon viel Mühe, den Schultheiß von dem Vorschlag abzubringen, daß man den Kindern als Feier des Schulanfangs heute Mittag freigeben solle. Eugen fand nur schwer Eingang mit seiner Darlegung, daß eine Festesfeier nur darin bestehen könne, sich dessen zu entledigen, was man eben feierte. Mit abermaligem Gesang endete der erste Schulmorgen. Wie aus brausenden Meereswellen auftauchend atmete Eugen, als er ins Freie trat.

In der Schule war es ihm leicht und frei, er hatte ja, wenn auch nur noch kurz, eine Schule wie sie die Zukunft heischt, selbständig und ohne anmaß-

liche Überwachung der Kirche. Die beiden Hauptpunkte, Disziplin und Lehrform, lernte er immer leichter handhaben. In der Schulzucht nicht zu viel tun, nicht die Zügel zu straff halten, und wenn sich das untunlich erweist, zu nachgiebig zu werden und die Zügel aus der Hand zu lassen, das lernte er nun, und seine Mitregenten halfen ihm getreulich. Der Sansküllotte ward milder behandelt, denn es zeigte sich, daß das Lügen ein sehr verbreitetes Laster geworden war. Eugen verkündete allgemeine Amnestie mit der Drohung schwerer Ahndung für die Zukunft. In der Lehrform gelangte er zu der Einsicht, daß man zu leicht glaubt, die Kinder verstünden etwas noch nicht, und man erklärt es ihnen so lang und breit, daß man die Kinder langweilt, ja sogar durch vieles Erklären verwirrt; denn haben sie das Erklärte gefaßt, so macht sie das Dreschen auf das Stroh wieder irre, oder sie glauben auf manche Worte nicht aufmerksam sein zu brauchen, und das schadet für später.

An zwei Worte, die heute in der Sprachlehre vorkamen, knüpfte er abgehende Betrachtungen, die viel Aufmerksamkeit erregten; das eine Wort hieß: „rechtschaffen“, und erklärte, wie schön und herrlich der Ausdruck und die Sache sei; das andere Wort hieß: „ausgemergelt“, und an die Erklärung des Mergels knüpfte er einen Hinweis auf die Bodenkunde, zu deren näherer Kenntnis er dadurch reizte. Er wußte wohl, daß es den Kindern nichts nützt, wenn man ihnen sagt: der Mergel enthält ein Zehnteil kohlen-saures Ammoniak; das sind Worte für ein Wort. Er wies auf die verschiedenen Kräfte des Mergels überhaupt hin und seine entsprechende Mischung von Ton, Kalk und Sand, und wie alles darauf hinauskomme, die Zersetzungstätigkeit des Bodens zu fördern und seine Bündigkeit zu lösen. Die Kinder waren erstaunt, wie Eugen ihre gewohnte Welt mit neuer Erkenntnis durchdrang und wie schon die Redeweise ausdrückt, daß der Erstaunende Mund und Auge aufsperrt, so öffnen sich auch die verborgenen Tore der Seele, und hier liegt das Geheimnis, daß die sogenannten Wunder den versteckten Sinn der Menschen aufsprengen und Offenbarungen in ihm eindringen machen. Von der Bodenkunde leitete Eugen wieder auf das Sittliche über, und wenn er auch wohl fühlte, daß er das Bild hier nicht ganz ausführen könne, durfte er doch erklären, wie es auch hier gelte, die verschiedene Naturkraft in jedem Boden zur Bewegung und Tätigkeit zu fördern, zu verbessern, den inneren Acker so zu bestellen, daß er stets das Entsprechende hervorbringe – rechtschaffen sei.

So übte er von selbst den großen Grundsatz Jacotots: „Alles ist in Jedem. Lerne etwas und beziehe alles andere darauf.“

Als die Schule zu Ende war, leuchtete das Antlitz Eugens in hellem Glanz, als wären die Strahlenblicke der Kinder, die zu ihm aufschauten, dran hangengeblieben.

ZWEI LEHRERGESTALTEN

Silberlöffel

In einem dunkeln Sackgäßchen, in einem einstöckigen Gebäude, welches einst als Spritzenhaus diente, hatte die Kommune die Schule für ihre Armen eingerichtet, nachdem sie sich so lange als möglich geweigert hatte, überhaupt ein Lokal zu so überflüssigem Zweck herzugeben.

Es war ein feuchtes Loch; fast zu jeder Jahreszeit lief das Wasser von den Wänden; Schwämme und Pilze wuchsen in den Ecken und unter dem Pult des Lehrers. Klebrignas waren die Tische und Bänke, die während der Ferien stets von einem leichten Schimmelanfluge überzogen wurden. Von den Fenstern wollen wir lieber nicht reden; es war kein Wunder, wenn sich auch in ihrer Nähe die interessantesten Schwammformationen bildeten. Ein Wunder war es auch nicht, wenn sich auch in den Extremitäten des Lehrers die allerschönsten Gichtknoten und in seiner Lunge die prachtvollsten Tuberkeln bildeten. Es war kein Wunder, wenn zeitweise die halbe Schule am Fieber krank daniederlag. Hätte die Kommune auf jedes Kindergrab, welches durch ihre Schuld auf dem Kirchhofe geschaufelt wurde, ein Marmordenkmal setzen müssen, sie würde sehr bald für ein anderes Schullokal gesorgt haben.

Karl Silberlöffel unterschrieb sich der Lehrer auf den stupenden Geldsummen, welche ihm der Staat quatermberweise auszahlte. Ach, der Arme führte seinen Namen nur der Ironie wegen; er war nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren. Er hätte dem Kultusminister viel Stoff zum Nachdenken geben müssen, wenn nicht diese verehrliche und hochlöbliche Behörde von Wichtigerem absorbiert gewesen wäre. Wie kann sich die hohe Behörde um den Lehrer Silberlöffel bekümmern, wenn die Frage: welches Minimum von Wissen den unteren Schichten der Gesellschaft ohne Schaden und Unbequemlichkeit für die höchsten gestattet werden könne — noch immer nicht gelöst ist? Noch lange Zeit werden die mit der Lösung dieser Frage beauftragten Herren die Volkslehrer als ihre Feinde betrachten und es als eine höchst abgeschmackte und lächerliche Forderung auffassen, wenn böswillige, revolutionäre Idealisten verlangen: auch ein hohes Ministerium möge seinen Feinden Gutes tun und sie zum wenigsten anständig kleiden und notdürftig füttern. Oh, du gute alte Zeit, wo die Menschheit noch aus der Hand des einen Unteroffiziers in die des andern überging! oh, du gute alte Zeit, wo nicht allein die Armee unter dem Korporalstock stand!

In dem Spritzenhause zu Neustadt saßen rechts die Mädchen, links die Knaben. Zwischen diesen beiden Abteilungen lief ein Gang, von der Tür

zum Pult des Lehrers, und in diesem Gange hustete Silberlöffel auf und ab, ohne daß es einen in der jugendlichen Schar rührte. Lang, sehr lang war der Arme; häger, sehr häger war er; sehr melancholisch sah er aus und das mit Recht.

Ein anderer an seiner Stelle hätte sich in dem feuchten und kalten Raume munter und warm geprügelt; aber selbst dazu war er nicht mehr imstande. Seine schwachen Versuche in dieser Hinsicht galten nur für gute Späße; seine Autorität stand unter Null. Ein herzerreißender Vorwurf für alle Wohlgekleideten war der Anzug dieses verdienstvollen Mannes; der Hut führte mit seinem Besitzer eine wahre Tragödie auf. Zwischen beiden handelte es sich darum, wer den anderen überdauern würde, und der Hut schien zu wissen, daß er gewinnen würde. Ein diabolischer Hohn grinste aus seinen Beulen und Schrammen. Das Scheusal wußte, daß es auch noch den Nachfolger des armen schwindsüchtigen Mannes überleben könne: es machte sich nicht das geringste aus dem Schimmel und Schwamm des Spritzenhauses . . .

Am nächsten Morgen kam der Lehrer nicht in das Spritzenhaus; ein Blutsturz war in der Nacht über ihn gekommen, und zum Sterben krank lag er auf seinem Bett in seiner schlechten, kalten Stube. Ein anderer nahm seine Stelle an dem Marterpult in der Armenschule ein; Karl Silberlöffel war aufgebraucht wie ein Rad in der Maschine. Ein anderes Rad wurde eingesetzt; langsam drehte sich das Ding weiter, und „unsere fortschreitende Bildung und humane Entwicklung“ war und blieb das Lieblingsthema manches wohlmeinenden Mannes . . .

Der todkranke Mann hielt lange die Hand seines Schülers und sah ihm lange und tief in die Augen. Aber in dem Blicke, mit welchem er den Knaben ansah, war jetzt nichts mehr von jenem Elend zu finden, welches ihn durch sein dunkles, kurzes Leben unablässig bedrängt und ihm gnadenlos jedes freiere Aufsehen und Aufatmen verwehrt hatte . . . Auf seinem Sterbebette fühlte sich der Armenschullehrer zum ersten Male als ein freier Mann, der sich vor niemand mehr zu neigen und in den Winkel zu drücken brauchte. Der alte, rötliche diabolische Hut, der hinter der Tür am Nagel hing, hatte freilich das Spiel gewonnen, aber weder er noch ein hochlöbliches Kultusministerium zogen einen großen Vorteil davon, der eine wurde als Vogelscheuche in ein Kornfeld gestellt und das andere – blieb fürs erste, was es war.

Man begrub den Armenschullehrer einige Tage vor Weihnachten, und die Schule unter dem Nachfolger folgte dem Sarge. Nicht über reinen Schnee, sondern durch ein schmutziges Schlackenwetter trug man den Leichnam und scharfte ihn kurz und gut ein ohne das allergeringste Gepränge. Die Schule zerstreute sich vom Kirchhofe und flatterte auseinander gleich einem Sper-

lingsschwarme. Für das Kind hat der Tod doch eigentlich keinen Sinn: erst wenn uns das Leben recht zusammengerrüttelt und geschüttelt hat, geht uns das rechte Verständnis dafür auf.

Roder

Roder ist einer jener Volkslehrer, wie sie nur Deutschland hervorbringt. Er ist, wie es sich fast von selbst versteht, der Sohn eines Schulmeisters, der wiederum der Sohn eines Schulmeisters war; denn wenn es einen Stand gibt, welcher sich durch Generationen fortpflanzt, so ist es das deutsche Volkslehrertum. Da bringt der Vater vom Lande einen seiner gewöhnlich sehr zahlreichen Söhne in die Stadt; mit einer Bibel, einem Gesangbuch und vor allem einem Choralbuch als Bibliothek. Der Junge ist der Stolz seines Vaters. Wer hat ein größeres Talent, die Orgel zu spielen? wer hat eine bessere Stimme – wenn sie auch gerade sich setzt? So ausgerüstet betritt der junge Gelehrte den Schauplatz seiner weiteren Ausbildung; gewaltig packt ihn anfangs das Heimweh unter der wilden Bande seiner Mitschüler, die ihn hänseln und zum besten haben in seiner Gutmütigkeit und Unerfahrenheit. Das Leben ist ihm anfangs nur ein erster April, wo man die Narren „umherschickt – in den April“. Selbst der Zuwachs seiner Bibliothek, bestehend aus den Schulbüchern seiner Klasse und Funkes Naturgeschichte, vermag ihn nur mittelmäßig zu trösten; ein größerer Freund ist ihm in dieser Epoche seines Daseins das alte wacklige Klavier, welches ihm der Vater für ein Billiges gemietet und in sein Dachstübchen gestellt hat. Davor sitzt der Arme und spielt seine Choräle und Volksweisen – letztere nach dem Gehör, und denkt zurück an sein Dorf, an seine Eltern und Geschwister, und vor allem an die Schule, in welcher er der Erste war – ja sogar in der Ernte den Vater zuweilen vertreten durfte; während er hier – er, der große Bengel! – ganz unten seinen Platz unter den Kleinsten, Dummsten und Faulsten bekommen hat!

Warte nur, armer Kerl – sieh, da bricht schon der erste freudige Strahl in dein dunkles Sein. Gewöhnlich gibt es auf jeder Schule einen Lehrer, der ein Original, ein Sammler, vielleicht ein leidenschaftlicher Naturfreund ist, womit meistens die Gabe der Mitteilung sich verbindet, dem begegne du armes einsames Gemüt, und du wirst einen Freund gefunden haben. Jetzt verändert sich alles!

Welch ein Schweifen nun über Berg und Tal; Welch ein Versenken in all die kleinen und kleinsten gewaltigen Wunder in der Luft, im Wasser, auf und unter der Erde! Wie sich das Dachstübchen füllt mit Kätern, Schmetterlingen, Herbarien usw. Welch eine selige Ermüdung an jedem Abend, Welch ein Träumen in der Nacht, Welch ein Erwachen am Morgen!

Nun zieht eine Wissenschaft alle andern nach sich; die Klassen werden durchflogen – den Schiller lernen wir auswendig, und die Welt dehnt sich

immer schöner und weiter vor uns aus. – Ach ein Faust zu sein, ist es nicht nötig, alles studiert zu haben: Das Wollen allein genügt, den Mephistopheles aus dem Nebel hervortreten zu lassen!

Stütze nur die heiße Stirn auf die Hand, du Sohn Deutschlands, in langen durchwachten Nächten, beschwöre nur die Geister alter und neuer Zeit herauf, sie sind doch stets um dich, die Gespenster: Lebensnot und Zweifel und verbegliches Streben!

Der Arm der Notwendigkeit faßt dich und schleudert dich mit deinem Wissensdrang in ein abgelegenes Walddorf oder an die Armenschule einer großen Stadt; da begrab dein volles Herz und suche – zu vergessen!

Glücklich, wenn du's kannst; glücklicher aber vielleicht doch, wenn es dir gegeben ist, auch hier weiter zu suchen. Der Pulsschlag des Weltgeistes pocht, ja überall: „Suchet, so werdet ihr ihn finden!“ sagt das schönste der Bücher, das so leicht zu verstehen ist und so schwer verstanden wird.

(Einige Jahrzehnte später): „Sie haben ihn im Jahre 1849 nach Amerika gejagt, sie fürchteten sich gewaltig vor ihm.“

Heinrich Mann (1871—1950)

PROFESSOR UNRAT

Da er Raat hieß, nannte die ganze Schule ihn Unrat. Nichts konnte einfacher und natürlicher sein. Der und jener Professor wechselten zuweilen ihr Pseudonym. Ein neuer Schub Schüler gelangte in die Klasse, legte mordgierig eine vom vorigen Jahrgang noch nicht genug gewürdigte Komik an dem Lehrer bloß und nannte sie schonungslos beim Namen. Unrat aber trug den seinigen seit vielen Generationen, der ganzen Stadt war er geläufig, seine Kollegen benutzten ihn außerhalb des Gymnasiums und auch drinnen, sobald er den Rücken drehte. Die Herren, die in ihrem Hause Schüler gepflegten und sie zur Arbeit anhielten, sprachen vor ihren Pensionären vom Professor Unrat. Der aufgeweckte Kopf, der den Ordinarius der Untersekunda hätte neu beobachten und nochmals abstempeln wollen, wäre nie durchgedrungen; schon darum nicht, weil der gewohnte Ruf auf den alten Lehrer noch so gut seine Wirkung übte wie vor sechsundzwanzig Jahren. Man brauchte nur auf dem Schulhof, sobald er vorbeikam, einander zuzuschreien: „Riecht es hier nicht nach Unrat?“ Oder: „Oho! Ich wittere Unrat!“

Und sofort zuckte der Alte heftig mit der Schulter, immer mit der rechten, zu hohen, und sandte schief aus seinen Brillengläsern einen grünen Blick, den die Schüler falsch nannten, und der scheu und rachsüchtig war: der Blick eines Tyrannen mit schlechtem Gewissen, der in den Falten der Mäntel nach

Dolchen spähte. Sein hölzernes Kinn mit dem dünnen, graugelben Bärtchen daran klappte herunter und hinauf. Er konnte dem Schüler, der geschrien hatte, „nichts beweisen“ und mußte weiterschleichen auf seinen mageren, eingeknickten Beinen und unter seinem fettigen Bauernhut.

Zu seiner Jubelfeier im Vorjahre hatte das Gymnasium ihm einen Fackelzug gebracht. Er war auf seinen Balkon getreten und hatte geredet. Während alle Köpfe, in den Nacken gelegt, zu ihm hinaufsahen, war plötzlich eine unschöne Quetschstimme losgegangen:

„Da ist Unrat in der Luft!“ Andere hatten wiederholt: „Unrat in der Luft! Unrat in der Luft!“

Der Professor dort oben fing an zu stottern, obwohl er den Zwischenfall vorausgesehen hatte, und sah dabei jedem der Schreier in den geöffneten Mund. Die andern Herren standen in der Nähe; er fühlte, daß er wieder einmal „nichts beweisen“ könne; aber er merkte sich alle Namen. Schon tags darauf gab der mit der gequetschten Stimme dadurch, daß er das Heimatdorf der Jungfrau von Orleans nicht kannte, dem Professor Gelegenheit zu der Versicherung, er werde ihm im Leben noch oftmals hinderlich sein. Richtig war dieser Kieslack zu Ostern nicht versetzt worden. Mit ihm blieben die meisten in der Klasse zurück von denen, die am Jubiläumsabend geschrien hatten, so auch von Ertzum. Lohmann hatte nicht geschrien und blieb dennoch sitzen. Dieser erleichterte die Absicht Unrats durch seine Trägheit und jener durch seine Unbegabtheit. Nächsten Spätherbst nun, an einem Vormittag um elf, in der Pause vor dem Klassenaufsatz über die Jungfrau von Orleans, geschah es, daß von Ertzum, der der Jungfrau immer noch nicht nähergetreten war und eine Katastrophe voraussah, in einem Anfall von schwerfälliger Verzweiflung das Fenster aufriß und aufs Geratewohl mit wüster Stimme in den Nebel hinausbrüllte: „Unrat!“

Es war ihm unbekannt, ob der Professor in der Nähe sei, und es war ihm gleichgültig. Der arme, breite Landjunker war nur von dem Bedürfnis fortgerissen worden, noch einen kurzen Augenblick seinen Organen freies Spiel zu gewähren, bevor er sich für zwei Stunden hinhocken mußte vor ein weißes Blatt, das leer war, und es mit Worten bedecken aus seinem Kopf heraus, der auch leer war. Tatsächlich aber ging Unrat grade über den Hof. Als der Ruf aus dem Fenster ihn traf, machte er einen eckigen Sprung. Im Nebel droben unterschied er von Ertzums knorrigen Umriß. Kein Schüler hielt sich drunten auf, keinem konnte von Ertzum das Wort zugerufen haben. Dieses Mal, dachte Unrat frohlockend, hat er mich gemeint. Diesmal kann ich es ihm beweisen. Er nahm die Treppe in fünf Sätzen, riß die Klassentür auf, hastete zwischen den Bänken hindurch, schwang sich, in das Katheder gekrallt, auf die Stufe. Da blieb er bebend stehn und mußte Atem schöpfen. Die Sekundaner hatten sich zu seiner Begrüßung erhoben, und äußerster Lärm war jäh

in ein Schweigen versunken, das förmlich betäubte. Sie sahen ihrem Ordinaris zu wie einem gemeingefährlichen Vieh, das man leider nicht totschiessen durfte, und das augenblicklich sogar einen peinlichen Vorteil über sie gewonnen hatte. Unrats Brust arbeitete heftig; schließlich sagte er mit seiner begrabenen Stimme:

„Es ist mir da vorhin immer mal wieder ein Wort zugerufen worden, eine Bezeichnung – ein Name denn also: ich bin nicht gewillt, ihn mir bieten zu lassen. Ich werde diese Schmähung durch solche Menschen, als welche ich Sie kennenzulernen leider Gelegenheit hatte, nie dulden, merken Sie sich das! Ich werde Sie fassen, wo immer ich es vermag. Ihre Verworfenheit, von Ertzum, nicht genug damit, daß sie mir Abscheu einflößt, soll sie an der Festigkeit eines Entschlusses wie Glas zerbrechen, den ich Ihnen hiermit verkünde. Noch heute werde ich von Ihrer Tat dem Herrn Direktor Anzeige erstatten, und was in meiner Macht steht, soll – traun fürwahr – geschehen, damit die Anstalt wenigstens von dem schlimmsten Abschaum der menschlichen Gesellschaft befreit werde!“

Darauf riß er sich den Mantel von den Schultern und zischte: „Setzen!“

Die Klasse setzte sich, nur von Ertzum blieb stehen. Sein dicker, gelb punktierter Kopf war jetzt so feuerrot wie die Borsten oben darauf. Er wollte etwas sagen, setzte mehrmals an, gab es wieder auf. Schließlich stieß er heraus:

„Ich bin es nicht gewesen, Herr Professor!“

Mehrere Stimmen unterstützten ihn, opferfreudig und solidarisch:

„Er ist es nicht gewesen!“

Unrat stampfte auf:

„Stille! . . . Und Sie, von Ertzum, merken Sie sich, daß Sie nicht der erste Ihres Namens sind, den ich in seiner Laufbahn – gewiß nun freilich – beträchtlich aufgehalten habe, und daß ich Ihnen auch ferner Ihr Fortkommen, wenn nicht gar unmöglich machen, so doch, wie seinerzeit Ihrem Onkel, wesentlich erschweren werde. Sie wollen Offizier werden, nicht wahr, von Ertzum? Das wollte Ihr Onkel auch. Weil er jedoch das Ziel der Klasse nie erreichte und das Reifezeugnis für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst – aufgemerkt nun also – ihm dauernd versagt werden mußte, kam er auf eine sogenannte Presse, wo er jedoch ebenfalls gescheitert sein mag, so daß er endlich nur infolge eines besonderen Gnadenaktes seines Landesherrn – doch nun immerhin – den Zutritt zur Offizierskarriere erlangte, die er dann aber, scheint es, bald wieder unterbrechen mußte. Wohlan! Das Schicksal Ihres Onkels, von Ertzum, dürfte auch das Ihre werden oder doch dem jenes sich ähnlich gestalten. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, von Ertzum. Mein Urteil über Ihre Familie, von Ertzum, steht seit fünfzehn Jahren fest . . . Und nun –“

Hierbei schwoll Unrats Stimme unterirdisch an.

„Sie sind nicht würdig, an der erhabenen Jungfrauengestalt, zu der wir jetzt übergehen, Ihre geistlose Feder zu wetzen. Fort mit Ihnen ins Kabuff!“

Von Ertzum, langsam von Verständnis, lauschte noch immer. Vor angestrengter Aufmerksamkeit ahmte er unbewußt mit den Kiefern die Bewegungen nach, die der Professor mit den seinigen vollführte. Unrats Kinn, in dessen oberem Rand mehrere gelbe Gräten staken, rollte, während er sprach, zwischen den hölzernen Mundfalten wie auf Gleisen, und sein Speichel spritzte bis auf die vorderste Bank. Er schrie auf:

„Sie haben die Kühnheit, Bursche! . . . Fort, sage ich, ins Kabuff!“

Aufgeschreckt drängte von Ertzum sich aus der Bank hervor. Kieselack raunte ihm zu:

„Mensch, wehr dich doch!“

Lohmann, dahinter, verhiess unterdrückt:

„Laß nur, den kriegen wir noch wieder kirre.“

Der Verurteilte trollte sich am Katheder vorbei, in das Gelaß, das der Klasse als Garderobe diente und worin es stockfinster war. Unrat stöhnte vor Erleichterung, als hinter dem breiten Menschen sich die Tür geschlossen hatte.

„Nun wollen wir die Zeit nachholen“, sagte er, „die uns dieser Bursche gestohlen hat. Angst, hier haben Sie das Thema, schreiben Sie es an die Tafel.“

Der Primus nahm den Zettel vor seine kurzsichtigen Augen und machte sich langsam ans Schreiben. Alle sahen mit Spannung unter der Kreide die Buchstaben entstehen, von denen so viel abhing. Wenn es nun eine Szene betraf, die man zufällig nie „präpariert“ hatte, dann hatte man „keinen Dunst“ und „saß drin“. Aus Aberglauben sagte man, noch bevor die Silben an der Tafel einen Sinn annahmen:

„O Gott, ich fall rein.“

Schließlich stand dort oben zu lesen:

„Johanna: Es waren drei Gebete, die du tatst;

Gib wohl acht, Dauphin, ob ich sie dir nenne!

(Jungfrau von Orleans, I. Aufzug. 10. Auftritt.)

Thema: das dritte Gebet des Dauphins.“

Als sie dies gelesen hatten, sahen alle einander an. Denn alle „saßen drin“. Unrat hatte sie „hineingelegt“. Er ließ sich mit einem schiefen Lächeln im Lehnstuhl auf dem Katheder nieder und blätterte in seinem Notizbuch.

„Nun?“ fragte er, ohne aufzusehen, als sei alles klar, „wollen Sie noch was wissen? . . . Also los!“

Die meisten knickten über ihrem Heft zusammen und taten, als schrieben sie schon. Einige starrten entgeistert vor sich hin.

„Sie haben noch fünfviertel Stunden“, bemerkte Unrat gleichmütig, während er innerlich jubelte. Dieses Aufsatzthema hatte noch keiner gefunden von den

unbegreiflich gewissenlosen Schulmännern, die durch gedruckte Leitfäden der Bande ermöglichten, mühelos und auf Eselsbrücken die Analyse jeder beliebigen Dramenszene herzustellen.

Manche in der Klasse erinnerten sich des zehnten Auftritts im ersten Aufzug und kannten beiläufig die zwei ersten Gebete Karls. Vom dritten wußten sie nichts, es war, als hätten sie es nie gelesen. Der Primus und noch zwei oder drei, darunter Lohmann, waren sogar sicher, sie hätten es nie gelesen. Der Dauphin ließ sich ja von der Prophetin nur zwei seiner nächtlichen Bitten wiederholen; das genügte ihm, um an Johannas Gottgesandtheit zu glauben. Das dritte stand schlechterdings nicht da. Dann stand es gewiß an einer anderen Stelle oder ergab sich irgendwo mittelbar aus dem Zusammenhang; oder es ging gar ohne weiteres in Erfüllung, ohne daß man wissen konnte, hier ging etwas in Erfüllung? Daß es einen Punkt geben konnte, wo er niemals aufgemerkt hatte, das gab auch der Primus Angst im stillen zu. Auf alle Fälle mußte über dieses dritte Gebet, ja selbst über ein viertes und fünftes, wenn Unrat es verlangt hätte, irgend etwas zu sagen sein. Über Gegenstände, von deren Vorhandensein man nichts weniger als überzeugt war, etwa über die Pflichttreue, den Segen der Schule und die Liebe zum Waffendienst, eine gewisse Anzahl mit Phrasen zu bedecken, dazu war man durch den deutschen Aufsatz seit Jahren erzogen. Das Thema ging einen nichts an; aber man schrieb. Die Dichtung, der es entstammte, war einem, da sie schon seit Monaten dazu diente, einen „hineinzulegen“, auf das gründlichste verleidet; aber man schrieb mit Schwung.

Mit der Jungfrau von Orleans beschäftigte die Klasse sich seit Ostern, seit dreiviertel Jahren. Den Sitzengebliebenen war sie sogar schon aus dem Vorjahre geläufig. Man hatte sie vor- und rückwärts gelesen, Szenen auswendig gelernt, geschichtliche Erläuterungen geliefert, Poetik an ihr getrieben und Grammatik, ihre Verse in Prosa übertragen und die Prosa zurück in Verse. Für alle, die beim ersten Lesen Schmelz und Schimmer auf diesen Versen gespürt hatten, waren sie längst erblindet. Man unterschied in der verstimmten Leier, die täglich wieder einsetzte, keine Melodie mehr. Niemand vernahm die eigen weiche Mädchenstimme, in der geisterhafte, strenge Schwerter sich erheben, der Panzer kein Herz mehr deckt und Engelflügel, weit ausgebreitet, licht und grausam dastehn. Wer von diesen jungen Leuten später einmal unter der fast schwülen Unschuld jener Hirtin gezittert hätte, wer den Triumph der Schwäche in ihr geliebt hätte, wer um die kindliche Hoheit, die, vom Himmel verlassen, zu einem armen, hilflos verliebten kleinen Mädchel wird, je geweint hätte, der wird nun das alles nicht so bald erleben. Zwanzig Jahre vielleicht wird er brauchen, bis Johanna ihm wieder etwas anderes sein kann als eine staubige Pedantin.

DER „LIEBE GOTT“ UND KANDIDAT MODERSOHN

Dieser Direktor Wulike war ein furchtbarer Mann. Er war der Nachfolger des jovialen und menschenfreundlichen alten Herrn, unter dessen Regierung Hannos Vater und Onkel studiert hatten, und der bald nach dem Jahre 1871 gestorben war. Damals war Doktor Wulike, bislang Professor an einem preußischen Gymnasium, berufen worden, und mit ihm war ein anderer, ein neuer Geist in die alte Schule eingezogen. Wo ehemals die klassische Bildung als ein heiterer Selbstzweck gegolten hatte, den man mit Ruhe, Muße und fröhlichem Idealismus verfolgte, da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zu höchster Würde gelangt, und der „kategorische Imperativ unseres Philosophen Kant“ war das Banner, das Direktor Wulike in jeder Festrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preußische Dienststrammheit so gewaltig herrschte, daß nicht allein die Lehrer, sondern auch die Schüler sich als Beamte empfanden, die um nichts als ihr Avancement und darum besorgt waren, bei den Machthabern gut angeschrieben zu stehen . . . Bald nach dem Einzug des neuen Direktors war auch unter den vorzüglichsten hygienischen und ästhetischen Gesichtspunkten mit dem Umbau und der Neueinrichtung der Anstalt begonnen und alles aufs glücklichste fertiggestellt worden. Allein es blieb die Frage, ob nicht früher, als weniger Komfort der Neuzeit und ein bißchen mehr Gutmütigkeit, Gemüt, Heiterkeit, Wohlwollen und Behagen in diesen Räumen geherrscht hatten, die Schule ein sympathischeres und segenvolleres Institut gewesen war . . .

Was Direktor Wulike persönlich betraf, so war er von der rätselhaften, zweideutigen, eigensinnigen und eifersüchtigen Schrecklichkeit des alttestamentarischen Gottes. Er war entsetzlich im Lächeln wie im Zorne. Die ungeheure Autorität, die in seinen Händen lag, machte ihn schauerlich launenhaft und unberechenbar. Er war imstande, etwas Scherzhaftes zu sagen und fürchterlich zu werden, wenn man lachte. Keine seiner zitternden Kreaturen wußte Rat, wie man sich ihm gegenüber zu benehmen habe. Es blieb nichts übrig, als ihn im Staub zu verehren und durch eine wahnsinnige Demut vielleicht zu verhüten, daß er einen nicht dahinraffte in seinem Grimm und nicht zermalmte in seiner großen Gerechtigkeit . . .

Es wurde nicht einmal ein wenig stiller in der Klasse, als es zur vierten Stunde schellte. Alles schwatzte und lachte, voll Freude auf den Tanz, der nun bevorstand. Graf Mölln, den Kopf in beide Hände gestützt, fuhr fort, sich mit Roderich Usher zu beschäftigen, und Hanno saß still und sah dem

Spektakel zu. Einige ahmten Tierstimmen nach. Ein Hahnenschrei zerriß die Luft, und dort hinten saß Wasservogel und grunzte wie ein Schwein, ohne daß man sehen konnte, daß diese Laute aus seinem Inneren kamen. An der Wandtafel prangte eine große Kreidezeichnung, eine schielende Fratze, die der Rhapsode Timm vollbracht hatte. Und als dann Herr Modersohn eintrat, konnte er trotz heftigster Anstrengung die Tür nicht hinter sich schließen, weil ein dicker Tannenzapfen in der Spalte stak, der erst von Adolf Todtenhaupt entfernt werden mußte...

Der Kandidat Modersohn war ein kleiner, unansehnlicher Mann, der beim Gehen eine Schulter schräg voranschob, mit einem säuerlichen, verzogenen Gesicht und sehr dünnem schwarzem Bart. Er war in furchtbarer Verlegenheit. Immer zwinkerte er mit seinen blanken Augen, zog den Atem ein und öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen. Aber er fand nicht die Worte, die nötig waren. Nach drei Schritten, die er von der Tür aus zurückgelegt, trat er auf eine Knallerbse, eine Knallerbse von seltener Qualität, die einen Lärm verursachte, als habe er auf Dynamit getreten. Er fuhr heftig zusammen, lächelte dann in seiner Not, tat, als sei nichts geschehen, und stellte sich vor die mittlere Bankreihe, indem er sich nach seiner Gewohnheit, schief gebückt, mit einer Handfläche auf die vorderste Pultplatte stützte. Aber man kannte diese seine Lieblingsstellung, und darum hatte man diese Stelle des Tisches mit Tinte beschmiert, so daß Herr Modersohn sich nun seine ganze kleine, ungeschickte Hand besudelte. Er tat, als bemerkte er es nicht, legte die nasse und geschwärzte Hand auf den Rücken, blinzelte und sagte mit weicher und schwacher Stimme: „Die Ordnung in der Klasse läßt zu wünschen übrig.“

Hanno Buddenbrook liebte ihn in diesem Augenblick und blickte unbeweglich in sein hilflos verzogenes Gesicht. Aber Wasservogels Grunzen ward immer lauter und natürlicher, und plötzlich prasselten eine Menge Erbsen gegen die Fensterscheibe, prallten ab und fielen rasselnd ins Zimmer zurück.

„Es hagelt“, sagte jemand laut und deutlich, und Herr Modersohn schien dies zu glauben, denn er zog sich ohne weiteres aufs Katheder zurück und verlangte nach dem Klassenbuch. Dies tat er nicht, um jemanden einzuschreiben, sondern, obgleich er bereits fünf oder sechs Unterrichtsstunden in dieser Klasse erteilt hatte, kannte er doch die Schüler bis auf einige wenige noch nicht und war genötigt, die Namen aufs Geratewohl aus dem schriftlichen Verzeichnis abzulesen.

„Feddermann“, sagte er, „wollen Sie, bitte, das Gedicht aufsagen.“

„Fehlt!“ schrie eine Menge verschiedenartiger Stimmen. Und dabei saß Feddermann groß und breit an seinem Platze und schnellte mit unglaublicher Geschicklichkeit Erbsen durch die ganze Stube.

Herr Modersohn blinzelte und buchstabierte sich einen neuen Namen zusammen.

„Wasservogel“, sagte er.

„Verstorben!“ rief Petersen, der vom Galgenhumor ergriffen worden war. Und unter Füßescharren, Gegrunz, Gekräh und Hohngelächter wiederholten alle, daß Wasservogel tot sei.

Herr Modersohn blinzelte abermals, er blickte um sich, verzog säuerlich den Mund und sah dann wieder ins Klassenbuch, indem er mit seiner kleinen, ungeschickten Hand auf den Namen zeigte, den er nun aufrufen wollte.

„Perlemann“, sagte er ohne viel Zuversicht.

„Leider dem Wahnsinn verfallen“, sprach Kai Graf Mölln klar und fest; und unter wachsendem Hallo wurde auch dies bestätigt.

Da stand Herr Modersohn auf und rief in den Lärm hinein: „Buddenbrook, Sie werden mir eine Strafarbeit anfertigen. Wiederholt sich Ihr Lachen, so werde ich Sie tadeln müssen.“

Dann setzte er sich wieder. – In der Tat, Buddenbrook hatte gelacht, er war über Kais Witz in ein leises und heftiges Lachen geraten, dem er nicht Einhalt gebieten konnte. Er fand ihn gut, und besonders das „Leider“ erschütterte ihn mit Komik. Als aber Herr Modersohn ihn anherrschte, wurde er ruhig und blickte still und finster auf den Kandidaten. Er sah in diesem Augenblick alles an ihm, jedes jämmerliche Härchen seines Bartes, der überall die Haut durchscheinen ließ, und seine braunen, blanken, hoffnungslosen Augen; sah, daß er gleichsam zwei Paar Manschetten an seinen kleinen ungeschickten Händen trug, weil seine Hemdärmel an den Gelenken ebenso lang und breit waren wie die eigentlichen Manschetten, sah seine ganze armselige und verzweifelte Gestalt. Er sah auch in sein Inneres hinein. Hanno Buddenbrook war beinahe der einzige, den Herr Modersohn schon mit Namen kannte, und das benutzte er dazu, ihn beständig zur Ordnung zu rufen, ihm Strafarbeiten zu diktieren und ihn zu tyrannisieren. Er kannte den Schüler Buddenbrook nur deshalb, weil er sich durch stilles Verhalten von den anderen unterschieden hatte, und diese Sanftmut nützte er dazu aus, ihn unaufhörlich die Autorität fühlen zu lassen, die er den Lauten und Frechen gegenüber nicht geltend zu machen wagte. Selbst das Mitleid wird einem auf Erden durch die Gemeinheit unmöglich gemacht, dachte Hanno. Ich nehme nicht daran teil, Sie zu quälen und auszubeuten, Kandidat Modersohn, weil ich das brutal, häßlich und gewöhnlich finde, und wie antworten Sie mir? Aber so ist es, so ist es, so wird es immer und überall sich verhalten, dachte er, und Furcht und Übelkeit stiegen wieder in ihm auf. Und daß ich Sie obendrein so widerlich deutlich durchschauen muß!...

Endlich fand sich einer, der weder tot noch wahnsinnig war und es übernehmen wollte, die englischen Verse aufzusagen. Es handelte sich um ein

Gedicht, das „The monkey“ hieß, ein kindliches Machwerk, das man diesen jungen Leuten, die sich größtenteils aufs Meer, ins Geschäft, ins ernsthafte Lebensgetriebe sehnten, zugemutet hatte, auswendig zu lernen.

„Monkey, little merry fellow,
Thou art nature's punchinello . . .“

Es gab eine Menge Strophen, und der Schüler Kaßbaum las sie aus seinem Buche vor. Herrn Modersohn gegenüber brauchte man sich nicht den geringsten Zwang anzutun. Und der Lärm war immer noch ärger geworden. Alle Füße waren in Bewegung und scharrten den staubigen Boden. Der Hahn krächte, das Schwein grunzte, die Erbsen flogen. Die Zügellosigkeit berauschte die fünfundzwanzig. Die ungeordneten Instinkte ihrer sechzehn, siebzehn Jahre wurden wach. Blätter mit den obszönsten Bleistiftzeichnungen wurden emporgehoben, umhergeschickt und gierig belacht . . .

Auf einmal verstummte alles. Der Rezitierende unterbrach sich. Herr Modersohn selbst richtete sich auf und lauschte. Etwas Liebliches geschah. Feine und glockige Klänge drangen aus dem Hintergrunde des Zimmers und flossen süß, sinnig und zärtlich in die plötzliche Stille. Es war eine Spieluhr, die jemand mitgebracht hatte, und die „Du, du liegst mir am Herzen“ spielte, mitten in der englischen Stunde. Genau aber in dem Augenblick, da die zierliche Melodie verklang, vollzog sich etwas Fürchterliches . . . es brach über alle Anwesenden herein, grausam, unerwartet, übergewaltig und lähmend. .

Ohne daß nämlich geklopft worden wäre, öffnete sich mit einem Ruck die Tür sperrangelweit, etwas Langes und Ungeheures kam herein, stieß einen brummenden Lippenlaut aus und stand mit einem einzigen Seitenschritt mitten vor den Bänken . . . Es war der liebe Gott.

Herr Modersohn war aschfahl geworden und zerrte den Armstuhl vom Katheder herunter, indem er ihn mit seinem Schnupftuche abwischte. Die Schüler waren emporgeschnellert wie ein Mann. Sie preßten die Arme an die Flanken, stellten sich auf die Zehenspitzen, beugten die Köpfe und bissen sich auf die Zungen vor rasender Devotion. Es herrschte tiefe Lautlosigkeit. Jemand seufzte vor Anstrengung, und dann war alles wieder still.

Direktor Wulike musterte eine Weile die salutierenden Kolonnen, worauf er die Arme mit den trichterförmigen schmutzigen Manschetten erhob und sie mit weitgespreizten Fingern senkte, wie jemand, der voll in die Tasten greift. „Setzt euch“, sagte er dabei mit seinem Kontrabaßorgan. Er duzte jedermann.

Die Schüler versanken. Herr Modersohn zog mit zitternden Händen den Armstuhl herbei, und der Direktor setzte sich zur Seite des Katheders. „Bitte, nur fortzufahren“, sagte er, und das klang genauso entsetzlich, als hätte er gesagt: „Wir werden ja sehen, und wehe demjenigen . . .!“

Es war klar, warum er erschienen war. Herr Modersohn sollte vor ihm eine Probe seiner Unterrichtskunst ablegen, sollte zeigen, was die Realuntersekunda in sechs oder sieben Stunden bei ihm gelernt hatte; es galt Herrn Modersohns Existenz und Zukunft. Der Kandidat bot einen traurigen Anblick, als er wieder auf dem Katheder stand und jemanden zur Wiederholung des Gedichts „The monkey“ aufrief. Und wie bislang nur die Schüler geprüft und begutachtet worden waren, so geschah es nun gleichzeitig auch mit dem Lehrer . . . Ach, es erging beiden Teilen schlecht! Das Erscheinen Direktor Wulikes war eine Überraschung, und niemand, bis auf zwei oder drei, war vorbereitet. Herr Modersohn konnte unmöglich die ganze Stunde lang Adolf Todtenhaupt fragen, der alles wußte. Da „The monkey“ in Gegenwart des Direktors nicht mehr abgelesen werden konnte, so ging es jammervoll, und als die Lektüre von „Ivanhoe“ an die Reihe kam, konnte eigentlich nur der junge Graf Mölln ein wenig übersetzen, weil bei ihm ein privates Interesse für den Roman vorhanden war. Die übrigen stocherten hustend und hilflos zwischen den Vokabeln umher. Auch Hanno Buddenbrook ward aufgerufen und kam nicht über eine Zeile hinweg. Direktor Wulike stieß einen Laut aus, wie wenn die tiefste Seite des Kontrabasses heftig angestrichen wird. Herr Modersohn rang seine kleinen, ungeschickten, mit Tinte besudelten Hände und wiederholte jammernd: „Und sonst ging es immer so gut! Und sonst ging es immer so gut!“

Dies wiederholte er noch, als es schellte, verzweiflungsvoll halb an die Schüler und halb an den Direktor gewendet. Aber der liebe Gott stand fürchterlich aufgerichtet, mit verschränkten Armen vor seinem Stuhle und blickte mit abweisendem Kopfnicken starr über die Klasse hinweg . . . Und dann befahl er das Klassenbuch und schrieb langsam allen denjenigen, deren Leistungen soeben mangelhaft oder gleich Null gewesen waren, einen Tadel wegen Trägheit hinein, sechs oder sieben Schülern auf einmal. Herr Modersohn konnte nicht eingeschrieben werden, aber er war schlimmer daran als alle; er stand da, fahl, gebrochen und abgetan. Hanno Buddenbrook aber war ebenfalls unter den Getadelten. – „Ich will euch eure Karriere schon verderben“, sagte Direktor Wulike noch. Und dann verschwand er.

Es schellte, die Stunde war aus. So hatte es kommen sollen. Ja, so war es immer. Wenn man sich am meisten ängstigte, so ging es einem, wie aus Hohn, beinahe gut; aber wenn man nichts Übles gewärtigte, so kam das Unglück. Hannos Avancement zu Ostern war nun endgültig unmöglich. Er stand auf und ging mit müden Augen aus dem Zimmer, indem er seine Zunge an dem kranken Backenzahn scheuerte.

Kai kam zu ihm, legte den Arm um ihn und ging mit ihm, inmitten der erregten Kameraden, die über die außerordentlichen Ereignisse disputierten, auf den Hof hinunter. Er blickte ängstlich und liebevoll in Hannos Gesicht

und sagte: „Verzeih, Hanno, daß ich eben übersetzt habe und nicht lieber stillschwieg und mich auch einschreiben ließ! Es ist so gemein . . .“

„Habe ich vorhin nicht auch gesagt, was ‚patula Jovis arbore, glandes‘ heißt?“ antwortete Hanno. „Das ist nun schon so, Kai, laß es gut sein. Man muß es gut sein lassen.“

„Ja, das muß man wohl. – Also der liebe Gott will dir die Karriere verderben. Dann mußt du dich wohl darein ergeben, Hanno; denn wenn es sein unerforschlicher Wille ist . . . Die Karriere, was für ein liebes Wort! Herrn Modersohns Karriere ist nun auch dahin. Er wird nie Oberlehrer werden, der Arme! Ja, es gibt Hilfslehrer und es gibt Oberlehrer, mußt du wissen, aber Lehrer gibt es nicht. Dies ist nun etwas, was man nicht so leicht verstehen kann, weil es nur für ganz Erwachsene ist und solche, die vom Leben gereift sind. Man könnte sagen: Jemand ist ein Lehrer oder er ist keiner; wie jemand ein Oberlehrer sein kann, das verstehe ich nicht. Man könnte damit vor den lieben Gott oder Herrn Marotzke hintreten und es ihnen auseinandersetzen. Was würde geschehen? Sie würden es als Beleidigung nehmen und dich wegen Unbotmäßigkeit vernichten, während du doch eine sehr viel höhere Meinung von ihrem Beruf an den Tag gelegt hättest, als sie selber besitzen können. Na, laß sie, komm, es sind lauter Nashörner.“

Leonhard Frank

BESUCH BEI LEHRER MAGER

Um acht Uhr früh kam er an, zerstört, mit brennenden Augenlidern. Morgennebel und Dämmerung hingen noch in den Gassen. Der Dichter sah nach Osten, wo zart und strebend die Morgenröte stand.

Geradewegs ging er in die Lochgasse. Der Gedanke hatte sich in ihm festgesetzt und alles andere verdrängt: Lehrer Mager müsse sein Unrecht einsehen und ihn um Entschuldigung bitten. Das würde ihm die Kraft zur Reinigung geben, zu einem neuen, rückgratvollen Leben.

Und als er die steile, muffige Treppe hinaufstieg, erlebte er die Versöhnung im voraus; er dachte, der Lehrer, der schon damals erwachsene Söhne gehabt hatte, werde jetzt ein weißhaariger, gebeugter Mann mit der Einsicht und Güte des Alters sein, mit dem sich auszusöhnen leicht fallen müsse.

Die alte Wirtschafterin ließ ihn ins niedere, mit geerbten Familienmöbeln vollgestopfte Arbeitszimmer eintreten.

Und der Dichter blickte entgeistert zum Lehrer hin, der am Schreibtisch stand, aufrecht wie ein Pfosten, zäh, mit noch dunkelrotem Haarkranz: vollkommen unverändert.

Die Mundwinkel voller Wut und hämisch in die Wangen zurückgezogen, las er den Aufsatz eines Schülers. Auf dem Schreibtisch befanden sich zwei Stöße blauer Schulhefte, korrigierte und unkorrigierte.

Der Dichter stand im Dunkel bei der Tür. Der Lehrer hatte ihn noch nicht bemerkt. Er setzte sich und korrigierte mit roter Tinte den Aufsatz, wobei sein Gesicht in dem Gemisch von Wut und hämischer Freude erstarrt blieb.

„Der Teufel. Der Teufel.“

„Wie? . . . Sie sind schon zurück, Josephine?“

„Ich wollte Sie einmal besuchen“, flüsterte der Dichter sehr leise. Er zitterte am ganzen Körper so stark, daß auf dem Biedermeiertisch, an dem er sich festhalten mußte, die bemalte Kaffeekanne schepperte.

Der Lehrer klappte das korrigierte Heft entschlossen auf den Stoß.

Jetzt bemerkte er den fremden Mann in seinem Zimmer. Der Schreck riß ihn vom Stuhl auf in halbe Kniebeuge. „. . . Wer! Wer sind Sie! . . . Was wollen Sie denn hier!“

„Ich bin ein früherer Schüler von Ihnen. Sie waren mein Lehrer. Ich heiße Anton Seiler.“

„Seiler? . . . Seiler? Haben Sie gestottert in der Schule?“

Eine Blutwelle verdunkelte dem Dichter den Blick.

Und als er wieder sehen konnte, bemerkte er am schrecklichen Lächeln des Lehrers, daß dieser sich erinnerte. Am selben Lächeln, mit dem der Lehrer, wenn der Dichter stotternd steckengeblieben war, ihn der ganzen, belustigten Klasse ausgeliefert hatte.

Der wird mich nicht um Entschuldigung bitten, sagte der Dichter zu sich. Und glaubte körperlich zu fühlen, wie in seinem Innern die letzte Möglichkeit zur Rettung erlosch. Da stand er wie ein Schulknabe, in kraftlosem Haß.

Die Haushälterin kam und reichte dem Lehrer einen Hundertmarkschein: „Der Bäcker kann ihn auch nicht wechseln.“

Zwei Schulknaben waren hinter ihr eingetreten. Sie blieben bei der Tür stehen.

„Guten Morgen, Herr Lehrer, wir wollen die Hefte abholen“, sagte der Größere, schulmäßig singend.

Und der Kleine, der dem andern nur bis zur Brust reichte, nahm unter dem starren Blick des Lehrers errötend erst jetzt die Mütze ab. Langsam zog der Lehrer den Blick zurück. „Einen Moment“, sagte er zum Dichter.

Vorsichtig, und mit allen Sinnen aufnehmend, begann der Kleine sich umzusehen; er war zum ersten Male bei seinem Lehrer in der Stube.

Wie wenn er sich als Knaben erblickte, sah der Dichter mit tiefer, schmerzlicher Rührung den Kleinen an, die Augen, denen Angst den Blick bestimmte, den schon vom Leid gezeichneten Mund, die zartmodellierte, schneeweiße Kinderstirn.

Da lächelte der Kleine zum Dichter hin; augenblicklich verschwand das Lächeln, als der Lehrer sich bewegte.

Und der Dichter hatte das bestimmte Gefühl, daß die Seele gelächelt hatte und in Schrecken erstarrt war.

Das Kratzen der Feder verschärfte die drückende Stille.

Der größere Junge empfand sie nicht; er schneuzte sich laut und stand dabei fest und sicher auf seinen nach innen gerichteten Füßen.

Der Lehrer erhob sich, ebnete den Heftestoß, stellte ihn senkrecht. Der große Schüler warf seine Mütze resolut unter die Achselhöhle und trat aus dem Dunkel in den Lichtkreis. Zögernd und sehnsüchtig näherte sich auch der Kleine.

Aus der Schreibtischlade nahm der Lehrer zwei Himbeeräpfel, gab einen dem großen Schüler. Und als er den Kleinen erkannte, entstand in seinem Gesicht wirkliches Staunen, das langsam zum hämischen Lächeln wurde. „Ah . . . der Weigand kommt, die Hefte holen?“

Energisch setzte er den zweiten Apfel wieder in die Schreibtischlade zurück, suchte das eben korrigierte Aufsatzheft des Kleinen aus dem Stoß heraus. „Da geh mal her.“

Das Herz des Dichters begann rasend zu klopfen.

„Du . . . schämst dich also nicht, auch noch zu mir zu kommen?“

Der Kleine verschluckte den Speichel.

Sein mit roter Korrigiertinte verschmiertes Heft lag geöffnet auf dem Schreibtisch. Wortlos blickte der Lehrer einige Male vom Heft zum Schüler, streckte die gekrümmte Hand aus. Sein Blick zwang den Kleinen, das Ohr der Hand entgegenzuneigen.

Mit einem Ruck zerrte er den Schülerkopf zum Heft und stieß des Kleinen Gesicht darauf.

Vorgebeugt blickte der Dichter auf diese Szene seiner Jugend, eiskalt, als wäre sein Leben in des Kleinen Körper übergegangen.

Immerzu stieß der Lehrer des Schülers Gesicht aufs Heft und rief dabei: „Regen mit ‚ch‘! Essen mit ‚ß‘! Keule mit ‚a u‘! Und mit zwei ‚m‘ schreibst du Amen? Amen!“

Er schleuderte ihn zur Wand. Der Kopf schlug gegen die Türvertäfelung. Der Kleine richtete sich wimmernd auf. Sein furchtbares, leises Weinen klang in die Stille. Der größere Schüler stand ruhig wie ein Soldat.

Und des Lehrers glühendes Gesicht bebte. „Du Frechling wagst es, zu mir zu kommen? . . . Antwort!“

„Ich wollte auch einmal die Hefte tragen.“ Das Schluchzen verschlug ihm die Stimme.

Wütend rieb der Lehrer mit dem Siegelring an seinem Finger des Kleinen Stirn: „Was . . . hast du . . . denn da . . . drinnen!“

Der Dichter saß wie eine Leiche und starrte in kaltem Entsetzen auf das rote Malzeichen, das auf der schneeweißen Kinderstirn leuchtend hervortrat.

„Das Mal, das Mal auf seiner Stirn wird nie mehr vergehen. Sie haben ihn gezeichnet“, sagte der Dichter tonlos und laut. „Und wenn es verschwindet, äußerlich, dann ist es ihm ins Gehirn getreten . . . und der Gezeichnete trägt das Mal in der Seele, sein Leben lang.“

Da begann neben dem Hause dröhnend und gewaltig die KirchturmglöcKe zu läuten. Die Stube erzitterte. Der Kleine stand mit ausgebreiteten Armen, eine Hand fluchtbereit am Türdrücker, die Augen entsetzt offen, wie ein Gekreuzigter an die Wand gepreßt. Die Striemen leuchteten auf seiner Stirn. Alle vier standen.

Der Lehrer klappte das Lineal auf den Schreibtisch. Der größere Schüler packte den Stoß Hefte energischer.

Und als die Knaben gegangen waren, sagte der Lehrer: „Den ganzen Tag Ärger in der Schule und in den wohlverdienten Ruhestunden den Lümmeln die Fehler korrigieren!“ Er setzte sich und sah den Dichter an. „Was sagen Sie dazu?“

Die KirchenglöcKe schlug noch einige Male an und verklang.

„Wie viele Knaben haben Sie gezeichnet ins Leben geschickt?“

„Wie denn, gezeichnet? . . . Ich unterrichte seit fünfundvierzig Jahren. Es sind viele, viele, die ich vorbereitet habe fürs Leben. Und wenig Dank! Glauben Sie mir.“ Seine beiden Hände fuhren wühlend in der Schreibtischlade herum.

„Erinnern Sie sich noch“, der Dichter sprach ganz langsam, „an einen Schulausflug in den Gutenbergwald . . . Da war ein Schüler wild und fröhlich.“

„Durch den Laubwald nach Reichenberg?“

„Stieg auf Bäume, lachte und sang.“

„Damals, als ich der Klasse die Hünengräber zeigte und erklärte.“

„Der Schüler war ich.“

„Und Sie waren sonst immer so verkrümpelt und still. Ich entsinne mich.“

„Und im Wald plötzlich so wunderbar glücklich und wild.“

Der Lehrer bemerkte den Mörderblick des Dichters nicht.

„Und als wir zum Wirtshaus kamen . . . ließen Sie mich nicht hineingehen, weil ich die zehn Pfennige nicht hatte, um ein Glas Milch kaufen zu können.“

„Ja, zu laut und ungebärdig waren Sie im Wald.“

„Ich mußte vor dem Wirtshaus stehen bleiben, am Zaun.“

„Richtig, noch dazu waren Sie der einzige, der kein Geld hatte.“

„Diese Demütigung vor allen Schulkameraden traf mich damals ins Herz.“

Der Lehrer sah abweisend dem Dichter in die furchtbaren Augen.

„Ich war vorher so fröhlich gewesen . . . Und trage vielleicht seitdem das Mal . . . das Mal!“ erhob sich die Stimme des Dichters, und langsam erhob

sich auch der Körper vom Stuhle, „das glühende Mal in... meiner... Seele!“ Die ganze Kraft seines Körpers ging in des Dichters würrgespreizte Hände über, die dem zur Wand zurückweichenden Lehrer folgten.

Johannes R. Becher

MEIN LEHRER

Ich wußte damals nicht, was es war, weshalb ich jedesmal in Wut geriet, wenn ich ihm begegnete. Alles an ihm reizte mich, sein ganzes Wesen schien darauf angelegt zu sein, mich zu verwirren und zur Raserei zu bringen, ich hätte ihm mitunter gern einen Faustschlag versetzt, im letzten Augenblick aber steckte ich immer noch die geballte Hand in die Hosentasche.

Es war mein Lehrer, und er wußte mehr als ich. Viel mehr sogar, und unendlich mehr – alles schien er zu wissen, niemals war ich jemandem begegnet weit und breit, der besser Bescheid wußte als er. Und zwar nicht nur auf dem und jenem Gebiet, mit allen Dingen des Lebens schien er vertraut zu sein, und was mich wohl am meisten aufregte: er hatte einen festen Standpunkt, er hatte eine Meinung, und er äußerte seine Ansicht offen und hartnäckig.

Was der Kerl sich eigentlich einbildet, grollte es in mir, er scheint die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben, wir werden ihm sein Besserwissen schon noch austreiben, diesem widerlichen . . .

Da haben wir es ja, frohlockte es boshaft in mir, soll er lieber dafür sorgen, der Bücherwurm und Stubenhocker, daß er nicht so einen watschelnden Gang hat, 800 Meter, überlegte ich, kann man ihm vorgeben bei einer 1000-Meter-Strecke, um das Rennen noch todsicher zu machen.

Alles, was sich irgendwie gegen ihn vorbringen ließ, sammelte sich in mir an, um mich seiner Überlegenheit gegenüber gewachsen zu zeigen.

So verdächtigte ich ihn auch in meiner Phantasie der gemeinsten Verbrechen, die er im geheimen beging, dichtete ihm die schmutzigsten Weibergeschichten an und drohte ihm insgeheim: die Sonne bringt es an den Tag, warte nur, wir werden schon noch dahinterkommen.

Dein Wissen kann mir gestohlen bleiben, begehrte ich auf, auf deine Wahrheit pfeife ich – du alter Trottel; er war zwanzig Jahre älter als ich, und ich weidete mich an der Vorstellung, wie er, von Krankheiten befallen, elend dahinsiechen und ich an seinem Begräbnis teilnehmen würde – recht behält, wer überlebt, pflegte ich damals, mit meiner Jugend prahlend, zu sagen, ja, wahrlich, es schien mein Verdienst zu sein, daß ich jung war.

So kehrte ich alles hervor, was mich dem Lehrer gegenüber als überlegen erscheinen ließ, denn ich selbst – das ist durch mein Verhalten schon genügend bewiesen – war ein Faulenzer und Nichtsnutz, aber „irgendwie“ muß ich doch ein schlechtes Gewissen gehabt haben bei all meiner Unwissenheit, sonst hätte ja die Erscheinung des Lehrers nicht solch eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich ausgeübt, daß ich mich ihr durch solch ein unsinniges Benehmen zu entziehen versuchte.

Aber ich hielt ihn für meinen Feind.

Er stelle mir nach, er verfolge mich, so bildete ich mir ein, und ich ersann alle Finten, um ihm zu entgehen oder mich durch schlechte Streiche an ihm zu rächen. Sogar das Honorar unterschlug ich, das mir mein Vater für ihn anvertraut hatte, und kaufte mir dafür im Zauberland Stinkbomben, Knallfrösche und andere Schabernacke, womit ich ihn zu ärgern gedachte.

Am meisten aber verdroß es mich, wenn der Lehrer so tat, als wäre er meinesgleichen, und sich wie ein Junge benahm, über alltägliche Dinge sprechend, lachend und Witze machend, ja mir sogar vorschlug, mit mir zusammen am Sonntag ein Fußballwettspiel zu besuchen.

Aha, argwöhnte ich, jetzt versucht er es mit dieser Tour, weiß Gott, was dahinter steckt – ein ganz Ausgekokchter ist der . . .

So ging es jahrelang. Und der von mir so seltsam gehaßte Lehrer starb.

Am Tag des Begräbnisses wurde mir offenbar, daß ich meinen besten Freund zu Grabe trug.

All sein Wissen, demgegenüber ich mich so widerspenstig gezeigt hatte, war gegen meinen Willen in mich eingegangen, zu einem geringen Teil allerdings nur, denn sein ganzes Wissen zu erwerben, dazu wäre ich auch beim besten Willen nicht imstande gewesen.

Nein, ich eignete mir Wissen an, nicht um mich zu bilden, sondern um ihn hereinzulegen, ich wollte es besser wissen als er und unter allen Umständen recht behalten und das letzte Wort haben: so feindlich gesinnt war ich ihm. Und diese feindliche Gesinnung hat mich zu einem wütenden Lernen angetrieben, Tag und Nacht saß ich über Büchern und eroberte mir Bildung und Wissenschaft, um ihm die leidenschaftlich ersehnte vernichtende Niederlage beizubringen.

Meinen „großen Feind“ nannte ich ihn oft. Diesem meinem großen Feind verdanke ich es, wenn etwas aus mir geworden ist. Auch heute noch – nach über vierzig Jahren – zehre ich von seinem Wissen. Er hat mich zum Menschen gemacht. Ich werde ihm nie gleichen, denn er steht unerreichbar in seiner Bildung und seiner moralischen Kraft über mir. Er wurde in mir zu einer Art von Gewissen, denn bei der oder jener Handlung sage ich mir: Was würde er dazu sagen. Ihm gebe ich in Gedanken das, was ich geschrieben habe, zuerst zum Lesen. Sein Urteil ist streng, aber richtig und gerecht.

Nie auch werde ich seine Augen vergessen, deren Blick ich mich bis heute nicht entziehen kann. Sie scheinen mich zu durchdringen, als legten sie mein Geheimstes bloß. Es dauerte lange, bis ich ihrem Blick standhalten konnte, dann erst, als ich dessen gewiß war, etwas Gutes getan zu haben. Aber es war ein gütiger und verstehender Blick, der meine Nichtswürdigkeit durchschaute, gerade diese überlegene Güte brachte mich ja so auf gegen ihn, oft hätte ich gewünscht, er hätte mich geschlagen oder im Zorn ein gemeines Wort gesagt. Nichts von all dem. Er konnte mich dann nur traurig ansehen, so unsagbar traurig, als blickte er in den Abgrund der Unmenschlichkeit, und als sei ihm der Jammer der ganzen menschlichen Kreatur in meinem Bilde gegenwärtig. Hätte er sich mit mir wohl so viel abgegeben, wenn ich für ihn ein hoffnungsloser Fall gewesen wäre? Er hat sich darüber nie, auch nicht andeutungsweise, geäußert. Vielleicht hat er nur seine Pflicht getan, ungeachtet dessen, daß es sich bei mir um einen hoffnungslosen Fall handelte. Er wollte nichts unversucht lassen – bei seinem Tod jedenfalls sprach nichts dafür, daß ich noch ein Mensch werden würde, der einigermaßen seinem Bilde entsprach . . .

So soll er nach so vielen schweren Jahren auch an dieser Stelle in meinem Buch einen Gedenkstein finden: mein Lehrer von einst, der mein ganzes Leben hindurch mein Lehrer blieb und es bis zu meinem Ende bleiben wird, ein Unvergeßlicher, ein namenloser Mann: mein großer Feind, der mein bester Freund war.

Kurt David

KANTOR KLIMM

Als Wilhelm erwachte, klatschten dicke Regentropfen ans Fenster. Die stolzen Blütenkerzen der Kastanie am Giebel beleuchteten nicht so wie sonst die eigene Schönheit, vielmehr hingen die saftgrünen Blätter feuchtschwer nach unten.

Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit zog er sich die samtdicken Manchesterhosen über, und als ihn der Vater nach dem Grund fragte, sagte er, es sei kalt und dachte dabei an den Kantor. Dieser saß zur Stunde schon auf dem kleinen Orgelbänkchen in der Marienkirche und rutschte pedaltretend hin und her.

Wilhelm fror.

Unaufhörlich geisterte ein Bild vor seinen Augen: Ein pfeilgerader Stock, auf dem oberen Ende ein schwarzes Hütchen baumelnd, die Mitte von einem

abgetragenen Gehrock umhängen, das untere Ende mit einer Schlauchhose geschmückt. So sah Wilhelm den Mann, der versprochen hatte, heut morgen auf ihn zu warten.

Kantor Klimm dagegen wartete gar nicht. Bei ihm begann die Schule erst in der Schule selbst. Erst wenn die Klasse vor ihm saß, pickte er sich die fettesten Körner mit dem Rohrstock heraus.

KLIMM IST SCHLIMM hatte eines Morgens in Druckbuchstaben an der Wandtafel gestanden.

„Diesen nichtsnutzigen Schmierfink kriege ich!“ blies Klimm, rot im Gesicht, in die Klasse.

Die Jungen saßen still, stiller als sonst, und vorn an der Tafel stand das corpus delicti.

„Wer war das? – Keiner? – Na wartet!“ Der Kantor rannte im Klassenzimmer auf und ab. Mit dem Rohrstockchen schlug er dreimal kräftig auf den Holzkasten des Harmoniums. Darüber hing der gekreuzigte Heiland. Alles schwieg, selbst die Lieferanten der Leberwürste, die dem Kantor immer zu Hilfe kamen, wußten nichts zu sagen.

Der Kantor aber wußte Rat. „Müller, Jähne, Sternberg – vorkommen!“

Die drei kamen.

Herr Klimm stellte sich breitbeinig neben die Tafel, wippte mit dem Stockchen in der Hand und sah zwei Meter über die Köpfe der Klasse hinweg, als wäre sie gar nicht da. „Schreibt: Bimbim ist schlimm! Los, schreiben!“

Die drei nahmen Kreide und malten an die Tafel: BIMBIM IST SCHLIMM.

Irgendeiner in der Klasse feixte.

Während die drei schrieben, stand der Kantor wie eine sprungbereite Katze hinter ihnen. „So, bimbim ist schlimm“ brummelte er. „Nochmal dasselbe!“

Die drei schrieben wieder „Bimbim ist schlimm“. Das wiederholte sich noch ein drittes Mal.

Sternberg und Jähne konnten auf ihre Plätze gehen. Müller faßte er beim Hemdkragen, zog ihn an sich, faßte mit der Stockchenhand an den drei Härchen der Schläfe und – nachdem er diesen eine kleine Drehung nach rechts verliehen hatte – schrie:

„Also wußt ich's nicht? Du Schmierfink!“

Einige Jungen in der hinteren Reihe erhoben sich von ihren Plätzen, um die Quälerei besser sehen zu können. Müller wimmerte. Er ging in die Knie. Dabei schrie er dann laut auf und sagte, daß er das gar nicht gewesen sei. Für den Kantor war dies das Zeichen, die drei Schläfenhärchen noch mehr nach rechts zu drehen, da er mit dieser Steigerung schon oft Erfolg gehabt hatte.

Doch Müller verneinte trotz aller Qualen.

„Das sind doch deine Ms, Müller?“ Klimm klopfte kräftig auf ein „m“ bei KLIMM.

Wieder verneinte der Junge. Der Kantor stieß ihn in die Bank zurück. Dann kamen die nächsten drei, und dann wieder drei, und so fort, und als die Glocke zwölf schlug, war die gesamte Klasse an der Tafel gewesen. Der Kantor wußte aber immer noch nicht, wer „Klimm ist schlimm“ geschrieben hatte.

Mit Wilhelm und Isidor hatte es der Kantor an diesem Morgen bedeutend leichter. Der Fall war klar.

„Gegrüßet seist du, Maria“ begann der Kantor zu beten, und während die Jungen „Du bist voll der Gnade“ antworteten, strich sein Blick über die Mäuler hinweg. Wilhelm sagte statt „Der Herr ist mit dir“, „Der Herr ist mit Ihnen“, weil ihn in diesem Augenblick das blitzende Augenpaar des Kantors traf. Wilhelm stotterte vor Schreck, der Kantor wurde erleuchtet, und sein Augapfelpaar wanderte suchend zu Isidor. Dieser aber sah zu dem hölzernen Heiland auf und betete, dieser möge für den Mundraub Gnade walten lassen.

Während Wilhelm und Isidor gern noch zehn „Gegrüßet seist du, Maria“ gebetet hätten, konnte der Kantor das AMEN kaum erwarten. Sein Pflichtgefühl war in ihm wach geworden.

„Amen“ brüllte der Kantor mit seiner Klasse.

Wilhelms sonst so glücksweichen Augen wurden trübe. Er strich sich über die Hinterpartie seiner Manchesterhose.

Klimm rief die beiden Jungen vor.

„Herr Kantor ich muß mal raus!“ rief der kleine dickliche Schröter und drückte sich schon aus der Bank. Er konnte nie sehen, wenn jemand mit dem Stock geschlagen wurde.

Draußen regnete es noch.

Herr Klimm stand am Fenster und blickte hinaus auf die regennasse Straße, als wolle er mit dem Stock zwischen das schlechte Wetter fahren.

Plötzlich drehte er sich auf dem linken Absatz herum, trat zwei Schritt auf die Jungen zu und stupste sie mit dem goldgelben Rohrstöckchen vor die Brust. Er schrie: „Gesicht zur Klasse!“

Die beiden sahen zu den übrigen. Der kleine, schlanke Wilhelm sah ziellos in der Klasse umher. Schon erwartete er das glitzernde Spottgelächter.

„Herhören!“ sagte Herr Klimm. „Was haben die beiden gemacht? Sie haben Eier gestohlen. Auf Diebstahl gibt es Zuchthaus.“

Dieses „Zuchthaus“ prasselte dumpf in die Schwere dieser Morgenstunde. Wilhelm war bei diesem Wort erschrocken zusammengefahren. Isidor wischte sich eine Träne von der Backe. In irgendeiner Bank zog einer eine Grimasse.

Und wieder begann der Kantor: „Sternberg stahl ein Ei, Isidor Zenker sogar zwei, und angetroffen habe ich die beiden als sie sagten: Hätten wir nur noch mehr genommen, er würde nichts bemerkt haben. Und ich sage euch, mit einem Ei oder zweien fängt es an und mit einem Raubmord hört es auf. So etwas sitzt nun in meiner Klasse! Pfui!“

Wilhelm Sternberg war in Gedanken wieder bei der Eierschlacht in „Stadt Metz“ und sah das Eigelb an der Glasscheibe herunterlaufen. Er konnte nicht verstehen, daß es von Nutzen gewesen wäre, wenn dort noch drei Eier mehr am Boden geblutet hätten. Und er hätte dem Kantor ins Gesicht schreien wollen: Der Guthental hat auch ohne die drei Eier genügend Spaß gehabt. Der Kantor aber war dabei, das Strafmaß bekanntzugeben. „Ihr erhaltet jeden Morgen vor Beginn der Schulstunde sechs Schläge mit meinem Stock. Das drei Morgen lang.“

Daß die zwei Jungen sich unaufgefordert an den folgenden drei Tagen diese nützliche Gabe holen sollten, war selbstverständlich.

Nachdem Kantor Klimm den beiden die erste Rate verabreicht hatte, stand er wieder wie ein Stock, zupfte sich die Falten aus dem Gehrock und holte mit gerötetem Gesicht einige Male tief Luft, um zu sagen: „So – also das waren die ersten sechs. Jetzt heult ihr, aber später werdet ihr mir für diese Schläge einmal die Hände schütteln. Ich hoffe, daß sie euch vor dem Zucht-haus bewahren; denn ich bin nicht einer von denen, die Unkraut sehen, wenn es gewachsen ist, sondern wenn es wächst! – Weg da!“

Die beiden Unkräuter gingen mit gesenkten Köpfen auf ihre Plätze.

Aus einigen Bankreihen kamen die leisen, zischelnden Rufe: „Eidieb – Eidieb!“

Georg Bellmann

AUFSICHT AM MORGEN

*Da kommen sie, die Ranzen vollgepackt,
da kommen sie, bezopft und unbezopft.
Erwartungsvoll im gleichen Takt
ihr Herz wie meines klopft.*

*Was wirst du ihnen heute sagen,
geht mirs noch einmal durch den Sinn.
Ich freue mich auf ihre Fragen,
ich freue mich, daß ich ihr Lehrer bin.*

*Ich freu mich bis zum Glockenschlag.
Die Klingel schallt: Fang an! Fang an!
Gibts einen guten, einen bösen Tag? –
Er bringe, was er bringen mag,
schön ist der Tag, der so begann.*

Ernst Stein

NÄCHTLICHE WETTE

Als ich am Abend darauf die Unterrichtsarbeit des Tages überdachte, bewegten mich recht zwiespältige Gefühle. Die Gedichtstunde war wirklich geglückt und hatte mir viel Freude bereitet. Dann hatte ich ein Diktat schreiben lassen und mußte wieder einmal feststellen, wie wenig bisher erreicht war, wieviel am Grammatikunterricht noch zu tun blieb. Ich saß niedergeschlagen vor meinem Heftstoß und färbte Seite um Seite mit roter Tinte. Als ich alle Arbeiten durchgesehen hatte, war das Ergebnis wahrhaft entmutigend. In schweren Gedanken stand ich auf und trat ans Fenster. Mitternacht mochte herangekommen sein, längst schliefen alle meine Hausgenossen, und sicher waren auch im Ort nur noch wenige Menschen wach.

Da wurde ich in meinen Grübeleien plötzlich durch ein Geräusch unterbrochen. Nebenan in der Kammer des alten Mannes wurde ein Husteln hörbar. Dann knarrte etwas in der nächtlichen Stille, und tappende Schritte wurden laut. Auch meinen Nachbarn schien der Schlaf zu fliehen. Jetzt ging seine Kammertür; die schlürfenden Schritte entfernten sich.

Ich hatte mich kaum an den Tisch gesetzt, um eine Liste der häufigsten Fehler zusammenzustellen, als sich der Alte wieder auf dem Gange bemerkbar machte. Er kehrte zurück, zögerte an seiner Tür und kam schließlich auf meine Stube zu. Sein vorsichtiges Pochen jagte mir, obwohl ich halb und halb darauf gefaßt war, einen gelinden Schreck ein. Auf meine Aufforderung hin öffnete er die Tür und kam herein.

Mariannes Großvater bot einen etwas sonderbaren Anblick. Er hatte sich in einen bunten, bademantelartigen Morgenrock gewickelt, unter dem das Nachthemd unordentlich hervorsah. Auf dem Kopf trug er eine bestickte Kappe, die den nur spärlich mit weißem Haar bedeckten Schädel wärmte. Der Alte nahm Platz und blickte forschend auf den mit Heften und Büchern bedeckten Arbeitstisch.

„Sie sind noch wach“, begann er mit heiserem Flüstern. „Sie sind auf dem besten Wege, bei all Ihrer Jugend gerade so eine Nachtteule zu werden wie

ich alter Mann. Aber das ist nicht recht. Jugend braucht Schlaf, damit sie volle Wangen und gesunde Farbe behält – und nicht solch hohlwangigen Totenschädel trägt wie unsereins. Sie sind ein fleißiger Mensch, Sie mühen sich mit Ihrer Arbeit ab, Nacht für Nacht. Ich muß Sie deshalb hoch achten, mehr als die vielen jungen Menschen, die nur mit dem Munde voran sind und auf alles herabblicken, was wir Alten geleistet haben. Sollen sie's nur erst mal nachmachen, diese Grünschnäbel . . .“

Der Alte hatte eines der Hefte ergriffen, hiebt es in weitem Abstand vor seine zusammengekniffenen, vom Alter weitsichtigen Augen und blätterte darin.

„Da haben Sie ja mit roter Tinte nicht gespart! Es ist aber auch ein recht schwieriger Text. In welcher Klasse haben Sie das diktiert . . . ach ja, achtes Schuljahr, ich sehe schon. – Mein lieber junger Freund, lassen Sie sich von einem erfahrenen Schulmeister raten: Überfordern Sie die Kinder nicht! Ich weiß, daß man jetzt am liebsten aus allen Kindern kleine Gelehrte machen möchte und ihnen schon auf der Grundschule ein Wissen eintrichtert, das wir früher nur auf der höheren Schule mitbekommen haben. Aber man wird sich verrechnen; die Ziele sind zu hoch gesteckt und können von den einfachen Arbeiter- und Bauernkindern nicht erreicht werden.“

Ich widersprach und erklärte ihm, daß wir heute allen Kindern unserer Werktätigen den Zugang zu Wissen und Bildung bahnen müssen. Der Alte schüttelte unwillig den Kopf:

„Machen Sie sich doch nichts vor. Es gibt Dumme und Gescheite, so wie es Faule und Fleißige gibt. Daran können Sie mit all ihrem guten Willen nichts ändern. Wem das Schicksal eben bestimmt hat, dumm zu bleiben, aus dem soll man keinen Professor zu machen suchen. Man soll ihm in Gottes Namen Rechnen, Schreiben und Lesen beibringen und ihn dann ins Leben hinausschicken. Als Knecht oder Arbeiter wird er immer noch seinen Mann stehen, auch wenn er nicht fehlerfrei schreiben kann.“

Der kalte Pessimismus des Greises erregte mich tief. Es schien mir, wie er so im bunten Putz gleich einem heidnischen Priester dahockte und mit weisem Hohne meiner Arbeit den Sinn abzusprechen suchte, als sei er die Verkörperung allen Widerstandes, alles Feindseligen, das ich an dieser Schule zu bekämpfen hatte.

„Sie sollen nicht recht behalten“, sagte ich leidenschaftlich bewegt, „meine Schüler werden bis zum Schluß dieses Schuljahres ihre Fehler überwunden haben und die Abschlußprüfung bestehen!“

„Unmöglich! Völlig ausgeschlossen!“ erwiderte der Alte gelassen. „Ich will Ihnen beweisen, daß dies nicht geht. Warten Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder da.“ Er erhob sich und schlurfte hinaus. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, ein dickes, ungefügtes Buch unter dem Arm. Er legte es auf meinen Arbeitstisch und schlug mit der flachen Hand darauf.

„Sehen Sie, junger Mann, diesen Wälzer habe ich in Jahrzehnten vollgeschrieben. Er ist ein untrügliches Register über Dummheit und Begabung dieses Ortes. Ich habe Generationen von Schülern unterrichtet, habe sie als schüchterne Abc-Schützen auf ihre Plätze geführt und dann als langbehoste Jünglinge oder angehende Fräulein aus der Schule entlassen. Ich habe sie auch späterhin im Beruf beobachtet. Es dauerte im allgemeinen nicht lange, bis sie wieder in meiner Schulstube auftauchten, und zwar mit einem Sprößling in neuer Kleidung und mit gestriegeltem Haar, der aus ängstlichen Augen zu mir aufblickte. Und was glauben Sie: Aus diesen Kinderaugen, aus diesem glatten, unbeschriebenen Antlitz tauchten vor mir wie geisterhafte Schatten die alten Bilder auf, die Kindergesichter seiner Eltern, meiner Schüler von ehemals. Und ich konnte mir nun an den Fingern abzählen, wie das neue Früchtchen im Rechnen und Lesen mitarbeiten, welche Fehler es begehen würde und auf welche Streiche ich gefaßt sein müßte. Oft habe ich dann kopfschüttelnd über den Heften gesessen und meine jahrzehntealten Aufzeichnungen danebengelegt: Hier kam der Rechenfehler des Vaters zum Vorschein, dort die schlechte Schrift des Onkels, und diese grammatischen Schnitzer gingen auf das Konto der Mutter, die schon vor dreißig Jahren nicht mit dem Dativ und Akkusativ hatte fertig werden können . . .“

Der Alte kicherte vor sich hin: „Hier hab’ ich sie alle notiert und eingeordnet, meine ehemaligen Schüler, wie in einer artigen Schmetterlingsammlung. Ihre Fehler habe ich ebenso aufgeschrieben wie ihre guten Leistungen und Zensuren, aber auch alle Schulstrafen, die sie sich zugezogen haben. Es macht mir Spaß, als alter Mann in diesem Menschenherbarium zu blättern. Längst vergessene Stunden steigen wieder herauf, und ich sehe so manchen als barfüßigen Lausejungen vor mir, der inzwischen ein würdig betagter Herr geworden ist oder schon nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

Benommen hörte ich zu, von einer Empfindung leisen Schauders berührt, und sah, wie der Alte jetzt vom Stoß meiner Diktathefte eines herunternahm. Er las laut den Namen:

„Klaus Berger.“

Dann starrte er wieder vor sich hin, und sein blinder Blick ging durch mich hindurch in entlegene Weiten, während die Lippen in flüsternder Beschwörung immer wieder den einen Namen formten.

„Berger . . . Berger . . . Sagen Sie mir nichts über die Leistungen des Jungen, aber beschreiben Sie mir einmal genau, wie er aussieht.“

Widerstrebend, wie unter einem fremden Zwang, erfüllte ich den Wunsch des Greises.

„Klaus Berger ist schlank, wahrscheinlich in letzter Zeit schnell gewachsen. Sein Gesicht ist schmal; Nase und Stirn haben einen leichten Anflug von

Sommersprossen. Seine Augen sind rehbraun und blicken meist mit etwas finsterem Ausdruck. Das Haar ist dunkelbraun . . .“

Mir war nicht wohl dabei, als ich das Bild des Jungen stockend und mit belegter Stimme heraufbeschwor. Ich zwang mich, einen unbefangenen Ton anzuschlagen.

„Ich könnte Ihnen nicht von allen Schülern einen so genauen Steckbrief geben. Aber gerade dieser Junge macht mir viel zu schaffen. Ich traf ihn vor Wochen einmal draußen am Waldesrand und hatte dort eigentlich einen recht guten Eindruck von ihm. Im Unterricht aber enttäuschte er mich immer wieder durch Unaufmerksamkeit und sein trotziges, verschlossenes Benehmen. Dabei habe ich das Gefühl, daß durchaus etwas in ihm steckt, daß man ihn zu einem guten Schüler entwickeln könnte, wenn man ihn nur richtig anzufassen wüßte . . .“

Meine Betrachtungen wurden jäh unterbrochen.

„Ganz aussichtslos, mein Lieber, ich weiß jetzt, wo der Junge hingehört. Nach Gesicht und Typ ist er der ganze Vater. Hieß der wohl Richard?“

Als ich dies bestätigen mußte, leuchteten die Augen meines nächtlichen Gastes triumphierend auf.

„Ich habe es gewußt, sehen Sie! Und nun werde ich Ihnen auch genau zeigen können, welche Leistungen von diesem Kind im Unterricht zu erwarten sind.“

Einem Hexenmeister nicht unähnlich, blätterte der Alte mit Behendigkeit in dem dicken Folianten, bis er das Gesuchte gefunden hatte.

„Hier haben wir ihn schon, hier ist er registriert und festgehalten: Richard Berger! Ich kenne ihn noch gut, er ist, soviel ich weiß, im letzten Kriege gefallen. Ein schwieriger Schüler mit einem eigenen Kopf, immer etwas aufsässig. Für Naturgeschichte hatte er viel übrig. Sein Sohn auch? – Sie nicken. – Aber Grammatik und Rechtschreibung waren immer wunde Punkte bei ihm; hier sehe ich eine ganze Reihe von Vieren und Fünfen. Ich schätze, das Söhnchen hat im letzten Diktat wohl auch eine Vier geschrieben?“ Er benetzte den Zeigefinger und blätterte im Heft nach. „Na also, sogar eine Fünf. Da traf ja meine Wahrsagerei über Erwarten ins Schwarze. Sehen Sie: Die Leistungen und Fähigkeiten Ihrer Schüler sind genau begrenzt und festgelegt. Aus diesem Kreis kommt der Junge nicht heraus, selbst wenn er wollte. Niemand kann über seinen eigenen Schatten springen. Und nun nennen Sie mir noch ein paar Namen. Mal sehen, ob mein Wunderbuch wieder recht behält.“

Gewaltsam schüttelte ich nun die dumpfe, lähmende Benommenheit ab. Ich versuchte, mich zur Ruhe zu zwingen, aber es gelang mir nicht.

„Es wird nicht recht behalten!“ stieß ich erregt hervor. „Alles, was Sie da erzählt haben, schlägt meiner Auffassung vom Lehrerberuf ins Gesicht. Ich

müßte kapitulieren, wenn ich die Leistungen eines jeden Schülers durch Schicksal und Geburt für unabänderlich bestimmt hielte. Ich lehne diesen Aberglauben ab und vertraue auf die Macht der Erziehung, die freilich nicht Wunder wirken, aber Widerstände und Schwächen überwinden kann. Ich gebe mich einfach nicht damit zufrieden, daß Klaus Berger oder andere meiner Schüler dazu verdammt sein sollen, immer nur schlechte Diktate zu schreiben. Ich nehme gegen Ihren vergilbten Wälzer den Kampf auf und verspreche Ihnen, daß Klaus und seine Mitschüler am Ende dieses Schuljahres im Diktat keine Fünf mehr schreiben werden.“

Mein Widersacher hatte sich erhoben und blickte mich spöttisch an.

„Ja, ja, solch junger Heißsporn war ich auch einmal und wollte die Welt einreißen mit meiner Kunst. Hier aber“, er pochte mit hartem Knöchel auf sein Buch, „hier stecken die Erfahrungen eines langen Lebens drin, eines Schulmeisterlebens, das mir die Flausen aus dem Kopf getrieben hat. Zeigen Sie nur getrost ein paar Hefte Ihrer schlechten Schüler her . . . Ja, ich sehe schon: Lieberhein, Hoffmann, Martin, Neuhäuser; die Namen sind mir wohlbekannt. Wenn Sie dieser ganzen Sippschaft je die orthographischen Fehler austreiben, dann will ich mit meiner Weisheit einpacken, und Sie sollen recht behalten. Aber eher fließt das Wasser die Berge hinauf, als daß Sie aus dummen Schülern schlaue machen können.“

Er hatte zu diesen Worten belchrend den Zeigefinger erhoben und mit dem buntbemützten Schädel genickt. Nach Greisenart nickte er noch weiter, als er nun den Wälzer wieder an sich nahm und mir verabschiedend die Hand reichte. Ich umschloß die welken, abgestorbenen Finger mit festem Druck. Meine Erregung war gewichen und hatte einer zuversichtlichen Fröhlichkeit Platz gemacht.

„Ich bleibe bei meiner Behauptung und biete Ihnen eine Wette an. Im nächsten Jahr sollen all diese Schüler Rechtschreibung und Grammatik beherrschen, wenigstens so, daß sie damit ihre Prüfung bestehen!“

Der Alte lächelte nun auch: „Gut, die Wette gilt, ich halte meine Worte aufrecht. Aber worum geht die Wette eigentlich, was ist der Preis? Soll ich mein altes Leben verpfänden oder etwa dieses Zauberbuch hier? Oder gelüstet es Sie nach anderen Schätzen?“

Ein seltsamer Gedanke durchzuckte mich, wie er nur in dieser wunderlichen Nachtstunde entstehen konnte. Ich mußte an Marianne denken und hatte die verrückte Vorstellung, sie sei der Gegenstand unserer Wette und ich müsse sie den kalten Fingern des blutlosen Greises durch meine Arbeit entreißen. Mit einem Ruck schüttelte ich diese traumhafte Anwandlung ab.

„Über den Preis werden wir uns schon noch einig“, sagte ich lachend. „Es ist ja schließlich keine höllische Wette, die wir da besiegeln, mit Pergament, Gänsekiel und einem Tropfen Blut.“

Als die Tür ins Schloß gefallen war, lief ich zum Fenster und öffnete es weit. Die Nacht war klar. Waldesluft strömte herein. Ich war hell wach und tief bewegt. Was ich bisher nur verworren gefühlt, als zähen Widerstand erlebt und als widrige Atmosphäre dieser Schule empfunden hatte, all dies hatte sich nun verdichtet und war von dem alten Schulmeister in nackten Worten ausgesprochen worden. Ein klares Nein hatte sich meinem Streben entgegengesetzt. Es war nun an mir, entschlossen den Kampf aufzunehmen. Von seinem Gelingen – so deuchte mir – hingen Glück und Sinn meines Schaffens ab.

Reiner Kunze

DER ALTE STUDIENRAT

*Ich erzog sie,
Und nun tanzen sie
Und nehmen Abschied.*

*Bat das Alter schon
Um Gläser für den Blick
Und um mehr Atem
Für das Wort,
So zwingt das Alter auch
Im Web zu schweigen
Und das Zittern um den Bart
Und die Tränen in den Augen
Nicht zu zeigen
Hier im Saal,
An frobbelebtem Ort.
Der Himmel geb's euch,
Kinder,
Feiert euren ersten Lebenssieg
In ungetrübtem Glück.
Ich gehe fort.*

*Nie hätte ich gedacht,
Daß ich noch im Laternenscheine
Mit dem Stocke Steine tastend*

*Durch des Städtchens Gassen gehe,
Während dort im Saal
Der Bergleut Kinder tanzen,
Und es ist zum ersten Mal
Vollbracht,
Daß ihr Geschlecht
Den Vätern holt das Wissen
In den Schacht.
Ich gab dem Leben,
Gab dem Staate
Hundert Klassen junger Menschen
Schon in seine Universitäten.
Heute ist's,
Als müßt ich meine Seele geben.*

*Kirchenglücke,
Erbstück alter Zeit,
Behütest deiner Häuserküken Seligkeit
Wie meines Vaters letzte Worte
Meinem Leben
Frieden
Zu behüten schienen:
„Sohn – dein Talisman
Sei dieser Rat:
Die Menschen grüß
GLÜCK AUF,
Verdirbst es mit dem Bergmann nicht
Und dienest jedem Staat.“*

*Und als ich vom Gemüseladen Vaters
Ins Gymnasium zog,
Sprach ich
GLÜCK AUF;
GLÜCK AUF,
Wenn mich das Schicksal
Dieser Welt betrog,
Und als die Heimat auswuchs
Und der Krüppel
Einen eignen Gruß verlangte,
Sagte ich
GLÜCK AUF
Und bangte.*

Vater hatte recht.
Doch fühl ich
– Gott verzeih mir –
Er beriet mich
Schlecht.

Bach unterm Brückenstein,
Saugst aus den Wiesen
Den Frühling
Und hebst dich.
Erfasst aber stürmisch der Frühling
Das Bergmannsvolk:
Das ist ein Steigen,
Ein Streben –
Wie nur eine Seele
Und großer Gedanke sich heben.

Hatten eben noch
Des Krieges Krankenbetten
In der Schule Schmerz
Und Hoffnung aufgebahrt,
Hockten nun der Kumpel Kinder
In den Bänken
Und begannen, sich in ihre
Neue Welt zu denken.

... und nun tanzen sie.
Trug nicht der Wind
Des Tanzes Melodie
Zu mir herüber?

Freudpearmes Lernen . . . Lehren.
Bis zum nackten Ziegel
Aufgeschürft des Klassenzimmers Wände,
Widerlich karbolgebeizt;
Die Decke rissig,
Trüb das Fensterglas,
Kein Raum gebeizt.

Und . . .
Eines Wintermorgens
Standen Filzpantoffeln
Vor des Klassenzimmers Schwelle.
Glanz auf dem Parkett.

Die Wände frisch geweißt.
Die Decke – feinste Kreide.
Scheibenblitzen.
In der Luft
Der Duft von Farben,
Ofenschwärze,
Gott – der Ofen glühtz . . .
Alle Schüler hatten sich
Vom Platz erhoben.
Schweigend lachten sie.
Da wußte ich:
Aus ihren Händen
Strömte diese Helle,
Sah in ihre Augen,
Und die Augen
Strahlten sieghaft.
Wie soll man da grüßen?
Man grüßt

FREUNDSCHAFT!

. . . und nun tanzen sie.

Und ich?
Es ist erwogen:
Ich habe nicht nur sie,
Sie haben
Mich erzogen.

Anna Metze

EUGENIE

Ich fuhr hinauf ins Gebirge. Wie schön meine Heimat ist! Ich genoß die Bilder, die, immer wieder neu und wie blankgeputzt, auftauchten und verschwanden. Eine kleine Biegung, ein Tal, eine Anhöhe, ein Dorf, Wiesen, Wälder und Felder – und immer glaubt man sich in eine andere, schönere Welt versetzt.

Der Zug lief in eine größere Stadt ein. Riesige Rauchwolken kündigten hier Kohlenbergbau und Koks Brennerei an. Ein grauer Dunst lagerte über den Häusern. Der spitze Dom mit seinem goldenen Kreuz ragte allein darüber hinaus und funkelte im Licht der Sonne.

Robert Schumanns Heimat. Seine Töne erstickten nicht im Rauch der Schächte, sie nahmen den Flug hin über die Welt.

Mehr Menschen stiegen jetzt ins Abteil und schwatzten in mir vertrautem Dialekt. Ich hörte ihnen zu und erwärmte mich an ihrem Humor, den in seiner Gänze nur der Einheimische verstehen kann.

Als der Zug schon wieder anrollte, wurde die Tür noch einmal aufgerissen, und herein schwang sich eine schlanke, nicht mehr ganz junge Frau.

Ich erkannte sie sofort. „Eugenie!“ rief ich erfreut.

Ihr schmaler Kopf fuhr zu mir herum. Auch sie erkannte mich. Wir waren Schulkameradinnen gewesen. Zwanzig Jahre war das jetzt her. Als wir uns die Hände drückten, waren die zwanzig Jahre wie fortgeblasen. Wir kamen rasch ins Gespräch. Eugenie war Lehrerin geworden, erst nach dem Krieg, wie sie mir erzählte, nachdem ihr Mann gefallen war. Und als sie meinen erstaunten Blick sah, fuhr sie fort: „Ja, weißt du, daran ist der Rotfuchs schuld.“

„Aber Eugenie, der ist doch längst tot! Und was hat unser alter Lehrer damit zu tun? Ihr wart euch doch feind?“

„Eben darum. Die Geschichte von damals... Wer hätte damals gedacht, daß sie sich doch noch zum Guten auswirken würde. Du siehst, auch aus dem Bösen sollte man lernen.“ Dann mußte sie schon aussteigen, und ich versprach meinen Besuch.

Das aber ist die Geschichte des Mädchens Eugenie:

Sie war während der Inflation mit ihren beiden älteren Brüdern und ihrer Mutter in unsere Stadt gekommen. Der Vater war im Krieg geblieben. Sie hieß Eugenie, doch wurde sie von ihren Angehörigen und bald auch von uns nur Eu gerufen. „Eu“, das war wie ein Pfeil, wie ein Tier, ein Stern, eine seltene Blume, ein Kreisel, eine züngelnde Flamme, eine hüpfende Welle im Bach, kurzum: der Name barg in seinen zwei Buchstaben für uns tausend Geheimnisse, die unerreichbar schienen, er barg ganz und gar das Äußere wie das Innere dieses Mädchens.

Die Jungen mochten sie alle gern, während wir Mädchen uns von ihr fernhielten. Heute weiß ich, daß es purer Neid gewesen war. Sie war feingliederiger als wir, sie sprach eine andere Sprache, sie war schneller im Denken und Handeln, sie war unabhängig von Klatsch und Tratsch, der in kleinen Orten eine große Rolle spielt. Sie war ein kleines wildes Tier, in dem sich Leidenschaft, Lieblichkeit, Grausamkeit, Mut und Mitleid zu einem Undefinierbaren vermischten, mit dem wir nicht zurechtkamen.

Bald hatte sie einen festen Freundeskreis unter den Jungen, mit denen sie wild umhertollte, Pfeile schnitzte, Schiffchen bastelte, Kaninchen züchtete, aus Eicheln Pfeifchen schnitt und darin dürres Laub rauchte, bis ihr übel

wurde. Sie kletterte wie eine Katze, und lief Schlittschuh mit auf dem Rücken verschränkten Armen, wie sie es bei den Freunden beobachtet hatte.

„Toll!“ sagten die Jungen. „Frech!“ meinten wir Mädchen, die wir hinter ihr hertuschelten und die Streiche, die sie beging, mit Verdrehungen weiter-erzählten, unter denen Eu dann zu leiden hatte. Während wir unsere böserartigen Klatschereien bis zu unseren Eltern trugen, die uns schließlich den Umgang mit dem „Gassenmädchen“ untersagten, blieb Eu harmlos und war sich keiner Sünde bewußt. Alles riß sie an sich, was ihre kleine Welt ihr bot: Blumen, Früchte, Tiere, den Lehm der Grube, aus dem sie kleine Figuren formte. Sie mußte das Leben auf der Zunge schmecken – sie zerbiß die jungen frischen Birkenzweige und sog den herben, bitteren Saft heraus, probierte Kastanien und Eicheln, unbekannte wilde Beeren, Schnee und Eis. Es war ein Wunder, daß sie gesund dabei blieb.

Ihre Mutter, die den Tag über in einer Weberei arbeitete, härmte sich zwar um Eu, doch lag es nicht in ihrer Macht, das leidenschaftliche Kind zu lenken oder zu kontrollieren; schließlich hatte sie drei Kinder satt zu machen. „Du hättest ein Junge werden müssen“, klagte sie, wenn sie abends die zerrissenen Kleider von Eu wieder flickte.

Auch bei den Lehrern war das Mädchen nicht beliebt. Der „Rotfuchs“, wie wir ihn seines roten Ziegenbarts wegen nannten, schien sie fast zu hassen. Sie brachte ihn aus der Fassung, und es verging kein Tag, an dem er nicht an ihr herumnörgelte oder ihr eine Strafe zudiktierte. Seiner Tochter Agnes, die wir wegen ihrer langen Nase „Schnepfe“ riefen, hatte er ebenfalls den Umgang mit Eu verboten. Die Schnepfe hinterbrachte alles ihrem Vater, der jeder Sünde nachspürte wie ein gieriger Pfaffe. Er kannte die heimlichen Spielplätze seiner Schäfchen und tauchte unvermutet dort auf oder beobachtete von weitem die ungezügelten Spiele. War Eu darunter, so zog er sie an ihren schwarzen Zöpfen und zischte: „Schäm dich!“ Warum soll ich mich schämen? dachte sie. Ach, das Loch im Rock und die schmutzigen Füße, das meinte er sicher, und bedrückt zog sie den Kopf zwischen die Schultern.

Es war kurz vor den Sommerferien. Keiner zeigte mehr rechte Lust zum Lernen, besonders Eu war wie aus dem Häuschen. Sie wisperte geheimnisvoll mit ihren Freunden, schrieb kleine Briefchen, die sie per „Bankpost“ befördern ließ.

Der Rotfuchs mochte das Spiel schon längere Zeit beobachtet haben. Gelassen kam er auf Eu zu, die gerade dabei war, wieder so ein Zettelchen in kleinstes Format zu falten. Er streckte seine sommerprossige Hand danach aus und sagte nur das eine Wort: Gib!

Gehorsam reichte sie ihm das Briefchen. Er las es nicht vor unseren neugierigen Augen, sondern steckte es, mit Daumen und Zeigefinger spitz fassend, die anderen Finger dabei spreizend, in die Westentasche.

Unterwegs trafen wir Eus Freunde, die von der Polizeiwache kamen, wo sie einen Bericht über das gestrige Geschehen abgegeben hatten. Wir empfingen sie wie ein Schwarm Hummeln und überstürzten einander mit Worten und Gesten, um ihnen den Vorfall so bildlich wie möglich zu schildern.

Da zeigte es sich, was Eu an den Freunden hatte, wie sehr sie an ihr hingen, wie sie das Mädchen als gleichwertigen Kamerad schätzten und liebten. Mit der streitbaren Wahrhaftigkeit ihrer Jahre begannen sie den Sachverhalt, den sie bereits dem Wachtmeister Kerbl erzählt hatten, vor uns aufzurollen: Eu und sie hätten nichts Böses begangen, sondern nur eine Art Expedition durch den Berg vorgehabt; sie hätten einmal gehört, daß der Stollen irgendwo hoch oben im Gebirge einen Ausgang hätte. Der Weg sei sehr gefährlich geworden, und sie, die Freunde, hätten wieder umkehren wollen. Doch Eu, die einem Hindernis gern trotzte, sei auf allen vieren weitergekröchen und plötzlich bis zur Hälfte in ein tiefes, mit schlammigem Wasser angefülltes Loch versunken. Daher ihr verschmutztes Aussehen und die nassen Kleider. „Wir hatten Mühe, Eu zu retten“, berichteten sie, nicht ohne Stolz.

Von Wachtmeister Kerbl hatten sie eine ernste, doch väterliche Verwarnung bekommen, ihr junges Leben nie mehr auf solch leichtsinnige Art aufs Spiel zu setzen; denn, wie sie nun einsehen mußten, brächte das allen doch nur Kummer und Verdruß.

Wir fielen nun aus einem Extrem in das andere. Wie unsere Abneigung gegen Eu keine Grenzen gekannt hatte, so wenig setzten wir nun dem wuchernden Mitleid eine. Aber wir konnten unser Mitleid nicht anbringen; Eu kam bis zum Beginn der Ferien nicht mehr zur Schule.

Auch während der Ferien bekamen wir sie nicht zu Gesicht: sie sei krank, hieß es. Sie mußte es wohl sehr sein; denn Eu ohne Luft und Sonne, ohne Wald und Wiese, ohne Freunde, das war kaum vorstellbar. Wenn wir sie besuchen wollten, fanden wir die Tür verschlossen. Wir fragten ihre Mutter, wie es ihr ginge, doch die sagte nichts als: „Laßt sie, sie will keinen sehen.“

Die Ferien gingen zu Ende, der Sommer flog fort, und wir schulterten die Ranzen für den ersten Schultag. Fast jeder hatte etwas für Eu in der Tasche: einen schönen Apfel, eine neue Schreibfeder, ein Bildchen fürs Poesiealbum, ach, was weiß ich, was angesammelte Liebe alles zuwege bringt.

Es klingelte. Eu war noch immer nicht da. Enttäuschung malte sich auf unseren Gesichtern.

Die Tür ging auf, und der Lehrer trat herein. Es war ein neuer Lehrer. Wo war der Rotfuchs geblieben? Erst jetzt fiel uns auf, daß auch die Schnepfe nicht da war. Ah, wie war das Leben aufregend – und schön! Wie wir es liebten!

Der Lehrer war jung. Elastisch schritt er durch den Mittelgang nach vorn. Seine Erscheinung, seine Haltung, sein Gesicht, das Haar, die Krawatte – alles wurde unter das Kreuzfeuer unserer kritischen Blicke genommen. Nichts entging uns. Sein Blick, der weit und offen jetzt von einem zum andern lief, rief uns wie von selbst zur Sammlung. Das Lächeln um seinen Mund schien noch nichts vergessen zu haben von Kindheit und Schule. Er gab es an alle, die nun der Reihe nach ihren Namen nannten. Das ging wie am Schnürchen.

Kaum war das Allgemeine beendet, wurde leise die Klinke der Tür heruntergedrückt, und Eu – war das Eu? – trat herein. Wie kam es, daß sie auf einmal so fremd aussah? Die Zöpfe fielen nicht mehr nach vorn, sie lagen straff zu einem Kranz um den schmalen Kopf, den sie still und gerade hielt, als trüge sie ein Gefäß, aus dem nichts verschüttet werden durfte.

„Wie heißt du?“ fragte der Lehrer, als sie vor ihm stand. Man sah, er wartete ab, ob ein Tadel angebracht war.

Eu setzte zweimal zum Sprechen an. Doch dann sagte sie sehr leise, aber allen noch hörbar:

„Ich . . . ich heiße . . . Eugenie.“

Vielleicht wußte der Neue alles, als er ihren Namen hörte. Er ließ sie setzen und begann uns in einen Unterricht hineinzureißen, wie wir ihn noch nie kennengelernt hatten. Die Minuten, die Stunden flogen nur so dahin; es blieb keine Atempause zum Wispern und Flüstern, zum Aushecken von Dummheiten, die der Langweile entspringen. Nur ein einziger, der trotzdem versuchen wollte, den Neuen aufs Eis zu führen, bekam lachend zu hören: „Es ist noch nicht lange her, da habe ich dasselbe gemacht wie ihr, ihr macht mich nicht dumm. Laßt es lieber.“ Damit war der Reiz genommen. Wenn einer alles schon weiß!

Eu reagierte auf ihren alten Namen nicht mehr. Eu war tot. Eu war aus der unfähigen Hand des Bildners gefallen, der es nicht verstanden hatte, ihre Form zu veredeln und zu füllen. Eu war zerbrochen.

Sie selbst hatte in den Wochen der Krankheit, die keine körperliche gewesen war, die Scherben gesammelt und hatte sich, soweit sie dazu imstande gewesen war, wieder zusammengesetzt. Daraus war Eugenie geworden, Eugenie, die sich gleichsam in ein Glashaus zurückzog, von dem aus sie dem Leben und Treiben der Klasse zusah, in das sie keinen von uns treten ließ, auch unseren geliebten Lehrer nicht, der mit unendlicher Geduld um jedes Wort, um jedes Lächeln bei ihr warb. Sie lehnte jede Hilfe ab, die ihren alten Geist wieder lebendig machen wollte. Ohne Dank gab sie dem Lehrer nach der Entlassungsfeier die Hand und verabschiedete sich mit den Worten, die sie sich wohl für diese Stunde aufgespart hatte: „Ich hasse die Schule, ich denke mit Grauen an sie zurück!“ Der Lehrer aber antwortete mit einem

DAS BILD DES DEUTSCHEN LEHRERS IN LITERATUR UND WIRKLICHKEIT

L iteratur ist „Wissenschaft vom Menschen“ (Gorki), Widerspiegelung des menschlichen Lebens in poetisierter und künstlerischer Ausformung, Darstellung des Allgemeinen im Einzelnen, Stellungnahme zum Menschen, zum Gesellschaftlichen, zur Natur. Jene literarischen Zeugnisse, die der Darstellung des Lehrers gelten, in historischer Verknüpfung unter solchen Gesichtspunkten betrachten, heißt wichtige Mosaiksteine, wichtiges Material sammeln für die Erkenntnis der objektiven Lage, der Funktion und der Bewußtseinslage der Lehrer in den verschiedenen Entwicklungsetappen; denn der gesellschaftliche Charakter der Literatur steigert sich an einem Stoff, der wie kein anderer geeignet ist, ihre erzieherische und ideologische Wirksamkeit zu unterstreichen. Bilder vom Leben des Lehrers sind ein Stück Kulturgeschichte, und die Stellung und Bewertung des Lehrers in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft geben Zeugnis von der progressiven oder reaktionären Grundhaltung einer Gesellschaftsordnung.

Im folgenden kann – da brauchbare Vorarbeiten fehlen – nur ein erster Überblick über die Fülle der vorhandenen Lehrerliteratur gegeben, können einige Entwicklungslinien gezeigt werden. Dabei wird weder Vollständigkeit bei der Aufzählung der einschlägigen Werke noch die Darbietung letzter wissenschaftlicher Erkenntnisse angestrebt. Dem Bild des Lehrers in der deutschen (vor allem belletristischen) Literatur soll nachgespürt werden; als Ergebnis einer solchen ersten Orientierung soll das Charakteristische und Typische bei der Zeichnung der Lehrergestalt erkannt und zur historischen Wirklichkeit in Beziehung gesetzt werden.

Es war vor allem die Aufklärung, jene mit der gesellschaftlichen Emanzipation, mit dem Aufstreben des Bürgertums verbundene geistige Bewegung, die eine von gesellschaftlichem Verantwortungsbewußtsein getragene pädagogische Funktion der Literatur mit großem Nachdruck in den Vordergrund rückte. Literatur wurde für die Erziehung des Bürgers, der Nation, für die „Erziehung des Menschengeschlechtes“ benutzt: Die Fabel – als beliebteste Gattung – und die Satire wurden unter dem Aspekt der geistigen und moralischen Erziehung des Bürgertums verfaßt (Gellerts Fabeln galten als moralisches Hausbuch des deutschen Bürgers), das eindeutig klassenerzogene Drama war schon bei Lessing – allerdings in anderem Sinne als bei Schiller –

„Schaubühne als moralische Anstalt“, Theater wurde zur Stätte bürgerlicher Selbsterziehung, und der Roman schließlich diente der Entfaltung der gebildeten, selbstbewußten (bürgerlichen) Persönlichkeit („Agathon“, „Goldener Spiegel“, „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ u. a.). Es kommt hier nicht darauf an, die Erziehungsideale der Aufklärung im einzelnen zu erläutern. Wichtig allerdings erscheint die allgemeine Feststellung ihres bürgerlichen Klassencharakters. Aufklärung bedeutete gesamteuropäische Emanzipation des Bürgertums, bedeutete geistige und sittliche Selbstentfaltung, freie, „natürliche“ Selbstbestimmung der vom Feudalismus und Absolutismus unterdrückten bürgerlichen Persönlichkeit, bedeutete in diesem Sinne Antifeudalismus und letztlich ideologische Vorbereitung der bürgerlichen Revolution. Das Universalmittel hierzu glaubte man vor allem in der Ratio zu besitzen. Sie war das Scheidewasser. Vernunft wurde die Lehrmeisterin der Menschheit. Vernünftig sein hieß aufklären, aufklären die Tugend, das heißt die humane Bestimmung des Menschen fördern, Tugend besitzen aber bedeutete glücklich sein. Alle Bezirke des geistigen und moralischen Lebens wurden durch die Instanz der Vernunft, in der man die unmittelbar wirkende Kraft zur Änderung der gesellschaftlichen Ordnung sah, überprüft: die Religion, die Naturanschauung, die Philosophie, die Ästhetik, die Staatsordnung, die Gesellschaft. Trotz der abstrakt-philosophischen, idealistischen Grundeinstellung blieb man nicht im Theoretischen stecken: das zerbröckelnde absolutistische Staatsgefüge wurde zwar in Deutschland durch keine bürgerliche Revolution erschüttert oder niedergebrochen, aber doch hinterließ die Aufklärung hier vor allem eine große reale Errungenschaft: eine Nationalliteratur, die in der leidenschaftlichen Anwendung aufklärerischer Erziehungsprinzipien die enge Verbindung zwischen Theorie und der praktisch-gesellschaftlichen Wirksamkeit sichtbar machte.

Die Geschichte des *Lehrerstandes* ist bis zum 18. Jahrhundert nur Vorgeschichte. Erst mit dem Einsetzen der bürgerlichen Emanzipations- und Erziehungsbewegung im Rahmen der Aufklärung erhielt der Lehrer eine wichtige gesellschaftliche Funktion. Das Lehren und der Lehrer wurden von den fortschrittlichen Kreisen in einem neuen Licht gesehen. Wissen wurde im Zusammenhang mit den wachsenden Anforderungen der kapitalistischen Produktionsweise als bedeutender Machtfaktor erkannt, war aber zunächst und vor allem eine der Voraussetzungen des Kampfes gegen die feudale Ordnung.

Die ersten Jahrzehnte der deutschen Aufklärung zeigen eine noch nicht in breite Schichten dringende Konzentration auf ein allgemeines Bildungsstreben („Moralische Wochenschriften“ usw.), das im wesentlichen auf die Weckung des bürgerlichen Selbstbewußtseins ausging. Die eigentliche Wendung zum Plebezismus, der Kampf für die Befreiung des Volkes von allen gesellschaft-

andere) wie auch die Schriftsteller jener Zeit, die ja alle Pädagogen ihres Volkes, ihrer Nation sein wollten, sie alle bezeugen einen neuen Geist, der die europäische gebildete Welt in Atem hielt. Pädagogen wurden Schriftsteller, schrieben ihre pädagogischen Darlegungen in Form von Romanen, um ein breites Publikum zu interessieren (Rousseaus „Emile“, das revolutionäre „Naturevangelium der Erziehung“, wie Goethe es nannte; Salzmanns „Krebstübchen“; Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“). Die Schriftsteller (und Pädagogen) – Lessing, Herder, Schiller, Wieland, Goethe, Moritz – berichteten in ihren Werken, vor allem in den charakteristischen Bildungsromanen und in der Memoirenliteratur, von der Entwicklung und freien Entfaltung der (bürgerlichen) Persönlichkeit zur Vollkommenheit. Herder, zeit seines Lebens beruflich mit der Schule verbunden, setzte sich als geistliches Oberhaupt des Schulwesens von Weimar besonders für die Verbesserung der Schule ein. („Täglich komme ich darauf zurück, daß die Wissenschaft und tätliche Bildung anderer, insbesondere der Jugend, das reellste Geschäft meines Standes sei.“) So sorgte er, der geistliche Aufklärer, für eine höhere Besoldung der Landschulmeister durch Einziehung geistlicher Stellen auf dem Lande (!), schuf dem Weimarer Gymnasium eine Schulbibliothek, schrieb eine Fibel, das „Buchstaben- und Lesebuch“, sorgte für Freitische und Stipendien und schenkte schließlich in seinen Schulreden den Pädagogen eine Fundgrube tiefer Gedanken über den „Geist der Nationalerziehung“, wie er ihn sich wünschte.

Dies also war der geistige und gesellschaftliche Strom, der die geknechteten Schul- und Hofmeister als literarische Gestalten herantrug. Die Schriftsteller jener Zeit machten sich in anklägerischer Kritik zum Wortführer des entstehenden Lehrerstandes, sie schufen aber zugleich auch Idealbilder, die der Nation für die Zukunft als erstrebenswert hingestellt wurden. Sie kritisierten und idealisierten. Bereits G. W. Rabener hatte in einigen seiner „Satiren“ (1742) – voller Hochachtung für den Lehrer – dessen Notlage angeprangert, vor allem aber hatte er seinen sarkastischen Witz über die Schulpatrone und Prinzipale, über die Krautjunker und Priester ausgeschüttet. In ähnlicher Weise kritisierte Samuel Heinicke, der Begründer der ersten deutschen Taubstummenanstalt in Leipzig, die miserablen Schulverhältnisse mit dem Ziel, sie zu verbessern („Metaphysik für Schulmeister und Plasmacher“; 1785). Schubart, selbst jahrelang „Schuladjunkt“, der seinen Beruf und die zu unterweisenden Kinder liebte, machte sich in seinem Buch „Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt“ (1791) zur literarischen Figur, indem er unter anderem seine Erlebnisse und Erfahrungen als Schulmeister schilderte. „Wer sollte nicht lieber in den schottischen Bleigruben arbeiten, als ein Schulmann sein, wenn zumal ein Zelot sein Oberaufseher ist“, heißt es in dieser Lebensbeschreibung. Und in der „Deutschen Chronik“ schrieb der Dichter:

„Mißratene Studenten und verdorbene Handwerksleute macht man zu Schulmeistern. Bücher, meistens im mystischen, unverständlichen Stile geschrieben, legt man zu Grunde des Unterrichts. Da ist des verstandlosen Plapperns und Schnatterns kein Ende. Der Lehrer und Schüler sind froh, wenn sie vom Schulkerker erlöst sind . . .“ (1774, 53. Stück). Eine der mächtigsten Anklagen war das Drama „Der Hofmeister“ (1774) von J. M. Reinhold Lenz. Der Dichter, kurze Zeit selbst Hofmeister – eine meist demütigende Stellung, die viele damalige Dichter (z. B. auch Hölderlin und Jean Paul) annehmen mußten –, kämpfte für die öffentliche Erziehung, gegen das Hauslehrertum. Dabei zeigte er die unglaublich und empörend niedrige Stellung des Hofmeisters in der Feudalgesellschaft: „Merk Er sich, mein Freund, daß *Domestiken* in Gesellschaft von Standespersonen nicht mitreden. Geh er auf sein Zimmer.“ So also wird der Hofmeister traktiert. Um wieviel schlechter aber mußte es um den Dorfschulmeister bestellt sein, dem Lenz diese neidischen Worte in den Mund legt: „Nun ja freilich, der Hofmeisterstand ist einer von denen, unus ex his, die alleweile mit Rosen und Lilien überstreut sind, und wo einen die Dornen des Lebens nur gar selten stechen.“ Hofmeister und Schulmeister: hier stehen sie einander gegenüber. Der letztere ist der Selbstbewußtere; die Junker, die den kriecherhaften Hofmeister, den „Sklaven im betretenen Rock“, der nach „oben“ strebt, auf der Flucht verfolgen und dabei in das Haus des Schulmeisters dringen, wirft er vor die Tür.

Goethe, der große Erzieher unserer Nation, hat nur wenige „reine“ Lehrer gezeichnet; seinen pädagogischen Gestalten fehlt das eigentlich Berufliche, es tritt hinter den allgemeinen Forderungen der Menschheit und der Betätigung des Menschen in der großen Gesellschaft zurück; sein Werk als Ganzes dient der allgemeinen, humanistischen Menschenbildung. In jenen Dichtungen aber, wo Lehrer aus autobiographischer Sicht beschrieben werden, sind es vor allem Haus-, Lateinschul-, Gymnasial-, doch keine Volksschullehrer.

Den pädagogischen Gedanken, dem pädagogischen Charakter der Mehrzahl der Goetheschen Schöpfungen – „Dichtung und Wahrheit“, „Wilhelm Meister“, „Wahlverwandtschaften“ – nachzugehen wäre reizvoll, ist hier jedoch nicht die Aufgabe. In dem Revolutionsdrama „Die Aufgeregten“ (1793) führt Goethe allerdings einen Magister vor. Der Hofmeister nimmt als Parteigänger der französischen Revolution schließlich am Aufstand gegen seine gräfliche Familie teil, dessen Zustandekommen er wesentlich vorangetrieben hat. „Seit den letzten paar Predigten, die der Magister hielt, . . . ist das ganze Dorf hier in Bewegung.“ Goethe zeigt somit zum erstenmal in der deutschen Literatur einen Lehrer, der sich gegen seine Bedrücker erhebt und gemeinsam mit dem Volk für die Freiheit kämpft.

tigen Erziehung der Kinder“ oder „Konrad Kiefer oder Anweisung zu der vernünftigen Erziehung der Erzieher“, wie auch der Roman „Carl von Carlsberg oder Über das menschliche Elend“, eine aufklärerische Darstellung des Schulelends, und die Satire „Geschichte der Schildbürger“, alle diese Werke sollen der „Aufklärung“ dienen, Aufklärer und Aufgeklärte schaffen. Pädagogik ist auch für Salzmann immer Teil des allgemein Menschlichen, der Staatsangelegenheiten, der bürgerlichen Emanzipation. „Die Pädagogen sind an allem Unglück schuld“, schreibt der Superintendent Luchsenburger an einen Bruder in den „Schildbürgern“, „und ich weiß nicht, wo es am Ende hinaus will, wenn das Ding so fortgeht. Sie wollen die Kinder vernünftig machen, und das geht nicht, schlechterdings geht das nicht. Die Vernunft ist unsere gefährlichste Feindin – und diese begünstigen sie, das ist abscheulich. Wer will da noch Prediger sein, wenn alles vernünfteln und prüfen und untersuchen soll. Sonst konnte ich meinen Katechumenis sagen was ich wollte, jetzo ist mir schon ein paarmal der Fall arriviert, daß sie mir Einwendungen gemacht haben. Stellen Sie sich um Gottes willen vor – Einwendungen von Katechumenis. Wo will das am Ende hinaus!“

Salzmanns Streben ist symptomatisch für die damaligen Pädagogen. Er wollte Lehrer, Lehrer der Lehrer und Volksschriftsteller zugleich sein (vgl. auch Basedow, Campe, Sintenis: „Vater Roderich unter seinen Kindern“ usw.). Alle diese pädagogischen Schriftsteller stellen vor allem ihr Ideal auf, obwohl zum Beispiel Salzmann der Kritik am Bestehenden, an der fortschrittsfeindlichen Othodoxie durch viele Gestalten großen Raum gibt (Konrektor von Sylbenau, Rektor Californius, Kasimir Holzaxt). Des Schnepfenthalers Wort über die Schulmeister: „Esels Arbeit und Zeisigs Futter“, wurde später zum Schlachtruf der organisierten Lehrer. In der „Geschichte der Schildbürger“ formuliert er seine Forderung: „Protestanten müssen vollkommene Freiheit haben, nach ihrem Gewissen zu lehren, was sie für wahr halten . . .“

Pestalozzis erzählende Werke, vor allem der große Roman „Lienhard und Gertrud“, oft wohl aus pädagogischer Absicht in primitiv anmutenden, aber lebendigen Dialogen geschrieben, zielen in die gleiche Richtung, zeigen aber, abgesehen von den methodischen Differenzen zwischen ihm und den Philanthropen, eine demokratischere, volksverbundene politische Haltung, die jedoch in vielem idealistisch, ja utopisch anmutet. Bei ihm erhält die Frau zum erstenmal eine wichtige, ja überragende Erziehungsfunktion. Auch das ist neu: ganz eindeutig will Pestalozzi durch seine Erziehung, seine Ideen nicht nur die Schule, sondern das *ganze* Volk bis zu den Ärmsten erfassen und umwandeln. In „Lienhard und Gertrud“ arbeiten Dorfherr, Pfarrer und Lehrer zu diesem Zweck gemeinsam Hand in Hand. Der Schulmeister, ein ehemaliger Leutnant, erhält den Vorzug vor dem Pfarrer, er wird der Führer

des Dorfes, in dem er – utopisch – mit Hilfe des Dorfherrn, des Junkers Arner, soziale Veränderungen zugunsten der Armen durchführt. Aus einem verluderten Dorf wird eine Stätte des Wohlstandes, vor allem der Menschlichkeit, der Hochachtung vor dem Volke.

Eine große Generation von Schriftstellern und Pädagogen, die im Geiste der Aufklärung die Freiheit des Bürgertums erstrebte! Und keiner war unter ihnen, der sich zum Apologeten des Bestehenden, zum Apologeten der feudalen Bildungsprivilegien machte.

Als das 19. Jahrhundert begann, gab es noch keinen Lehrerstand als klar umrissenen gesellschaftlichen Faktor. In Preußen brachte erst die sogenannte Reformzeit wichtige Veränderungen auch auf dem Gebiete des Schulwesens. Männer wie Fichte, Humboldt, Süvern erstrebten die Verbesserung des Schulunterrichts; die wirtschaftliche Lage der Lehrer, die wie früher meist niedriger Herkunft waren, aber blieb schlecht. „Er *brauchte* zwar nicht mehr ‚Laternenträger, Kirchenkehrer, Glockenzieher in eigener Person zu sein‘, aber seine Armut zwang ihn, diese Dienste selbst zu verrichten.“ Auf dem Wege zur Anerkennung der Lehrertätigkeit als bürgerlichen Beruf waren die von der Reaktion bekämpften Seminare ein wichtiger Markstein. Aber trotz staatlicher Seminausbildung blieben die Ortsgeistlichen weiterhin unmittelbare Vorgesetzte der Lehrer, die auch noch im allgemeinen dem Küsterdienst nachkommen mußten (Uhr stellen und schmieren, Schnee schaufeln auf dem Kirchhof, Kirche reinigen, Anzünden der Kerzen in der Kirche). Wollte sich ein Lehrer aus dem Schulort vorübergehend entfernen, mußte er die Genehmigung dazu beim Pfarrer einholen. Über die Anstellung beziehungsweise Nichtanstellung eines Dorflehrers bestimmten vor 1848 und auch noch danach im allgemeinen die Gutsherren und Junker. Trotz solcher Unterdrückungsmaßnahmen aber setzte sich bei den ärmlich entlohnerten Lehrern, für die Nebenbeschäftigungen wie zum Beispiel Torfstechen, Kanalbau, Erntearbeit weiterhin eine große Rolle spielten, nach und nach ein gewisses Standesbewußtsein durch: man spürte, daß die stetige Kapitalisierung und das Aufkommen komplizierter Arbeitsprozesse, seine Dienste, die Dienste des Schulmeisters, erforderlich machten. Und das aufstrebende Bürgertum sah zunächst die wachsende Achtung, die mancherorts dem Lehrer gezollt wurde, nicht ungern. Die regressive Restaurationszeit mit ihrem Terror, mit ihrer Zensur gegen alle liberalen, demokratischen und nationalen Bestrebungen traf überdies das Volksschulwesen am wenigsten, eben weil man von einem bis dato geknechteten und verarmten Stand nichts befürchtete. So konnte es geschehen, daß gerade durch den Volksschullehrer in dieser Zeit die Gedanken der Aufklärung im Sinne einer breiten und freien Wissensvermittlung weitergetragen und praktischen Lösungen entgegengedrängt wurden. Der Lehrer wollte das Ideal der allgemeinen Menschenbildung verwirk-

lichen. Doch mußte er zunächst einmal um die ersten Voraussetzungen, zum Beispiel um seine Seminausbildung, kämpfen.

Aber auch das Verhältnis zwischen Kirche und Schule mußte grundlegend geändert werden. Während noch im 18. Jahrhundert viele Geistliche Seite an Seite mit den Lehrern um die Verbesserung der allgemeinen Bildung kämpften, schieden sich jetzt, obwohl die geistige Bewegung der Romantik in ihrer verspießerten Form, dem Biedermeier, einer solchen Entwicklung entgegenarbeitete, klar die Fronten. Die orthodoxe Reaktion der Kirche stand der aufklärerischen Progression der Volksschulbewegung entgegen. „Nächst dem Heere brotloser Literatenproletarier hat wohl kein Geschlecht dieser Zeit gründlicher und erfolgreicher an der geistigen Vergiftung des deutschen Volkes gearbeitet als der Stand der Volksschullehrer“, heißt es in einer Kirchengeschichte.

Der Kampf der Volksschullehrer galt bezeichnenderweise zunächst der Befreiung von wirtschaftlicher Not und kirchlicher Bevormundung (die höhere Schule hatte die Trennung von Kirche und Schule bereits Ende des 18. Jahrhunderts ziemlich lautlos vollzogen), galt dem Streben, pädagogische Freiheit und das Prinzip der Wissenschaftlichkeit unter Berücksichtigung vor allem der Realfächer in die ersuchte überkonfessionelle Grundschule einzuführen. Der Lehrer wollte einfach nicht mehr schlecht bezahlter Knecht des Pfarrers sein. Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß der Volksschullehrer, der anfangs sich bereits beruflich zu organisieren, während der bürgerlichen Revolution von 1848 zum begeisterten, ja radikalen Parteigänger und Barrikadenkämpfer wurde. Der preußische Staat, der eine solche Entwicklung befürchtet hatte, wollte noch im Jahre 1844 Verordnungen durchsetzen, die darauf hinausliefen, die Wissensvermittlung der Schule einzuschränken und – um ergebene Lehrer zu haben – die aus dem Heere auscheidenden Unteroffiziere, die bis dahin nur Gendarmen, Gefängniswärter und Polizeidiener werden konnten, zu Volksschullehrern zu machen. Gegen alle diese Tendenzen aber kämpften mit Flugschriften, Reden und Zeitungsartikeln die Führer der demokratischen, „links“-gesinnten Lehrer: Wander, Diesterweg, Kell. Jetzt erst wurde Pestalozzi verstanden (Feier des 100. Geburtstages 1846)! Das Ideal des demokratischen Volkslehrers im demokratischen Nationalstaat (Wander) erfaßte die Pädagogen; das Ideal eines Lehrers also, dessen Wirksamkeit sich nicht auf die Schulstube beschränkte, der Lehrer als Lehrer der ganzen Nation, als Führer zur Menschenbildung, zur Bürger- und Berufsbildung in einer vom Kindergarten bis zur Hochschule organisch abgestimmten Einheitsschule: „Ein Vaterland, eine Nation, eine Nationalbildung“!

Doch diese Zielsetzung verletzte nicht nur die Vorstellung des feudalen, sondern auch die des bourgeois Staates, der den Lehrer nicht auf eigene

Füße stellte, um ihn als demokratischen Volksführer in Bereichen, die ihm nicht zugedacht waren, wiederzufinden. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre trat dieser Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit vom Volkslehrer im feudal-bürgerlichen Staat zum erstenmal sichtbar hervor. Immer mehr wurde nun die Volksschule zum Kampfbjekt der politischen Parteien, und nach dem Scheitern der Revolution von 1848 war der Traum vom Volkslehrer vorerst zu Ende geträumt.

Die Lehrerliteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spiegelt in verschiedenster Weise – zum Teil recht widerspruchsvoll – diese Entwicklung. Sie zeigt uns die elende Lage der Schulmeister, führt aber auch Lehrer gestalten von edler Größe vor. Auch die Vereinigung von Ideal und Realität finden wir. Ganz allgemein ist festzustellen, daß die Zahl der Werke, in denen pädagogische Probleme und Themen behandelt werden, abgenommen hat. Der idealistische Erziehungsenthusiasmus des Bürgertums hatte in der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht zum Ziel geführt. Von der idealen Höhe der Klassik verstieg sich nun die Literatur ins Wolkenkuckucksheim der Romantik, die keinerlei pädagogische Neigungen bekundete, und kehrte erst in der Folgezeit (endgültig um 1830) recht derb zur mehr allgemein politischen, nicht so sehr speziell pädagogischen Gestaltung und Schilderung der Wirklichkeit zurück.

Im Jahre 1805 erschien in Zwickau ein heute fast unbekannter satirisch-komischer Roman, „Die Schulmeisterwahlen“ von einem gewissen Karl Friedrich Döhnel. In diesem Werk, das durchaus in die Aufklärungsliteratur des 18. Jahrhunderts einzuordnen ist, in manchem aber darüber hinausgeht, wird noch einmal die Misere des Schulmeisterlebens angeprangert: „Jetzt fing der gnädige Herr an fürchterlich zu lachen; ‚Magister, sind Sie des Teufels, ein Schulmeister wollen Sie werden, warum haben Sie denn studiert? – Johann hat mich um diese Stelle gebeten, Sie kennen ihn, ich meine meinen Bedienten, und ich hab’ sie ihm auch so ziemlich zugesagt; er kann singen und prügeln, was braucht er mehr zum Schulmeister?‘“ Aber Döhnel gibt eine Lehrergestalt, die sich ihrer hohen Aufgabe bewußt ist und die, entgegen der allgemeinen Auffassung, das Amt des Schulmeisters sehr „ehrwürdig und oft noch ehrwürdiger als das des Pfarrers“ findet: „Von ihm hänge die Bildung der Jugend, folglich das Wohl und Weh der Menschheit ab . . .“ Mit derber, scharfer Satire auf Adel und korrupte Geistlichkeit („ . . . du kennst die Sitte des Herrn Superintendenten nicht; ohne Gabe steht dir sein Schafstall nicht offen“) geht der Autor vor. Die Gefälligkeit, um die der „gnädige Herr“ den Magister vor seiner Anstellung bittet, heißt: Heirat einer abgelegten, schwangeren Geliebten des „Herrn“! Als der Magister einen solchen Handel ablehnt, läuft Herr von Zagheim zum Superintendenten, „anzuzeigen, daß auch in meinem Dorfe die leidige Aufklärung ihr Licht aufstecken will“. Durch

Bestechung überzeugt er den Superintendenten von der politisch gefährlichen Haltung des „Subjekts“: „Was sollte denn endlich in der Welt werden, wenn Schulmeister die Gnade von Leuten, wie ich bin, nicht annehmen wollten?“ Man läßt den Schulmeister durch die Prüfung fallen, „weil er ein Ketzer ist“, denn er „hat die neuen Systeme studirt und leidige Philosophiam – er ist ein Materialist“.

Döhnels Büchlein ist in der Aussage wohl die stärkste, ideologisch fortgeschrittenste Schulmeistersatire der deutschen Literatur jener Zeit. „Man schmiert in unsern Tagen eine Menge Bücher von der Erziehung“, heißt es bei ihm, „gibt Methoden über Methoden an, wie den Kindern gleichsam alle Weisheit hineingezaubert werden soll, legt Philanthropine und Bildungsschulen an; aber darum bekümmert man sich nicht, ob der Schulmeister, der nach dieser Methode lehren soll, zu leben hat oder nicht? Ob er sich die Finger wund spinnen muß, nur um sein bißchen Brot zu erwerben? Ob er wegen der Armut, die nicht seine Schuld ist, der Gegenstand der Verachtung der Albernern wird? Und ob ihn die Älteren bezahlen, deren entartete Brut er bilden soll? . . . So geht es fast überall, und es wundert mich, wie noch Leute für ein solches Zeisigfutter sich der Bildung der Jugend widmen können.“ Adel und Geistlichkeit, als gemeinsame amoralische Kuppler geschildert, verbinden sich gegen den Lehrer, den Vertreter aufklärerischer Ideen und sozialer Kritik. Döhnels Schulmeister ist kein demütiger Kriecher mehr, er will nicht nur der feudalen und klerikalen Privilegienwirtschaft den Todesstoß versetzen, sondern auch die bürgerlichen Philister aus dem Schlaf rütteln.

So unbekannt diese, freilich nicht auf sehr hoher literarischer Stufe stehende Satire ist, um so populärer wurden andere Werke, in denen am Rande oder als Hauptgegenstand Lehrerschicksale gestaltet wurden. Man denke an den einzigen wirklichen Vertreter des deutschen Romans in der vorrevolutionären Zeit, an Karl Immermann. In seinem „Münchhausen“ (1838) wird auch die satirische Geißel über das Schulmeistertum geschwungen. Schulmeister Agesel, einige satirische Überspitzungen abgeschrieben; muß leider als noch weitgehend typisch für die ersten Jahrzehnte angesehen werden. Während er ein unwissender, demütiger Schleicher ist, beschreibt uns Hebbel in seinem Fragment „Aus einem alten Schulmeisterleben“ den furchtbaren Konflikt, den ein armer Dorflehrer durchlebt, da er sich aus Geldnot als Musikant für eine Bauernhochzeit verdingt. Der tyrannische, protzerhafte Großbauer zwingt die Musikanten zur Erheiterung seiner Gäste auf ein Scheunendach, von wo aus sie fiedeln und trompeten sollen. Der Lehrer protestiert zunächst („weil ich es meiner Schulmeisterehre zuwider erachtete, wenn die Leute sagen könnten, wie ich von einem Scheunendach herab musiziert hätte“), schließlich aber treibt ihn der Gedanke an einen Verlust der zu

erwartenden Belohnung auf die Leiter, und er beschränkt sich darauf, seiner „Schulmeister- und Mannesehre nicht durch furchtsames Bezeigen etwas zu vergeben“. Wie auch bei Immermann gibt hier der Schulmeister, „wie sich's gehört, die Suppe herum“, schneidet „Fleisch und Braten vor“. Auf ähnliche Schilderungen von Schulmeisterschicksalen wie sie sich zum Beispiel bei P. Lübke, Joh. Fr. Schlez, C. Dillmann, W. v. Kügelgen, K. Fr. v. Klöden und anderen finden, können wir hier nicht eingehen. Alle zeigen im Grunde das gleiche: die Diskrepanz zwischen Volkslehrerideal und seiner Realgestalt.

Nicht zufällig waren es zuerst Schweizer Schriftsteller, die den Lehrer als positive gesellschaftliche Figur, als Berater und Führer der Bauern, der Gemeinde gestalteten. Schon der Deutschschweizer Heinrich Zschokke, seit 1808 einflußreicher Schulpolitiker im Aargau („Ich nahm mir vor, für das unglaublich verwahrloste, verwilderte Volksschulwesen des Landes Besseres anzubahnen“) hatte nach Vorbild von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ in seinem stark didaktischen Roman „Das Goldmacherdorf“ (1817) sein durchaus aufklärerisches, stark idealistisches pädagogisches Credo niedergeschrieben. Der Held Oswald – „ein Neuerer, ein Jakobiner“ –, Sohn des einstigen Dorfschulmeisters, kehrt nach langem Soldatendienst in sein völlig verwahrlostes Heimatdorf zurück, versteht es, bald zum Schulmeister gewählt, zunächst die Jugend, dann aber auch die älteren Einwohner wieder auf den Weg der Tugend zu führen. Nach mühevoller Arbeit, schließlich als gewählter Bürgermeister, macht er aus dem verschuldeten Dorf eine Stätte des Wohlstandes, eben das „Goldmacherdorf“. Der Schulmeister, erst so gering geachtet wie der Säuhirt, wird zum angesehensten Mann der Gemeinde; zum erstenmal erscheint der Lehrer als führende Kraft im dörflichen Leben. Die zwei Pfarrer (der Nachfolger des alten Pfarrherrn ist „auch einer von der neuen Mode“) sind ihm nicht mehr übergeordnet, vielmehr werden sie durch das Vorbild des Lehrers angespornt, und man arbeitet schließlich Hand in Hand. Oswald ist der Typ jenes Volkslehrers, der seinen Wirkungsbereich von der Schulstube auf das ganze gesellschaftliche Leben einer Gemeinschaft wohltuend ausdehnt.

Die gesellschaftliche Struktur der Schweiz besaß für die Verwirklichung solcher Ideale weit bessere Voraussetzungen als das vom reaktionären Restaurationstaukel heimgesuchte Deutschland. Aber auch in der deutschen Literatur jener Zeit finden wir Werke mit gleicher Grundtendenz. Berthold Auerbach, Verfasser jener zwar berühmten, doch umstrittenen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, hat in gewisser Weise in seiner Erzählung „Der Lauterbacher“ (1843) bei gleicher Grundtendenz eine Art Gegenbild zu Zschokkes Romanhelden aufgestellt. Während dieser die Bauern überwiegend als unwissende, ja dumme, aber lenksame und bildungsfähige Schafe hinstellt, die ohne Hirten hilflos umherirren, zeigt Auerbach in der genannten

Erzählung eine weit realistischere und demokratischere Haltung. Bei ihm wird der weltfremde, den Anforderungen des Lebens entrückte Lehrer durch die Bauern von seinem idealistischen Spintisieren kuriert. Bauern und Lehrer finden zusammen, geben einander das, was der andere nicht besitzt. Der Lehrer erkennt, „daß er nicht nur in der Schule, sondern auch außer derselben Pflichten gegen die Menschen habe“. So gründet er unter anderem einen Lesezirkel für Erwachsene, in dem auch Zschokkes Roman gelesen wird. Aber Auerbachs Bauern sind nicht allzu sehr berührt von Oswalds Taten, eben weil er „alles allein machen will . . . ‚Und ich mein‘, sagt Kilian, ‚die Bauersleut‘ seien viel zu dumm hingestellt.“ Die Mitwirkung eines Erbprinzen („zu was braucht man den?“) und die Uniformfexerei bei Zschokke wird verworfen, aber doch erscheint allen der Autor als edler, rechtschaffener „Herzmensch“, vor dem man, sähe man ihn einmal, den Hut ziehen müsse. Auch Auerbachs Dorfpfarrer ist dem Lehrer sowohl an Geisteskraft als auch an schöpferischer Tätigkeit unterlegen, auch er wagt es nicht mehr, sich den Lehrer untertan zu machen: getrennte Aufgaben, getrennte Wirkungsbereiche, unabhängige Berufe! Von den anderen Lehrererzählungen beziehungsweise Romanen Auerbachs („Landhaus am Rhein“; „Waldfried“) soll hier nur die Erzählung „Neues Leben“ (1852), eine „Lehrgeschichte“ (das ist die Gestaltung eines idealen Lehrers) kurz behandelt werden. Der Autor berichtet von der Flucht eines adligen Freischärlers, der, am Badischen Aufstand beteiligt, zum Tode verurteilt wurde, mit einem „europamüden“ Lehrer Namen und Papiere tauscht, um dessen neu zugewiesene Dorfschulstelle zu übernehmen, „den edelsten Beruf, für den ich mit Wonne mein ganzes Dasein opfern würde“, auszuüben. Voller Liebe zu den Kindern beginnt er die Arbeit in dem neuen Beruf, und zugleich übernimmt er gesellschaftliche Aufgaben. Als ihm dann durch Begnadigung die Rückkehr zu seinem früheren Lebensbezirk möglich gemacht wird, bleibt er der pädagogischen Arbeit, wenn auch an neuer Wirkungsstätte, treu: „Solange es berufstreue Schulmeister gibt, Menschen, deren Glückseligkeit in der Seelenerweckung anderer besteht, solange gibt es hoffende, zukunftsreiche, siegesstarke Völker. Ich setze den Zuruf Pestalozzis fort: Ich will Schulmeister bleiben. Leben ist lehren, wirken, schaffen!“ Wie schon Zschokkes Oswald, heiraten sowohl der Lauterbacher als auch der adlige „Revolutions“-Schulmeister einfache Mädchen vom Dorf. Beide Werke Auerbachs gehören seiner sogenannten demokratischen Periode an, stehen in ihrer volksverbundenen Tendenz, ihrer überaus positiven Bewertung des Volkslehrerberufs, einsam in der deutschen Literatur jener Zeit.

Die deutschsprachige Schweiz brachte außer Zschokkes Roman noch wichtige andere Werke hervor, die eine gesunde Einstellung zum Lehrerberuf bekunden. Man denke an Keller und Gotthelf. Auch die biographischen Charakter tragende Erzählung des Demokraten Karl Mathy, „Der Schullehrer

von Grenchen“, muß in diesem Zusammenhang genannt werden, weil dieser Darstellung Schweizer Verhältnisse zugrunde liegen. (Mathy war als Flüchtling Lehrer in der Schweiz.) Kellers Lehrerfiguren, wie sie uns im „Grünen Heinrich“ entgegentreten, sollen hier nicht näher erläutert werden, da sie die Zeitproblematik des Lehrertums nur am Rande, dazu gewissermaßen aus einseitig-persönlicher Sicht (mit den Augen des Kindes nämlich) berühren. Nur soviel: sie stehen auf der Grenzlinie zwischen Altem und Neuem, an der Wende von Zufalls- und geschultem Schulmeistertum. Die Einschätzung der Lehrer schwankt zwischen Ablehnung und Achtung.

In unserer Betrachtung interessiert besonders die Darstellung des Lehrers bei dem schulbegeisterten Pfarrer und Anwalt der Armen und Entrechteten, bei Jeremias Gotthelf. Dieser „Homer des Bauerntums“, wie er genannt wurde, wollte selbst in allen seinen Schriften nichts anderes als ein Volkspädagoge sein. Der polemische Roman „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ zeichnet vor allem ein Bild von der Armut, dem Elend und der Unwissenheit des vorpestalozzischen Lehrerstandes. Gotthelf wollte zeigen, daß ein „Schulmeister akkurat ein Mensch wie ein anderer“ ist. Der Schulhalter Peter Käser, ein getretenes, mißachtetes, leidgewohntes und beschränktes Menschlein, hungert an der Seite einer duldsamen und tapferen Frau dahin: „Ich, ein Schulmeister, lebte schlechter als Diebe und Betrüger im Zuchthause, die in der Woche zweimal Fleisch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchstens welches vermochten.“ Gotthelf, „der Bauer in der Literatur“, kämpfte für die soziale Besserstellung, für die Menschwerdung des Lehrers: „Ein Buch, wie dieses, . . . soll zeigen, daß man unter den stattgehabten Umständen den Lehrer in diesem Augenblicke gar nicht anders verlangen kann, als er ist.“ Er tut es mit christlicher Begründung und aufklärerischem Ziel, vor allem aber mit einer derart mitreißenden Erlebnis-kraft, daß sich beim Erscheinen des Buches viele Menschen aufgerufen fühlten, Geld und andere Spenden an Peter Käser, den armen Schulmeister, zu schicken!

Nach dem Scheitern der Revolution von 1848 nutzten die reaktionären Kräfte jede Möglichkeit zur Niederkämpfung des demokratischen Volkslehrerideals. Schärfste staatliche Kontrolle über die Lehrerbildung und die Lehrer selbst wurde angestrebt. Es liegt auf der Hand, daß die reaktionäre Entwicklung nach 1848 in Deutschland das Volkslehrertum endgültig zur Utopie stempeln mußte, daß schließlich dieses Ideal die völlige Wandlung ins Gegenteil erfuhr. Immer stärker lehnten die Herrschenden den gesellschaftlichen Aufstieg des Lehrerstandes ab. Man fürchtete auf Grund der Erfahrungen während der Revolution im Volksschullehrer den Stimmführer des „niederen“ Volkes. Die nachrevolutionäre Literatur besitzt in W. H. Riehls Werken „Idylle eines Gymnasiums“, „Burg Neideck“ und „Die bürgerliche

Gesellschaft“ treffende Zeugnisse solcher Auffassungen. Obwohl der Autor, die miserable soziale Lage des Volksschullehrers erkennend, diesen zum „Geistesproletariat“, zum „vierten Stand“ zählt, unterscheidet er sich in seinen Auffassungen recht wenig von denen des Reaktionärs Treitschke. Der preußische Historiker schrieb: „Der Staat muß die Schule ganz in der Hand haben . . . Die Appellation des Lehrers an die sogenannte Gewissensfreiheit des Lehrers ist grundlos . . .“ Über den Wert der Tätigkeit des Lehrers heißt es bei ihm: „Dummen Bauernjungen das Einmaleins einzubleuen kann einen gebildeten Mann nicht reizen.“ Es klingt nicht viel anders, wenn Riehl schreibt: „Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erzeugnis des alten nivellierenden Rationalismus.“ Und nun schildert er, wie die Demagogen „die Schulmeister auf ihre Seite zu ziehen suchten“; er fordert schließlich, das Interesse der Schullehrer an einer konservativen Politik zu wecken.

Trotz der Förderung solcher Ausdeutungen von der Aufgabe des Lehrers durch den Staat verschwanden die demokratischen Ideen in der Lehrerliteratur zunächst nicht. Wilhelm Raabe und Fritz Reuter blieben in ihren Schilderungen der kritisch-humanistischen Tradition der deutschen Literatur treu. Der eine, Raabe, hat mit seinen vielen liebevoll gezeichneten volkstümlichen Lehrgestalten gegen die Mißachtung dieses Berufes protestiert: jener nach Wissen und Liebe hungernde Armenschullehrer Silberlöffel erliegt dem körperlichen Hunger („Hungerpastor“; 1864); Gemeindegemeinderat Rodert, Demokrat, Patriot, Volkslehrer, muß nach der Revolution sein Vaterland verlassen („Sie haben ihn im Jahre 1849 nach Amerika gejagt, sie fürchteten sich gewaltig vor ihm.“ „Chronik der Sperlingsgasse“; 1857), sie und auch – der „letzte“ – Konrektor Eckerbusch in „Horacker“ (1876), diese vom alten bürgerlichen Humanismus erfüllte, tief menschliche Gestalt, sie alle stehen im Gegensatz zu dem allmählich neuaufkommenden Typ des intellektuellen Antihumanisten, wie er sich in der Figur des Dr. Neubauer („Horacker“), der erste Symptome des späteren wilhelminischen Schultyrannen aufweist, verkörpert. Fritz Reuter hingegen schildert weit rückständigere – weil mecklenburgische – Verhältnisse als Raabe. Seine Kritik wendet sich im wesentlichen noch gegen solche Zustände, wie sie woanders am Anfang des Jahrhunderts herrschten: der Schulmeister als ungebildeter Knecht des Gutsherrn, als ewig hungrige Kreatur, die sich durch Nebenarbeit ihre ungerne geduldete Existenz sichern muß; denn, so sagt der Schulmeister von Pümpelshagen, „das wollen sie nich . . ., daß der Tagelöhner ihnen zu klug wird . . .“, und er muckt auf: „Ist das 'ne Besinnung? Ist das 'ne christliche Besinnung? Menschenkinder in die Welt setzen zu lassen und sie dann traktieren als Rindvieh?“ („Herr von Hakensterz und seine Leibeigenen“). Ähnliche Ansichten offenbaren der weniger radikale Meister Strull („Ut mine Stromtid“; 1862–1864) und die

echte Volksgestalt des Konrektors Äpinus („Durchläuchting“; 1866); sie alle aber – auch die Küster- (d. h. Lehrer-) Gestalten in „Hanne Nüte“, der „Reis nach Bellingen“ wie den „Läuschen und Rimels“ – sind „richtige olle Schulmeisterseelen“, nicht frei von Schwächen und Fehlern, über deren humorige Darstellung sich der Leser belustigt; Reuter hat eben – mit einer Ausnahme („De Reis' nach Konstantinopel“) – noch nicht den fortgeschrittenen Seminarzögling (den er ablehnte), sondern den ungelernten, aus einfachen Volkskreisen stammenden Schulhalter – wie er ja wohl für Mecklenburg noch typisch war – vielseitig und differenziert dargestellt.

Die demokratische Linie in der Gestaltung von Lehrerschicksalen wird nach 1848 auch von Gutzkow und Spielhagen weitergeführt. Sie stellen wieder – wenn auch im Vergleich zu Zschokke und Auerbach weniger vorwärtsweisende – Idealfiguren dar. Gutzkows Roman „Die Söhne Pestalozzis“ (1870) überträgt das Pestalozzische Lehrideal in den Gestalten des Lienhard Nesselborn und der Erzieherin Gertrud mit vielen Eigenwilligkeiten auf die moderne Zeit. Viele pädagogische und politische Probleme – wie zum Beispiel das Verhältnis zwischen Lehrer und Pfarrer, Schule und Kirche, Seminarerziehung, die Lehrerinnenfrage usw. – werden diskutiert. Gutzkows Lehrer sind stolz auf ihren Beruf; und der Adel ist gegen sie eingenommen: „‘Alles recht schön‘, sagte der Graf, ‚aber diese Schulmeister müssen in Demut und in der Furcht des Herrn erhalten bleiben, sonst machen sie sich und die Bauern zu üppig.‘“ Ein Konflikt zwischen Elementarlehrer und studiertem Philologen – erstmalig in der Literatur aufgegriffen – wird zugunsten des ersteren entschieden. Friedrich Spielhagen schildert in seinem Roman „Problematische Naturen“ (1860) ein Hauslehrerdasein auf einem pommerischen Gut. Dr. Stein, der Hauslehrer, aber ist bei allen persönlichen Schwächen ein selbstbewußter Bürgerlicher, der keine Demütigung durch die Adligen hinnimmt, sich schließlich duelliert und seinen Tod auf den Barrikaden des März findet. Zwei weitere Lehrerpersönlichkeiten treten uns bei Spielhagen im Volksschullehrer Tusky und im Gymnasiallehrer Walter entgegen („In Reih und Glied“; 1866). Der düstere Tusky ist mehr redemächtiger demokratischer Agitator unter den Bauern und Arbeitern seines Dorfes denn Pädagoge. Noch vor der Revolution von 1848 führt er einen Aufstand gegen Adel und Geistlichkeit herbei, der jedoch scheitert; Tusky muß fliehen. Auch Walter bekämpft die Reaktion. Doch mit seinen liberalen Anschauungen tritt er nicht für den Umsturz, sondern für Reformen ein. Charakteristisch für Spielhagens Lehrertypen ist das politische Interesse, die Ausbreitung ihres Wirkens auf die allgemeinen gesellschaftlichen Belange.

Wie anders verhalten sich dagegen Roseggers zwischen tätiger Menschenliebe und Weltflucht, antidogmatischem Christentum und gesellschaftlichem Agnostizismus schwankende Lehrergestalten („Die Schriften des Waldschul-

meisters“; 1875. „Heidepeters Gabriel“; 1886. „Das ewige Licht“; 1897). Sie leben am Rande des großen Weltgeschehens dahin; künstlerisch unbedeutende Werke wie Heinrich Schaumbergers „Fritz Reinhardt . . .“ (1874) und Th. Scherrs „Pädagogisches Bilderbuch“ (1855–57) besitzen zwar nicht den menschlichen Reichtum, aber doch eine stärkere gesellschaftliche Aussagekraft als Roseggers teilweise spießige Schilderungen.

Neben dieser mehr oder weniger hohen Literatur erschien in dieser Übergangszeit zum Imperialismus (und besonders nach der Reichsgründung 1871) eine Flut von Büchern, die dem sich herausbildenden Gartenlaubengeschmack des begüterten und gebildeten Bürgertums in verschiedenen Schattierungen entgegenkam. E. Ecksteins „Schulhumoresken“, durch billige Zeichnung des Skurrilen und durch gesellschaftliche Wertschätzung des Lehrers herabsetzende Witzelceien gekennzeichnet, gehören dazu wie auch G. Freytags „Die verlorene Handschrift“, F. Evers „Licht und Schatten“, V. Blüthgens „Der Friedensstörer“ und H. Hoffmanns „Das Gymnasium zu Stolpenburg“, Schilderungen weltabgewandter, steril gewordener Philologen, die – zwar noch auf einer zum Teil liebenswerten Rückzugsinsel lebend – bald der restlosen Verpreußung zum Opfer gefallen sein werden, falls sie es nicht vermögen, die humanistischen Ideale in die private Sphäre zu retten. „Der Lehrer hat nur ein Amt und keine Meinung“, das sind bei Hoffmann Worte eines noch embryonalen Unrat – „Ich bin . . . kein ganzer Mensch, der sich ausleben durfte in Lichtfülle und Heiterkeit. Ich bin ein königlich-preußischer Schulmeister“, die eines anderen weit wertvolleren Gymnasiallehrers, der in abseitige Träume versponnen in unerfüllter Sehnsucht nach Menschlichkeit und Kunstgenuß dahinvegetiert.

Während Fontanes Lehrergestalten (Professor Schmidt in „Frau Jenny Treibel“; Krippenstapel im „Stechlin“) trotz ihrer demütigen und gesellschaftlich niedrigen Stellung humoristisch verklärt und wehmütig ironisiert erscheinen, hat die naturalistische Generation, wenn sie das Lehrerthema aufgriff, schärfer Stellung genommen. Ilse Frapans Novelle „Thedche Bolzen“ (Lehrerinnenfrage), M. Kretzers Roman „Familiensklaven“ (Hauslehrerproblem) wie auch Holz' und Schlags „Papa Hamlet“ („Der erste Schultag“) rücken den sozialen Aspekt in den Vordergrund. M. G. Conrad, der süddeutsche Theoretiker des Naturalismus, schildert in seiner Erzählung „Erlösung“ (1890) sogar die Erlebnisse eines sozialistischen Lehrers, der an den Folgen einer auf Grund des Sozialistengesetzes verhängten Gefängnisstrafe mit den Worten „Ich grüße den jungen Tag“ stirbt. (F. Holländer gestaltet in seinem Roman „Der Weg des Thomas Truck“ ebenfalls einen Sozialisten als Lehrer, der an seiner Umwelt zerbricht.) Und dann gibt es noch eine positive zentrale Lehrergestalt in Joseph Ruederers Roman „Ein Verrückter – Kampf und Ende eines Lehrers“ (1894). Dieses Buch greift den alten Konflikt zwischen Kirche und

Schule wieder auf, ist eine Anklage gegen kirchliche Geistesknechtung und Freiheitsberaubung. Der liberale Hilfslehrer Gattl, der es wagt, frei seine Meinung zu äußern, zerreibt sich im Kampf mit seinem Vorgesetzten, einem despotischen Pfarrer, und geht schließlich in den freiwilligen Tod. Ruederers Buch beweist, wie wenig sich die Verhältnisse bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts in den katholischen Ländern geändert hatten; der Schulmeister ist noch Knecht des Pfarrers: „Der Lehrer zog die Früh-, die Mittag-, die Abendglocke, putzte den Kelch und kleidete den Geistlichen zur Messe an . . .“

Dann aber folgt die große Zahl jener negativen Lehrerfiguren, deren Urbild Heinrich Manns Professor Unrat ist. Der Lehrer war – wir ziehen hier nur die Grundlinie der Entwicklung – mehr und mehr verpreußt. Als Beamter des reaktionären Staates mußte er, sollte ihm sein Amt erhalten bleiben, zu dessen Lobredner werden, konnte bei dem Charakter dieses Staates nicht mehr Bewahrer und Erzieher zur Humanität sein. Die ehrlichen Schriftsteller aber konnten einen solchen inhumanen Prügelpädagogen nicht anders denn als Verbrecher am Kind, als Gegenstand der Satire oder bestenfalls als tragische Karikatur darstellen. Der Schulmeister als typischer verabscheuungswürdiger Exponent des wilhelminischen Staates, welche Entwicklung seit 1848! Die Schule war endgültig zu einem Instrument der herrschenden Klasse im kaiserlichen Deutschland geworden, zu einer Brutstätte des Militarismus. Wer den Schullehrer karikierte oder verspottete, griff deshalb den Staat an. Eben aus diesem Grunde wurde der Lehrer für die kritischen Realisten eine häufig benutzte Romanfigur: indem man die Schuld eines Lehrers anprangerte, rüttelte man an einem Machtpfeiler des wilhelminischen Deutschlands.

Auch ein ideologisch wenig erkenntniskräftiger, aber tief menschlich fühlender Beobachter wie Stefan Zweig erkannte, „daß der Staat die Schule als Instrument zur Aufrechterhaltung seiner Autorität ausbeutete. Wir sollten vor allem erzogen werden, überall das Bestehende als das Vollkommene zu respektieren, die Meinung des Lehrers als unfehlbar . . ., die Einrichtungen des Staates als die absolut und in alle Ewigkeit gültigen“ („Die Welt von gestern“). Die Schüler sollten „die Pflicht vollkommener Fügsamkeit“ als höchstes Ziel erstreben, wie ja überhaupt aus dem Pflichtbegriff ein inhumanes Idol gemacht wurde.

Wir wollen hier nur einige dieser literarischen Pauker-Gestalten aufzählen: Heinrich Manns Unrat ist die bekannteste. Thomas Mann hat ebenfalls in der Figur des Direktors Wulke („Buddenbrooks“) einen Träger des „neuen Geistes in der Schule“ geschildert, der die Werte der klassischen Bildung gegen Begriffe wie Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere eintauscht. Und auch Gerhart Hauptmann beschreibt in seiner Autobiographie diesen Sieg „des preußisch-potsdamschen Prinzips“. Reserveoffiziere als Lehrer (vgl. auch Ludwig Thomas „Hauptmann Semmelmaier“) – das war das neue Ideal:

„Wenn der Lehrer die Klasse betrat, schnellten die Knaben von den Bänken und standen so lange steif und stramm, bis das Kommando ‚Setzen!‘ in schneidigem Tone erklungen war. Die Art, wie vom Katheder herunter gelehrt wurde, glich genau der Instruktionssunde beim Militär . . . Einfache Worte, gütiges Wesen, freundliche Unterstützung des Schülers waren als Sentimentalität verpönt . . . Der hinter den Pädagogen Stehende, unsichtbar Maßgebende war nicht Lessing, Herder, Goethe oder Sokrates, sondern der preußische Unteroffizier.“ Ist es da ein Wunder, daß unter den kalten Augen solch seelenloser „Pädagogen“ und unter der vormilitärischen Zuchtrute die Schülerelbstmorde geradezu zur Epidemie anwuchsen? (Vgl. Strauß, Hesse, Wedekind, Stehr usw.) Verantwortungsvolle, fortschrittliche Erzieher proklamierten zur Rettung des Kindes das „Jahrhundert des Kindes“; und die Schriftsteller standen auf ihrer Seite. Gerhart Hauptmann gibt auch eine Schilderung des Klassencharakters dieses Erziehungssystems, der sich unter anderem in der Bevorzugung adliger Schüler bei Prüfungen verrät. In dem Roman „Abschied“ von Johannes R. Becher wird ebenfalls auf diese Seite der verpreußten Schulkasernen hingewiesen: Lehrer Goll verprügelt Hartinger, den Sohn eines Sozialdemokraten, obwohl er den Übeltäter, der jedoch Sohn eines Staatsanwaltes ist, kennt. Selbst so zarte Kritiker wie Emil Strauß („Freund Hein“), Friedrich Huch („Peter Michel“; „Pitt und Fox“) und der junge Hermann Hesse („Unterm Rad“) können eben wegen der Unmenschlichkeit dieser Kasernenhof- und Prügelpädagogik, die die Kinder schändet und zerbricht, nicht abseits stehen: Keiner „sah hinter dem hilflosen Lächeln des schmalen Knabengesichts eine untergehende Seele leiden und im Ertrinken angstvoll und verzweifelt um sich blicken“, heißt es bei Hesse („Unterm Rad“). Wedekind findet in seiner Kindertragödie „Frühlingserwachen“ für solche unmenschlichen Lehrer keine anderen Namen als Sonnenstich, Affenschmalz, Knüppeldick, Knochenbruch, Hungergurt, Fliegentod. Und Leonhard Frank schließlich schildert die Revolte des Schülers, die Rache durch den Mord an dem sadistischen Schultyrannen Mager. Der Dichter aber spricht in der Frage nach der „Ursache“ nicht den Mörder, sondern die Gesellschaft schuldig: „Fast alle Verbrechen werden von der falschen Erziehung, der verlogenen Moral, den unsittlichen sozialen Verhältnissen verursacht . . . Man muß daran arbeiten, daß die Ursachen der Verbrechen beseitigt werden.“

Man könnte die Aufzählung dieser „Unrats“ in der deutschen Literatur jener Zeit beliebig fortsetzen, doch darauf soll es nicht ankommen. Nur wenige Schriftsteller waren es, die versuchten, die hohe Aufgabe des Lehrers mit den militanten Forderungen des wilhelminischen Staates zu vereinigen. Charakteristisch dafür ist das Werk Otto Ernsts. In seinem „Flachsmann als Erzieher“ (1901) übt er zwar an gewissen Erscheinungen scharfe Kritik (Schulinspektor: „Eine Freude, ihre Schule anzusehen . . . alles mili-

tärisch ... wie auf dem Exerzierplatz ... Bravo, bravo. Sie machen mir mein Amt leicht, lieber Herr Flachsmann.“ Oder Flachsmann: „Die Schule soll die Kinder zwar nicht zu Knechten, aber zu Untertanen machen.“). Aber er findet einen zufälligen, keineswegs allgemeingültigen Weg, der zur Überwindung der Konflikte führt: Flachsmann wird als Betrüger entlarvt, der sein Amt erschlichen hat; so kann der begabte, begeisterte Lehrer Flemming trotz seiner „Insubordination“ gegen das System (!) vor Bestrafung und Entlassung gerettet und durch das persönliche Wohlwollen des monarchistischen Regierungsschulrates sogar zum Nachfolger Flachsmanns ernannt werden. Auf diese Weise sinkt eine im einzelnen typische Kritik zur Bagatelle herab: das verderbliche System ist gerettet. Diese Haltung ist kennzeichnend für Otto Ernst, wie auch noch für einige andere „kaisertreue“ Schriftsteller: kleinbürgerliche Kritik im Rahmen und zur Stützung des Bestehenden.

Mit der deutschen Revolution im Jahre 1918 begann auch eine neue Etappe in der Geschichte des deutschen Lehrers. Die Schulbestrebungen in der Weimarer Republik sind gekennzeichnet durch die Reformschulpädagogik, die unter anderem auch eine Rückbesinnung auf das Volkslehrerideal der Märzrevolution des vorigen Jahrhunderts mit sich brachte. Eine große Anzahl neuer, zur eigentlichen „Berufsliteratur“ zählender Bücher erschien. Die „hohe“ Literatur aber schwieg zunächst, weil sie jene Schäden, die von ihr vor dem ersten Weltkrieg attackiert wurden, beseitigt glaubte. Die Weimarer Republik als eine Staatsform des Kapitalismus aber bot, das stellte sich bald heraus, dem Lehrer, vor allem dem Volksschullehrer, nicht die gesellschaftliche Stellung (und Besoldung), brachte ihm nicht die Achtung entgegen, die seiner gesellschaftlichen Funktion als Lehrer des ganzen Volkes gemäß ist. In der Literatur wurde das Lehrerthema im Zuge der Nachkriegsentwicklung in den verschiedensten Differenzierungen wiederholt vorwiegend psychologisch behandelt (von Musils „Verwirrungen des Zöglings Törleß“ über Wilhelm Lehmanns „Schmetterlingspuppe“ bis zu Jakob Wassermanns „Oberlins drei Stufen oder Sturregan“, Ernst Penzoldts „Der Schatten Amphion“ und Clara Viebigs „Die mit den tausend Kindern“). Als aber die militaristischen und faschistischen Kräfte zu einer immer größeren Gefahr für die Republik anwuchsen, fühlten sich erneut die Vertreter humanistischer Tradition auf den Plan gerufen. Auch Ernst Wiechert, der spätere „innere Emigrant“, schrieb aus christlicher Verantwortung in seinem Buch „Jahre und Zeiten“: „... wir stürzten uns mit aller Kraft in den Kampf um die ‚Humanität‘, der von Tag zu Tag immer mehr und immer gefährlicher ein politischer und ‚weltanschaulicher‘ Kampf wurde. Die immer noch junge Republik kämpfte schon um den Rest ihres Bodens ... Die Stellung der jüdischen Schüler wurde immer gefährdeter.“ (Vgl. auch Wiecherts „Die kleine Passion“ und Alfred Neumanns „Lehrer Taussig“.)

Doch die Nacht des Faschismus brach verderbenbringend über Deutschland herein, und der Vorkriegszustand war bald in potenziierter Form wieder erreicht: Der Lehrer wurde zum Prediger des Hasses, des Rassenwahns, der Völkerverhetzung, des Antihumanismus, wurde zum Verherrlicher des Krieges herabgewürdigt. Jene Pädagogen jedoch, die von humanistischem Willen erfüllt, ihren alten Idealen treu blieben, wurden verjagt oder hatten schwer um ihre Existenz zu ringen. Eine ernste demokratische Auseinandersetzung über Aufgabe und Stellung des Lehrers aber gab es in dem im Lande verbliebenen „Schrifttum“ nicht mehr. Mit den großen deutschen Schriftstellern, mit der humanistischen und demokratischen Literatur war der Geist der Menschlichkeit aus Deutschland emigriert. Kritik im Inland konnte nur in der Form witzig-humoristischer Verniedlichung erscheinen (Spoerl: „Die Feuerzangenbowle“) oder mußte sich auf eine mehr oder weniger unverbindliche, allgemeine Aussage des Menschlichen beschränken (Walter Bauer: „Der Lichtstrahl“; Günter Eich: „Katharina“).

Nach der Niederwerfung des Faschismus im Jahre 1945 wurde im Arbeiter-und-Bauern-Staat der Deutschen Demokratischen Republik dem Lehrer die Achtung und Liebe zuteil, die er als Erzieher und Vorbild unserer Jugend verdient. Heute ist der Lehrer vom Staat aufgerufen, seine Schüler für und nicht mehr gegen die Sache des Volkes zu erziehen. Seine gesellschaftliche Aufgabe in der sozialistischen Gesellschaft ist somit eine grundlegend andere geworden; und in einer solchen neuen Gestalt – wie sie sich bereits in Strittmatters Roman „Tinko“ und auch in E. Steins „Ein junger Lehrer erzählt“ andeutet – wird der neue Lehrer uns auch in der Literatur der Zukunft begegnen. „Man muß dem Lehrer seine hohe gesellschaftliche Position erstreiten“, fordert Johannes R. Becher.

Mißachtete, verelendete Schulmeisterkreatur, demokratischer Volkslehrer (als Ideal), unmenschlicher, reaktionärer Schultyrann, und nun endlich geachteter, geliebter demokratischer Volkserzieher – das sind die Entwicklungsstadien, die der deutsche Lehrer über Jahrhunderte in Geschichte und Literatur durchschritt. Ein neuer, ein „Weg ins Leben“ beginnt, und *unsere* Parole heißt: Achtung dem Lehrer und dem Schüler, Liebe den Menschen, humanistische Erziehung, Kampf um den sozialen Fortschritt und um den Frieden.

AUCH DIE ASCHE NICHT

Zum zehnten Jahrestag der demokratischen Bodenreform

I

*Es war am vierten Feiertag der Republik.
Indes sie draußen mit den Kindern zogen,
und sich die Fahnen in den Herbstwind warfen,
da saßen drinnen an des Tisches Runde
die Väter der Gemeinde und berieten.*

*Am Platz des Ältesten von Philippsthal
lag säuberlich geglättet ein Papier,
des Geiers Kopf und Krallen waren eingeprägt,
und Worte standen steil und kühl wie Glas.
Und ernstes Schweigen hat den Raum beengt,
als dann der Älteste das Schreiben las.*

*Aus München kam's. Des Gutsheerrn Witwe schrieb,
daß nun der Edle heimgegangen sei,
und daß sein Wunsch gewesen,
im Park von Philippsthal,
in seiner Väter angestammtem Boden auszuruhn.*

II

*Der erste, der an diesem Tage sprach,
war dünn und lang.
„Ihr wißt“, so sagte er,
„ich putz mein Wort nicht vor der Rede blank:
Mich hat die Hundeschнауze
um die Frau gebracht.
Das Brautbett hat er ihr zum Sarg gemacht.“*

*Der zweite war der Schmied, ein kluger Mann,
breit war er und ein gutes Hoftor hoch.*

„Ich riß so manches Eisen ab
und schlug auch manches an
und flick auch anderes – bei meiner Ebr!
Doch erst seit ein paar Jahren, liebe Leut,
wird mir mein Hammer nie zu schwer!“

Der dritte hob die rechte Hand und sprach:
„Zwei Finger fehlen – wie ihr seht!
Ich war ein Junge noch, war wieselflink und schmal,
als ich dem Herrn zwei Rinderknochen stahl.
Gott weiß, ich nahm die Knochen nicht für mich!
Die Mutter hatte sich den Buckel krummgebückt.
Da hat der Herbst sie auf das Stroh geschickt.
Zur Weihnacht hat sie sich halb aufgerafft.
„Koch eine Brühe, Junge, die gibt Kraft!“
hat sie gefleht.
Da hab ich denn vom Schlachtebaus des Herrn ...
Ihr wißt, wie's war! – Mich hat der Herr gepackt.
Die Peitsche hat die Finger wundgebackt,
dann fraß der Frost sich in die Wunden ein,
am Ende konnte ich noch glücklich sein,
daß ich zwei Finger nur und nicht die Hand verlor.“

Der vierte war der Kirchendiener Krauß.
Er zog das Glockenseil seit Jahr und Tag.
Und dort, wo feiertags der Herrenhintern saß,
da hatte Krauß in seinen jungen Jahren
ein weiches Daunenkissen hingelegt.
„Bedenkt es wohl“, begann der alte Mann,
„was Gott tut, das ist immer wohlgetan,
und wer das Irdische mit Himmels Maßen mißt,
der sagt: Trotz allem war der Herr ein Christ!
Bedenkt es wohl, wägt alles weise ab
und gebt dem toten Herrn sein stilles Grab!“

Der fünfte war der Lehrer, ziemlich jung.
Man weiß von ihm, daß er Gedichte schreibt
und daß sein Vater Tagelöhner war.
„Ihr wißt“, erzählte er, „es war ein Morgen,
von Sonnenblitzen funkelnd wie noch nie,
als wir aus unsern Katen feldwärts schritten.“

*Die Erde duftete, begrünt war sie.
Wir ramnten unsre Schilder in die Gründe.
Wir waren Herren nun und kein Gesinde . . .
Als wir im Frühjahr dann zur ersten Furche zogen,
da ist mein Vater nicht mehr heimgekommen.
Wir fanden ihn: sein Pflug war jäh verbogen . . .
Wie sind die Minen in das Feld gekommen?
Heut wissen wir's: Der Herr ließ sie vergraben.
Er wollte unsre Felder wieder haben!"*

III

*Es war am vierten Feiertag der Republik.
Indes sie draußen mit den Kindern zogen,
und sich die Fahnen in den Herbstwind warfen,
da prüften drinnen Väter der Gemeinde
des Lebens vielgestaltigen Bericht.
Und als sie sorgsam ihn beraten hatten,
entschieden sie:
„Nein, auch die Asche nicht!"*

AUS DEN ZWÖLF ARTIKELN DER BAUERN 1525

Zehnter Artikel

Daß die Wiesen und Äcker, die von Rechts wegen den Gemeinden gehören,
wieder herausgegeben werden . . .

ROMAIN ROLLANDS KRIEGSTAGEBUCH 1914-1919

I

Am Montagnachmittag, 6 Uhr, den 23. Juni 1919, während eines Gespräches mit Suarès, hört Romain Rolland die Geschützsalven zu Ehren des Friedensschlusses. „Trauriger Friede! Lächerliches Zwischenspiel zwischen zwei Völkermorden! Aber wer denkt heute an das Morgen?“

Das sind die Schlußworte dieses unschätzbaren Tagebuches*, und seine ganze Bitternis und seine immer mit der Verzweiflung ringende und nie kapitulierende Tapferkeit ist in ihnen zusammengedrängt. „Ich habe allen Glauben an die Menschheit verloren“, schreibt er Neujahr 1916 „mit blutendem Herzen und die Augen volltr Tränen“, und schon am nächsten Tage widerruft er den Ausbruch als „eine Ungerechtigkeit gegen so viele brave Leute, die mit mir eines Herzens sind“. Seine Vermittlerrolle – er ist angespannt tätig beim Hilfswerk des Genfer Roten Kreuzes, er schreibt Aufsatz um Aufsatz, Brief um Brief im Dienste der Versöhnung und der Menschlichkeit – wird ihm wieder und wieder mit Undank, Verkennung, Beschimpfung vergolten; er will sich tief gekränkt zurückziehen und tut es doch nicht. Im Augenblick, da der unselige Friedenskongreß in Paris zusammentritt und im Osten die junge Sowjetrepublik den furchtbaren Kampf um ihre Existenz aufnimmt, zitiert er in deutscher Sprache und mit allen Strophen Schillers „Antritt des neuen Jahrhunderts“: „Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden, / Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?“ Schillers resignierte Antwort lautet: „In des Herzens heilig stille Räume / Mußt du fliehen aus des Lebens Drang! / Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, / Und das Schöne blüht nur im Gesang.“ Rolland resigniert nicht, seine leidenschaftliche Teilnahme an den Ereignissen, sein persönliches Kämpfen in Briefen, Aufrufen, Zeitungsartikeln bleibt unvermindert.

Wofür kämpft er? Die einfachste und gewiß zutreffende Antwort: „für Menschlichkeit“ ist in ihrer idealen Allgemeinheit ein wenig verschwommen, ein wenig mehr auf „andächtig schwärmen“ als auf „gut handeln“ hinweisend. Und wirklich ist solch ein etwas bequemes Schwärmen auch da und dort in Rollands Stimmung um Stimmung festhaltendem „Journal“ zu spüren, zuerst wohl als fundamentaler Seelenzustand, später als gelegentlicher Rückfall oder momentane Erholung. Im ganzen aber zeichnet sich auf den achtzehnhundert Blättern des Tagebuches deutlich eine Entwicklungslinie des Autors

* Romain Rolland: „Journal des années de guerre 1914-1919“, Paris 1952

ab, sein Horizont erweitert sich, und er sieht schließlich der Wirklichkeit tapferer ins Gesicht als vordem.

Er schreibt im November 1917 an seinen Freund Scippel vom „Journal de Genève“: „Halten Sie mich für einen Anhänger der Tolstoischen oder evangelischen Widerstandslosigkeit (*non-résistance*)? Nein, dafür bin ich nicht christlich genug. Ich bin Franzose, bin Voltaire's Landsmann. Es ist mein gesunder Menschenverstand, der diesen gegenwärtigen Krieg als ein stupides Unternehmen verurteilt. Wo ist ein wesentlicher Unterschied zwischen den kämpfenden Parteien? Auf beiden Seiten gleichviele Hämmer, gleichviele Füchse, gleichviele Wölfe. Auf welcher es mehr stinkt – mein Geruchssinn kann es nicht unterscheiden.“

Hier kündigt sich die Fortentwicklung des Dichters an.

Das Hauptwerk seiner Vorkriegszeit, in dem er sein ganzes Wesen enthielt (und dem er den Nobelpreis für 1916 in erster Linie verdankt), ist der „Jean-Christophe“. Philosophisch stützt sich dieser in seinen besten Teilen lyrische Roman auf Bergson. Bergsons Lehre hat auf den jungen Rolland und auf viele seiner Generation als eine Befreiung aus der Enge des Positivismus gewirkt. Daß diese scheinbare Befreiung im Verrat an der Vernunft und in ihrer Verstümmelung endete, war dem schwärmerischen Idealisten, der den „Jean-Christophe“ schrieb, noch unbewußt. Und jetzt nach drei Kriegsjahren, wo Bergson, der Schellingschüler, zu den nationalistischen Deutschenfressern gehört, fühlt sich Rolland als Landsmann Voltaire's, von dem die Neuromantiker nichts wissen wollten.

Und noch in einer anderen Hinsicht deutet die Briefstelle auf eine Weiterentwicklung hin. Der Inhalt des „Jean-Christophe“ ist ganz und gar durch Rollands Verhältnis zu Frankreich und Deutschland bestimmt; in der freundschaftlichen Verbundenheit beider Nationen, einer Freundschaft, in der man sich wechselseitig ergänzt und läutert, sieht der Dichter das anzustrebende Menschheitsideal – man darf den allumfassenden Ausdruck gebrauchen, denn damals bedeuten für Rolland Deutschland und Frankreich das ganze Europa, und Europa wiederum steht ihm für die ganze zivilisierte Welt schlechthin. Über die Verteilung seiner Sympathien zwischen den beiden Nationen ist viel geschrieben worden. Was die Herzensneigung anbelangt, so galt sie gewiß dem deutschen Wesen mindestens ebenso sehr wie dem französischen, denn die klassische deutsche Musik vor allem und dann auch die klassische deutsche Dichtung bewegten ihn tief, und Bergsons Philosophie, wie gesagt, führt auf Schelling zurück. Aber in der scheinbar gleichartigen Bewertung der beiden Länder gab es doch einen (wenn auch dichterisch verhüllten) Unterschied. Man findet im „Jean-Christophe“ beide Völker zweigeteilt: es gibt das materialistische und das andere Frankreich, das materialistische und das andere Deutschland. Das „andere“ bezeichnet beide Male das idealistische, das

von Rolland geliebte Element der zwei Nationen. Nur: in seinem Frankreich sind der verderbte Teil und der reine und aufstrebende, an den sich die Hoffnungen des Dichters knüpfen, gleichermaßen real und gegenwärtig vorhanden; in Deutschland dagegen ist das andere Deutschland eine poetische Erinnerung an die Beethovenzeit, ein romantisches Phantasiegebilde, das die tatsächliche deutsche Gegenwart um so häßlicher erscheinen läßt; weswegen ihr denn auch der idealistische deutsche Held nach Frankreich ausweicht.

Und jetzt im Krieg ist dieser Unterschied verschwunden, und mit ihm alle Hoffnung; ganz Europa ist nun durchaus der Humanität entfremdet. Und Europa besteht nun nicht mehr aus Deutschland und Frankreich allein, und die Welt nicht mehr allein aus Europa.

Im ersten Kriegsjahr hat er (zumeist im „Journal de Genève“) eine Artikelreihe der Versöhnung geschrieben, die schon 1915 als das Buch „Au-dessus de la Mêlée“ erschien. Da ist er noch ganz der menscheitsgläubige Idealist, der eine Vermittlung zwischen den Kriegführenden für möglich hält, noch ganz der unbedingte Pazifist im Sinne des Evangeliums und Tolstojs. (Erbitterung gegen Geistliche, die das Christentum kriegerisch auslegen und in den Dienst der einen oder der anderen Partei stellen, gegen protestantische wie katholische Prediger der Gewalt, durchzieht das ganze Tagebuch vom Anfang bis zum Ende.) „Über den Schlachten“ hat ihm Feindschaft von beiden Seiten eingetragen. In den ersten Kriegstagen hat er einen Brief an Gerhart Hauptmann gerichtet. Aus dem darin befindlichen Satz „Seid ihr die Söhne Goethes oder die Söhne Attilas?“ hat die französische Presse behalten: „Er nennt sie Söhne Goethes!“ und die deutsche Presse: „Er nennt uns Attilas Söhne!“ Das ist eine Notiz vom Oktober 1914, und in der Folgezeit wird er wiederholt unter Anspielung auf seinen Namen mit dem Verräter im Rolandslied verglichen, bis die „Action Française“ die Niedertracht zu Versen auswalzt: *Romain! Pourquoi? Son âme est germanique, / Pourquoi Roland, puisqu'il est Ganelon?* Um die gleiche Zeit etwa figuriert der „Jean-Christophe“ in der Januarnummer 1918 der „Deutschen Rundschau“ als „eine gefährlichere Waffe in der Hand des Deutschenhasses als offene Feindschaft“. Das ständige Beschimpftwerden, dazu und erst recht die völlige Wirkungslosigkeit seiner Friedensappelle, hinter denen doch der anerkannte und durch die Auflagenziffer und die fremdsprachlichen Ausgaben seiner Arbeiten statistisch belegbare literarische Weltruhm seines Namens steht, vermag der Beifall einzelner Friedensfreunde, vermag auch der Nobelpreis – schwedische Silberlinge für den Vaterlandsverräter! schreibt man in Frankreich – nicht qualloser zu machen, und die Verbitterung treibt Rolland zu immer erneutem und immer stärkerem Betonen eines absoluten Internationalismus. „Ich rechne mich zu keiner Nation, keiner Rasse, keiner Klasse, alles, was die Menschen trennt, ist mir gleich hassenswert.“ Der Haß gegen alle Grenzen

drängt ihn sozusagen in eine Descartische Körperlosigkeit: die reinen, die unabhängigen Geister aller Völker müssen sich miteinander verbinden, dann nur wird der Menschheit geholfen sein.

Aber wenn dies das ganze seelische Ergebnis der fünf Leidensjahre wäre, dann wäre Rolland an ihrem Ende schließlich doch derselbe utopische Schwärmer, als den man ihn in seinem „Jean-Christophe“ ein klein wenig achselzuckend liebt. Doch es ist eben ein Sichdurchkämpfen zur Realität vorhanden. Vielleicht ist „Sichdurchkämpfen“ ein zu entschiedener Ausdruck; denn die Sehnsucht nach einem sanft herbeiführbaren paradiesischen Zustand allgemeinen Menschenglücks unter schonender Berücksichtigung der kultivierten Persönlichkeiten taucht immer wieder auf. Aber ebenso häufig und jedes Mal deutlicher zwingt sich Rolland doch die Realität auf. Warum „stinken“ beide kriegsführenden Parteien, warum ist der Krieg ein herrliches Geschäft für europäische und amerikanische Materiallieferanten? Heuchelei das Gerede von Patriotismus und Kampf für die Erhaltung der Kultur! Die Staatsmänner sind Schlächter und reden vom Enthusiasmus, mit dem die Hämmer sich abschlagen lassen: *l'odieuse hypocrisie des moutons à se faire égorger*. Der eigentliche Kriegsgrund, die eigentliche „Basis für alles Elend unserer Zeit“ ist doch der Egoismus der Besitzenden, der *égoïsme capitaliste*.

Der beginnenden russischen Revolution steht er zwiespältig gegenüber. Er begrüßt die Abdankung des Zaren, aber die siegreiche Partei ist „noch kriegischer und nationalistischer als der entthronte Zarismus“, und im Westen haben die sozialistischen Parteien durchweg die Kriegspolitik ihrer Länder nationalistisch unterstützt: „Im Punkte des Friedens habe ich alle Illusionen über den Vorrang der Demokratien vor den Autokratien verloren“. Als dann aber die Gruppe um Lenin im plombierten Wagen durch Deutschland in die Heimat befördert wird, ist ihm das auch nicht recht: nehmen diese Bolschewisten nicht hochverräterisch die Dienste des Landesfeindes in Anspruch, der ja durch sie die russische Widerstandskraft brechen will? Man wird ihnen das nie verzeihen. Auch sind sie ihm unheimlich, weil sie dem Bürgerkrieg nicht aus dem Wege gehen. Auch glaubt er, „daß der Sozialismus oder der Bolschewismus nur auf dem Gebiet des Materiellen ein notwendiges Werk erfülle, auf geistigem Gebiet aber ein unzureichendes“. Er fühlt sich durch ihn in seiner inneren Freiheit bedroht. Er hätte es im 16. Jahrhundert weniger mit den Reformatoren gehalten, die Sturm liefen gegen die verrottete römische Kirche, als „mit Erasmus und Montaigne, die vom Handeln Abstand nahmen, um besser kämpfen zu können“. Und damit hätten sie, meint Rolland, „mehr für die künftige Freiheit des Menschengeschlechts getan als die Reformatoren selber“.

Doch dieses: *Moi je suis avec Erasme et Montaigne* steht in einem Brief vom Anfang Januar 1918. Zwar die Neigung zum geistigen Aristokratismus,

zur Unentschiedenheit den Problemen des Hier und Heute gegenüber ist bis ins letzte Heft der Tagebücher hinein zu spüren. Er versichert, daß er kein Bolschewist sei. Er hat ein törichtes „kleines Lächeln“ (*j'ai mon petit sourire*), als die sozialistische Moskauer Akademie der Gesellschaftswissenschaften den *camarade Romain Rolland* zu ihrem Mitglied ernennt. Er sieht nicht recht, wie er in diese Gesellschaft kommt, und er lächelt beim Verzeichnen der Tatsache, „daß einer der ersten Akte der triumphierenden *révolution sociale* in der Gründung einer Akademie besteht“. (Indem er spöttisch hinzusetzt: *Et nunc et semper et in saecula saeculorum . . . Amen!* zeigt er sein Nichtwissen: er glaubt offenbar, eine Anstalt dogmatischer Versteifung vor sich zu haben, und ahnt nicht, daß eine marxistische Akademie eine Stätte des Forschens, der immerwährenden wesentlichen Entwicklung bedeutet, daß dies allein ihr Auftrag und ihr einziges Dogma ist.)

Aber trotz alledem: je weiter sich 1918 und 1919 die Dinge entwickeln, um so näher rückt doch der milde Freund des Montaigne in seinem Fühlen und Denken den Bolschewisten, um so mehr stößt ihn das Verhalten der „Europäer“ in Europa und Amerika ab. Er verzeichnet im Oktober 1918, wie „die gesamte europäische Bourgeoisie in der Furcht vor dem Bolschewismus vereint ist“, wie die französische, die deutsche, die französisch-schweizerische Presse „vor Wut und Schrecken irreden“ . . . „Noch einmal: ich bin nicht Bolschewik. Aber die Führer des Bolschewismus scheinen mir große marxistische Jakobiner, die heldenhaft ein grandioses gesellschaftliches Experiment unternehmen“. Er schreibt am 2. November 1918 an Stefan Zweig: „Es ist nur allzu evident, daß wir in kurzem einen widerwärtigen Kreuzzug der ganzen liberalen, demokratischen, republikanischen Bourgeoisie Europas gegen die russische Revolution erleben werden. Und wenn diese Schmach sich erfüllt haben wird, dann wird sich das entehrte Europa in seinem Dreck zur Ruhe setzen (*se rassiéra dans son ordure*): die bürgerliche Heuchelei der großen Prinzipien und dicken demokratischen Vermögen wird nicht nur die Massen, sondern auch die Elite selber, die Körper und die Seelen versklaven.“ Dies ist die Schlußstimmung des Tagebuches; die Enttäuschung durch Wilson, um so bitterer, je heftiger und verzweifelter die Hoffnung sich an ihn geklammert hatte, vermag sie nur noch zu verstärken.

Die gleiche Bedeutung, die dem „Jean-Christophe“ für Rollands Schaffen in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg zukommt, beansprucht für den späteren Lebensabschnitt des Dichters der große Roman der „Verzauberten Seele“. Daß der „*Âme enchantée*“ der Welterfolg des „Jean-Christophe“ versagt blieb, dafür gibt es mehrere Gründe. Einmal setzte sich Rolland politisch-philosophisch zwischen zwei Stühle. Er habe, sagt Paul Tuffrau, der Bearbeiter und selbständige Fortsetzer des klassischen und gewissermaßen offiziellen „Lanson“, „gleichzeitig Gandhi anerkannt, den Apostel der Gewaltlosigkeit,

und Lenin, den Errichter der proletarischen Diktatur“. Tuffrau bezieht dies Urteil mit einigem Recht auf die gesamte spätere Produktion des Dichters. Für den zweiten Entwicklungsroman, zwischen dessen einzelne Teile (1922–33) das Gandhibuch (1923–26) fällt, für die „Verzauberte Seele“ liegt es so, daß die Entscheidung für „Lenin“ nur spät und nicht ganz eindeutig getroffen wird, da ja die Heldin selber im Zustand der Passivität verharret, ihr Sohn eine Art kommunistischer Einzelgänger bleibt und erst der dritten Generation der Weg nach Moskau ganz naturgemäß sein wird. Der zweite und tiefere Grund für den geringeren Erfolg der „Âme enchantée“ liegt doch wohl in der verringerten oder richtiger: gehemmten Gestaltungskraft Rollands; ein geborener Skeptiker kann das Schwankende gestalten; ein religiöser Lyriker – und das ist Rolland seiner eigentlichen Begabung nach – braucht einen sicheren Glauben, wenn er wahrhaft Dichterisches geben soll. Und zum dritten: der Geschmack des Publikums war ein anderer geworden; der rosige Nebel des Bergsonismus, der vor dem ersten Weltkrieg so viele Menschen beglückt hatte, war jetzt ebenso vielen kaum noch erträglich – wie ja doch auch Bergson selber nicht mehr in ihm verharren konnte. Hier wende man nicht etwa ein, daß schon das Mittelstück des „Jean-Christophe“ durchaus realistische Zeitkritik enthalte, denn diese realistischen Betrachtungen sind ja nur dazu da, die romantische Verschwärmtheit der eigentlichen „Jean-Christophe“-Dichtung zu rechtfertigen, während in der „Âme enchantée“ im dichterisch religiösen Kern selber eine schwankende Gedoppeltheit, eine Unentschiedenheit zwischen „Gandhi und Lenin“ vorhanden ist.

Dies ist nun der eine der ungemeinen Werte des Kriegstagebuches. Es erklärt nicht nur Rollands spätere Werke in ihrer Grundhaltung; sondern es ist ergreifender als sie alle. Rolland kann hier nicht künstlerisch fehlgreifen, weil ihm die Absicht des künstlerischen Gestaltens durchaus fehlt. Weil er ohne alles Komponieren, ohne Angst vor Widersprüchen, mit vollkommener Schlichtheit festhält, was ihn bewegt. Weil man es nur und allein mit dem Menschen Rolland zu tun hat, der in seinem Ringen seine menschliche Güte offenbart und der in seiner Tragik repräsentativ ist für viele gute Menschen seiner Zeit. Er ist der bürgerliche Intellektuelle und Idealist, der bürgerliche Humanist im alten umgrenzten Sinn des Wortes; er sieht die Verderbtheit, die Enge, den Zusammenbruch dieser seiner alten Welt, er strebt dem neuen Humanismus zu, er verteidigt ihn gegen böswillige Angriffe – aber ganz kann er mit dem Neuen doch nicht gehen. Bald nötigt es ihm ein *petit sourire* ab und bald ein Schauern – aber der Schauer vor den Sünden der eigenen Welt ist größer. Als ehrlichste Konfession dieses Schwankens und Strebens, dieses nie völlig gelingenden Versuches der eigenen Entbürgerlichung ist Rollands Kriegstagebuch das schlechthin beste unter allen seinen späteren Werken.

Mit dieser biographischen Bedeutung des „Journals“ als einer Brücke zwischen den beiden Schaffensphasen des Dichters Rolland (wobei mir, wie gesagt, die Brücke selber fast bedeutender scheint als die Bauten am anderen Ufer) ist aber nur ein Teil des Wertes ausgesagt, den das umfassende Werk in seiner Gesamtheit besitzt. *Notes et documents pour servir à l'histoire morale de l'Europe de ce temps* lautet sein Untertitel. Und so wenig Rolland in der Niederschrift seiner Gefühle und Reflexionen auf künstlerische Gestaltung ausgeht, so konsequent und objektiv bei aller leidenschaftlichen Parteinahme für die Dinge des Friedens und der Menschlichkeit trägt er das Material zu einer Geistesgeschichte der Epoche zusammen. Er befindet sich für diese Aufgabe in höchst bevorzugter Stellung. Er hält sich zu Anfang des Krieges in der Schweiz auf und bleibt dort all die Zeit über. Seine alten Beziehungen als berühmter Schriftsteller, seine aktive Journalistik, sein Posten beim Roten Kreuz verschaffen ihm die mannigfaltigsten Einblicke, er sammelt und kommentiert die Briefe, die er erhält, er notiert, was er selber an andere schreibt, er sammelt und kommentiert wesentliche Zeitungsausschnitte, er führt genau Buch über die Besuche, die er empfängt – und in der neutralen Schweiz strömen Kriegsgegner und Kriegsopfer jeder Nationalität und jeder Gesinnung zusammen.

Wie sich in dieser Sammlung und Auswertung von Dokumenten zur Geistesgeschichte des ersten Weltkrieges beruflich Literarisches und Politisch-Soziales, wie sich immer wieder Objektivität und klare Parteilichkeit zusammenfinden, das sei an einem besonders charakteristischen Beispiel gezeigt. Französischer und deutscher Chauvinismus werden Rolland immer gleichermaßen verhaßt sein; bald scheinen ihm die Deutschen, bald die Franzosen darin die schlimmeren. Deutsche Professoren sanktionieren in einem gemeinsamen Manifest die Gewaltpolitik ihrer Regierung, französische Wissenschaftler verlangen ein Verbot des deutschen Sprachunterrichts. Anatole France, der Mann der Linken, der gütige Skeptiker, redet zeitweise im Punkte des Deutschenhasses kaum eine andere Sprache als die nationalistische „Hyäne“ Barrès. Wenn Bethmann-Hollweg im Reichstag den verschärften U-Boot-Krieg ankündigt, dann führt er zu seiner Rechtfertigung Goethes „Auf einen Schelmen anderthalbe!“ an. „Der arme Goethe!“ (schreibt Rolland); dazu hat er den Faust und den Wilhelm Meister gedichtet, dazu „den Schatz der Liebe und des deutschen Denkens über die Welt ausgegossen . . . !“ Aus Nietzsche liest der Professor Sombart „bestes Potsdam, echtes bestes Preußen-tum“ heraus, und für den vielgelesenen liberalen Publizisten Fritz Mauthner ist Nietzsche heimlicher *Bismarckien* und heimlicher *patriote allemand*.

Hier stellt Rolland eine eigentümliche Sonderbetrachtung an. Er entnimmt der literarisch-revolutionären „Aktion“ vom 6. Juni 1915, was ihr

Leiter Franz Pfempfert gegen solchen verpreußten Nietzsche (das spätere Vorbild der Nazis) triftig ins Feld zu führen hat: eine Reihe von Aussprüchen, in denen höchst antipreußische, ja höchst antideutsche Geisteshaltung Nietzsches kraß am Tage liegt. Und im Februar 1917 verzeichnet das „Journal“ gar eine „Feldausgabe“ von Vaihingers „Nietzsche als Philosoph“, die den „guten Europäer“ und nicht den Anhänger oder Vorbereiter der *politique nationale allemande* darstellte. Wie kommt es, fragt sich Rolland, daß die im allgemeinen tyrannische deutsche Zensur eine solche in Frankreich unmögliche Freiheit der Meinungsäußerung gestatte? Seine Antwort ist keine für das kaiserliche Deutschland schmeichelhafte. Es liege wohl daran, meint er, daß diese Intellektuellen der deutschen Regierung keine Unruhe bereiten, daß ihr Publikum gering sei, daß „sie die öffentliche Meinung nicht leiten können wie bei uns in Frankreich“. Wiederholt beschäftigt er sich mit diesem nachsichtigen Verhalten der deutschen Regierung, das übrigens gewiß nicht nur durch die hochmütige Überzeugung von der innerpolitischen Belanglosigkeit der Intelligenz bestimmt wurde, sondern auch auf Auslandswirkung berechnet war: Deutschland sollte nicht als kulturmordende Macht, sondern als Beschützer des Geistes dastehen. Nach den schweren Verlusten der ersten Kriegszeit zog man angesehene Geistesschaffende nicht ungern von der Front zurück, drückte wohl auch ein Auge zu, wenn ein Intellektueller von sich aus danach strebte, vom Schützengraben freizukommen. Und in literarischen Veröffentlichungen, die für die Masse der Ungeliebten ganz gewiß zu hoch waren, durfte in ästhetischer Hinsicht Meinungsfreiheit entwickelt werden, durfte man auch international einherkommen. Rolland betont den *large dilettantisme* einiger Zeitschriften und Publikationen. Nie haben die deutschen literarischen Revuen die Veröffentlichung französischer Werke eingestellt, schreibt er im April 1916. Und er zählt ausführlich auf, was alles in der „Aktion“ und den „Weißen Blättern“ erscheint: Jammes und Gide und Péguy und Claudel (dessen sich auch Hellerau annimmt), und daneben Marinetti und Papini, und dann wieder Dostojewski und Gorki – er sieht freilich nicht, wieviel Snobismus und Haltlosigkeit hier mit ehrlichem Friedensstreben gemischt ist.

Durchweg verhält sich Rolland so wie in dieser Frage der partiell größeren deutschen Zensurfreiheit: er ist leidenschaftlich um sachliches Abwägen, um Gerechtigkeit bemüht, um ein vertieftes Sichklarwerden über die Gründe des jeweiligen Geschehens; er ist immer als Dichter, Literat und Ästhetiker mit beruflicher Selbstverständlichkeit vorzugsweise oder primär interessiert, aber er stellt dies alles in den großen gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang.

Es gibt Hunderte von Seiten in diesem Tagebuch, die den Historiker und Kulturhistoriker unmittelbarer angehen als den Literaturhistoriker. So schrieb in der „Bibliothèque de la société des études germaniques“ Pierre Grappin, der

das „Journal“ noch vor der Veröffentlichung studieren durfte, einen ganzen wertvollen Band: „Le Bund Neues Vaterland (1914–1916), ses rapports avec Romain Rolland.“ Der „Bund“ war eine zeitig verbotene, nie zu wesentlicher Wirkung gelangte Vereinigung deutscher Friedensfreunde sehr verschiedener Soziallage und politischer Gesinnung; Rolland hat sich bei aller Sympathie für diesen Bund doch von ihm distanziert. In seinem Kriegstagebuch ist mehrmals, aber nicht allzu häufig davon die Rede. Die Monographie, in deren Zentrum Rollands Verhalten steht, läßt den Idealismus, die Schwäche, auch die Ungeschicklichkeit des Unternehmens erkennen.

Wie viele Einzelbetrachtungen des Tagebuches, die den politischen Geschehnissen, Konstellationen, Problemen gelten, die bald die großen Akteure, bald die kleinen, heute schon versunkenen Mitspieler und Miterleber ins Licht rücken, wären solch monographischer Erläuterungen würdig! Denn niemals, ob es sich nun um den mehrfachen Aspekt des Zionismus handle, oder um den Bericht über den „blutigen Januar (1919) in Berlin“, über die Bestialitäten der „neuen Versailler“, oder über sonst irgendein Thema – niemals vermißt man den Herzenston und das ringende Denken Rollands.

In der bürgerlichen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts pflegte und pflegt man viel Rühmens zu machen von dem Tagebuch, das die Goncourts (erst die Brüder gemeinsam, dann der überlebende Edmond) durch vierundvierzig Jahre, von 1851 bis 1895, geführt haben. Es ist kein stärkerer Gegensatz denkbar und kein lehrreicher als der zwischen diesen „*Mémoires de la vie littéraire*“, die man durch eine neunbändige *édition définitive* (Paris 1935/36) zur Würde einer klassischen Leistung erhob, und dem Kriegstagebuch Romain Rollands. Beidemale schreiben Menschen, deren eigentlicher Beruf die Literatur ist. Aber in den eigenen Werken der Goncourts ist das Dichterische allzuoft vom Literatenhaften überwuchert worden, das Menschliche vom Ästhetenhaften, und die geistige Haltung ihrer Erinnerungen ist durchweg die einer kalten artistischen Überheblichkeit, und die kulturhistorische Ausbeute fördert nichts zutage als die zufriedenen Nichtigkeiten und Selbstbeweihräucherungen der Pariser Literatenwelt jener Jahrzehnte. In Rollands Tagebuch des ersten Weltkriegs dagegen hat man es mit einem Dichter zu tun, dem Literatur nirgends Artistik und Selbstzweck ist, sondern immer Sache der Menschheit und Menschlichkeit, unlöslich verflochten mit allem gesellschaftlichen und politischen Geschehen, und weiter und vor allem mit einem Tagebuchschreiber, der das Brüchige seiner bürgerlichen Welt als Qual empfindet und immer wieder mit dem Aufwand aller sittlichen und geistigen Kräfte bemüht ist, in die reinere Welt des Sozialismus hinüberzufinden.

DIE VORTREFFLICHKEIT UND NOTWENDIGKEIT
DER ELENDE
SCRIBENTEN GRÜNDLICH ERWIESEN

Christian Ludwig Liscow (1701 bis 1760) gehört zu den deutschen Satirikern, deren Schaffen zu Unrecht fast vergessen ist. Im 19. Jahrhundert hat man Lichtenberg und Rabener, der in vielem Liscow nachsteht, noch beachtet, Liscow aber fast völlig aus der Literaturgeschichte verbannt. Auch seitdem ist nicht viel geschehen, sein Werk der Vergessenheit zu entreißen.

Liscow war Schüler von Christian Thomasius (1655 bis 1728), der ihn in die Anfangsgründe der Jurisprudenz einführte. Durch Thomasius wurde Liscow gegen den religiösen Aberglauben der Zeit – noch immer kamen Hexenverbrennungen vor – immunisiert und im Geiste der Aufklärung erzogen. Liscow las Montaigne, Swift, John Locke und Pierre Bayle, deren Lehren und Schriften ihm das Rüstzeug lieferten, den Geist der Vernunft, des Trotzes und der Rebellion gegen die ganze deutsche Gesellschaft, wie sie damals bestand, zu verbreiten.

Liscows Werke sind eine einzige Fehde; ihr Wesen ist Polemik. Das begann 1726 mit einer Streitschrift (1735 veröffentlicht) gegen Mantzel, der versucht hatte, die Grundlage des Naturrechts von der Vollkommenheit der ersten Menschen vor dem Sündenfall abzuleiten. Liscow kommentiert: Mantzel habe zwar nichts für die Theorie des Naturrechts getan, dafür aber „eine kleine Einleitung in die paradiesischen Altertümer geliefert“. 1732 folgt die Fehde mit Philippi, einem Magister der Beredsamkeit, gegen den Liscow sich mit den Schriften „Briontes der Jüngere“ (1732) und „Die ernst gehaltene Auseinandersetzung“ (1734) wendet. Philippi ist für Liscow nicht nur ein stumpfsinniger Vertreter seines Fachs, sondern zugleich ein Ausdruck des Ungeistes einer Zeit, zu der Deutschland, wie Friedrich Engels in den „Deutschen Zuständen“ sagt, „eine lebende Masse von Fäulnis und abstoßendem Verfall“ war. Philippis „Musterreden“ triefen von kriecherischer Untertänigkeit gegenüber den Fürsten und Fürstchen; sie sind ein Kompendium der Geschmacklosigkeit und der selbstzufriedenen Erniedrigung. Ein Beispiel:

*„Als Dir, o König, ich jüngst meine Verse antrug,
Und Dein Stab mich davor im Felde zweimal schlug;
Dacht ich: Es schlägt mich mein König, der Gerechte!
Ein großer König ist Herr über seine Knechte . . .!“*

Gegen diese Widerwärtigkeiten verteidigt Liscow die Würde des Menschen. In „Briontes der Jüngere“ hat er dem Geist der Katzbuckelei die rechte Antwort erteilt: er hält eine Lobrede auf Philippi in der „Gesellschaft der kleinen Geister“ und überschüttet die „Musterreden“ und vor allem Philippis „Lobrede auf einen von einer Krankheit genesenen König“ (gemeint ist August der Starke) mit beißendem Hohn.

In Liscows Schrift „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der Elenden Scribenten gründlich erwiesen“ (mit dem Untertitel: „Von einem gebeugten schlechten Scribenten seinen Mitbrüdern aus wabrem Wohlwollen und aufrichtiger Freundschaft zu Gemüte geführt“) erreicht seine satirische Kritik ihren Höhepunkt. Für Liscow ist das literarische Übel in gleichem Maße ein gesellschaftliches Übel. Indem er sich gegen die „elenden Scribenten“ wendet und für Vernunft, Ordnung und Sauberkeit des schriftstellerischen Wirkens eintritt, vertritt er das aufklärerische Prinzip einer vernunftgebundenen Ordnung der Dinge. Er bedient sich der Satire, um durch die Darstellung unvernünftigen Handelns die vernünftige Handlung zu begründen. Er spricht, wie Grillparzer sagt, das Absurdum, das aus seinen Sätzen fließt, nicht selbst aus, sondern leitet durch eine Reihe von Folgerungen dahin und überläßt dem Leser, es auszusprechen. So sucht er das kritische Gewissen des Menschen zu wecken. In diesem Sinne müssen wir sein Schaffen verstehen und aufnehmen in unsere Zeit.

A. A.

Ich finde für nötig, meinen Lesern gleich anfangs zu sagen, daß sie in meiner Schrift lauter neue und unerhörte Sachen finden werden. Ich sage dieses mit aller ersinnlichen Sittsamkeit und hoffe, meine Leser werden durch den Augenschein überführt werden, daß ich nicht zuviel geredet habe.

Meine Absicht ist, die Ehre der sogenannten elenden Scribenten wider ihre Lasterer zu retten und gründlich zu erweisen, daß diese Art der Schreiber die vortrefflichste und unentbehrlich sei. Es ist dieses ein wichtiges Unternehmen, welches mich unsägliche Mühe kosten wird.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet sein will, der muß vernünftig, ordentlich und zierlich schreiben; in dessen Schriften also weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen ist, der ist ein elender Scribent.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft schreiben. Dieses ist das schwere Gebrechen, welches uns in den Augen unserer Feinde so lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geschrei, so die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweist die Unbilligkeit dieser Leute. Ich bitte meine Leser, unparteiisch zu urteilen, ob es billig sei, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhen, den wir nicht nur mit unseren Feinden, sondern mit dem ganzen menschlichen Geschlechte

gemein haben? Lassen sich die Menschen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht allemal den törichtten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich sein; sie wollen vergnügt und lange leben; sie wissen auch gar wohl, wie sie es anfangen müssen, wenn sie diesen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen sie sich vorsätzlich selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben und sind ihnen selbst die furchtbarste Quelle alles Mißvergnügens, welche ihnen dasselbe sauer macht. Man kann also, ohne Verletzung der Wahrheit, sagen, daß die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen.

Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regiert wird, sehr gering sei. *Parva est sapientia, qua regitur mundus.* Es kommt alles auf die Vorsehung an. Wir sehen, daß die klügsten Anschläge oft zurückgehen, unvernünftige hergegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sei, was der Prediger Salomonis sagt: „Daß zum Laufen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein. Daß einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück.“ Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigsten Geschäfte in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt, daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sei; und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet Juvenal: *Rarus . . . ferme sensus communis in illa Fortuna.** Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme; aber soviel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht und die ernsthaften und gravitätischen Gebärden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen, so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegesischen Verrichtungen den geringsten Anteil habe und derselbe gutenteils dem Glück zuzuschreiben sei. Es gereicht dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen und es als den einzigen Beweis ihres Christentums ansehen kann.

Können nun die Regenten, in Krieg- und Friedenszeiten, ihr Amt ohne Vernunft, mit Ruhm, führen, so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher tun, weil sie berufen sind, die Welt durch törichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu tun, darin sich die Vernunft

* Sehr selten gibt das Glück seinen Lieblingen gesunden Verstand (lat.)

nicht mischen muß, und predigen einen Glauben, dem dieselbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advokaten gründen sich auf willkürliche Gesetze und einen höchst unvernünftigen Schlendrian; sie brauchen also der Vernunft so wenig als die Ärzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung und auf ein ungewisses Glück ankommen lassen, Urin besehen, Rezepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten canocicamente, e con tutti gli ordini* zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benötigt zu sein; allein sie haben sich, ohne Nachteil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedienet. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sei keine Torheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweisen behauptet habe: und heutigen Tages, da wir so schöne Compendia Philosophiae haben, müßte einer ein Narr sein, wenn er ohne Not seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtnis, daß er eines dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder herzubeten, was er gelernt hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshandel entscheiden, Pillen dreheln, Rezepte verschreiben, und ein Weltweiser sein kann, so möchte ich wohl wissen, warum es dann nicht erlaubt sein sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich sein sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Taten verrichten kann. Ich glaube es nicht und halte es für eine himmelschreiende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger anzuführen Lust hat.

Ein sehr altes szythisches Sprichwort sagt, daß es eine größere Kunst sei, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glase zu trinken; und mich deucht, daß also, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nötig ist, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortrefflicher und mehr zu bewundern ist, als einer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hilfe nehmen muß. Man muß nicht meinen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohlgeraten als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es gibt Bücher, die unstreitig ohne Zutun der Vernunft verfertigt, und doch so wohlgeraten sind, daß selbst unsere Feinde darüber erstaunen. Ist es möglich, schreien sie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Mensch dergleichen Zeug schreiben könne? Ja, ich habe mit meinen Ohren gehöret, daß einer, dem die höchst unvernünftigen

* kunstmäßig und in bester Form (ital.)

Gedanken eines gewissen elenden Scribenten, über den Spruch: Viele sind berufen usw. zu Gesichte kamen, in Beisein vieler Leute hoch beteuerte, es sei ihm, wenn er auch Engelsverstand hätte, und sein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, so zu schreiben. Unsere Feinde gestehen also selbst, daß einem Menschen, der seine Vernunft nicht gebraucht, vieles möglich sei, welches ein vernünftiger Mensch nicht tun kann, und daß wir die besondere Geschicklichkeit besitzen, ohne Vernunft Taten zu tun, wozu ein mehr als englischer Verstand erfordert wird. Sie halten dieses für etwas Schweres, sieh aber, daß es uns nicht nur möglich, sondern gar etwas Leichtes ist, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu schreiben. Sollten unsere Feinde wissen, wie geschwinde wir mit unseren Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden, so würden sie erst über unsere Geschicklichkeit erstaunen; sie würden, von dem Glanze unserer Vortrefflichkeit gerührt, vor uns niederfallen, und, ohne Zeitverlust, ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefsten ist.

Denn eben diese Vernunft ist es, welche ihnen ihre Arbeit so mühsam macht. Wir zähmen sie, und legen ihr ein Gebiß ins Maul, und eben darum wird uns unsere Arbeit so leichte. Unsere Feinde machen sich ein Gewissen, den Regeln der gesunden Vernunft, die doch so schwer zu beachten sind, entgegenzuhandeln. Sie können nicht schreiben, wenn sie nicht vorher denken. Sie bilden sich ein, sie müßten die Sache, wovon sie schreiben wollen, aus dem Grunde verstehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Überlegung, ob sie auch der Materie, welche sie abhandeln wollen, gewachsen sind, bloß darum, weil ein alter Grillenfänger, der, aus vorsätzlicher Bosheit, den Menschen das Schreiben schwermachen zu wollen, gesagt hat:

*Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.**

Von allem diesem Ungemach sind wir frei. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, ein Buch zu schreiben. Diesen Zweck erreichen wir, wenn wir soviel Papier, als dazu nötig ist, mit Buchstaben bemalen. Ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben herauskommt, wenn man sie zusammensetzt, vernünftig ist oder nicht, daran ist uns wenig gelegen. Wollten wir alles nach der Vernunft abmessen, so müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg und nützt doch, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts. Sooft unsere Feinde unsere Schriften lesen, sprechen sie: Der

* Wählet, ehe ans Schreiben ihr geht, einen Stoff, der euren Kräften gemäß ist, und überlegt gut, was die Schultern vermögen und was sie zu tragen sich weigern (lat.)

Mensch kann nicht denken; und dennoch können sie unmöglich leugnen, daß dieser Mensch, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe, weil sie es in Händen haben. Sie müssen also, sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daß man schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Ein guter Scribent muß seine besten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben, weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne sonst nicht schreiben. Wir hergegen fangen ganz frühe an zu schreiben und warten nicht bis die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da man sagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke schreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zwecke nötig achtet, haben wir uns zehnmal in Kupfer stechen lassen und den besten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag seine Zeit noch so wohl angewandt und sich zum Schreiben so geschickt gemacht haben, als er immer will, so wird er doch allezeit gestehen, daß einige Materien ihm zu hoch sind, und selbst von denen, die er versteht, nicht ohne vorhergegangene Überlegung und mit Furcht und Zittern schreiben. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir wissen alles, ob wir gleich nichts wissen. Wir schreiben drauflos und kehren uns an nichts.

Solange wir mit uns selbst zufrieden sind und an unserer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unsere Feinde gegen uns vornehmen, viel zu wenig sein, uns glücklich zu machen und unsere Gemütsruhe zu stören. Cicero nennet die Anhänger des Epicurus glücklich und gibt keine andere Ursache davon, als weil sie sich es einbildeten. Sunt enim, spricht er, & boni viri, et, quoniam sibi ita videntur, beati.* Da wir nun eben diese Einbildung haben, so möchte ich den sehen, der uns den geringsten Verdruß erwecken könnte. Ein elender Scribent ist weit über die Lästerungen und Spöttereien seiner Neider erhaben.

*Celsior exsurgit pluviis, auditque ruentes
Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat.***

Man stelle ihm seine Einfalt, seine Unwissenheit, seine Torheit und Ungeschicklichkeit so deutlich und lebhaft vor als man immer will, er wird doch dabei bleiben, daß die Natur an ihm ihr Meisterstück bewiesen habe, und sich an seinen Schriften, die andere ohne Ekel nicht lesen können, auf seine eigene Hand belustigen.

* Gute Männer sind sie - und sogar glücklich, weil sie sich selber so vorkommen (lat.)

** Hoch über den Wolken schwebt er erhaben, hört unter sich die Regenschauer und tritt mit den Füßen nach dem rollenden Donner (lat.)

Ich weiß wohl, es mangelt den guten Scribenten nimmer an Ausflüchten. Sie werden sprechen: obgleich die Erkenntnis ihrer Fehler im Anfange verdrießlich wäre, so habe sie doch eine gute Wirkung, und treibe sie an, die erkannten Fehler auszubessern und nach der Vollkommenheit zu trachten, die ein so unaussprechliches Vergnügen mit sich führe, daß dadurch einem Scribenten, die auf die Ausbesserung seiner Fehler gewandte Mühe mehr als doppelt belohnt würde. Aber alles dieses heißt nichts gesagt.

Ein Scribent ist ein Mensch und muß also Fehler haben. Wer sich darüber nicht zufriedengeben kann, dem weiß ich keinen bessern Rat, als daß er seine Menschheit ablege und sich entweder um eine Stelle unter den Seraphinen bewerbe oder gar vergöttern lasse. In dieser Sterblichkeit nach einer Vollkommenheit trachten ist lächerlich und vergebens.

Ich schreite daher zu dem andern Hauptfehler elender Schriften, der, wie unsere Feinde meinen, in dem Mangel der Ordnung bestehen soll. Da es mir leichter geworden, als ich anfangs selbst geglaubt habe, den Mangel der Vernunft, den man uns vorwirft, zu rechtfertigen, so wird es mir wenig Mühe kosten, unsern Feinden zu zeigen, daß sie gar keine Ursache haben, unsere Schriften zu verachten, weil sie eben nicht allemal die ordentlichsten sind.

Die Ordnung im Schreiben ist, wie jedermann gestehet, willkürlich. Es ist also kein Scribent befugt, dem andern vorzuschreiben, wie er sein Buch einrichten solle; ebensowenig als ein Bürger das Recht hat, seinen Nachbarn über die Einrichtung seiner Haushaltung zur Rede zu stellen. Da nun dieses unstreitig ist, so nehmen sich unsere Feinde zu viel heraus, wenn sie sich unterstehen, über die Ordnung oder Unordnung unserer Schriften zu richten. Ihr Urteil kann in diesem Fall nicht gelten, ich will nicht sagen, weil sie parteiisch sind, sondern auch nur deswegen, weil das, was man Ordnung nennet, etwas sehr Zweideutiges und Ungewisses ist.

Die Überforscher (Metaphysiker) sagen: die Ordnung sei eine Übereinstimmung des Mannigfaltigen. Dieses Mannigfaltige kann auf vielerlei Art und unzähligemal versetzt werden, und es bleibt doch allemal eine gewisse Übereinstimmung in demselben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf unterschiedliche Art übereinstimmen kann, so steht bei einem jeden, was er für eine Übereinstimmung der andern vorziehen will, und keiner ist befugt, mich einer Unordnung zu beschuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer anderen Seite angesehen habe als er. Soll dieses nicht wahr sein, so müßte in der Musik nur eine einzige Melodie statthaben. Denn die Melodie ist nichts anderes, als eine harmonisierende Menge unterschiedener Töne. Hätte nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Übereinstimmung statt, so müßte auch in der Musik nur eine einzige Harmonie

unterschiedener Töne die rechte sein, und alle andere Mischungen dieser Töne übel klingen. Dieses ist lächerlich. Folglich kann jeder das Mannigfaltige, mit dem er zu tun hat, mengen, wie er will, und diejenige Übereinstimmung desselben wählen, die ihm die beste scheint.

Es wäre viel, wenn bloß den elenden Scribenten dieses nicht freistehen und ein jeder Spötter berechtigt sein sollte, ihre Schriften für unordentlich zu schelten, wenn sie das Mannigfaltige, woraus sie bestehen, nicht nach seiner Phantasie gemischt haben. Die elenden Scribenten schreiben Bücher. Ein Buch ist eigentlich nichts als eine Menge mit Buchstaben beschriebener Blätter. Wenn unter diesen Buchstaben eine Übereinstimmung ist, so ist das Buch, welches sie ausmachen, ein ordentliches Buch. Unter den Buchstaben ist eine Übereinstimmung, wenn sie nur so zusammengesetzt sind, daß verständliche Worte herauskommen. Diese Worte können nun in allen Sprachen wieder unzähligemal versetzt werden, ohne Nachteil der so nötigen Übereinstimmung des Mannigfaltigen; und es stehet also in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er schreibt, untereinander mengen will. Da dieses nun in eines jeden Freiheit stehet, so handelt derjenige unvernünftig und tyrannisch, der sich die Macht zueignet, einen Scribenten wegen dieser willkürlichen Vermengung der Worte zur Verantwortung zu ziehen; wofern man nicht wider alle Vernunft behaupten will, es könne die nötige Übereinstimmung des Mannigfaltigen nur durch eine einzige Art aller möglichen Wortmischungen erhalten werden und folglich nur ein einziges ordentliches Buch in der Welt sein.

Nachdem ich also nunmehr auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den elenden Scribenten so gründlich und vortrefflich abgelehnet habe, so gehe ich mit einer, einem elenden Schreiber anständigen, Zufriedenheit weiter und beleuchte dasjenige, was die guten Scribenten wider unsere Schreibart einzuwenden haben. Da die guten Leute in allen Stücken so lecker und von so verwöhntem Geschmacke sind, so ist es nicht zu verwundern, daß ihnen unsere Schreibart nicht zierlich genug ist. Sie rümpfen die Nase, wann sie unsere Schriften lesen, und drücken ihren Ekel durch die bittersten Worte aus. Sie klagen, unsere scheußliche Schreibart verursache ihnen ein Bauchgrimmen, und gebärden sich so übel, daß man fast davor schrecken sollte. Allein ich kenne diese Herren und muß ihres Ekels und ihrer Verdrehungen lachen.

Sie irren sich, wofern sie sich einbilden, daß unsere Schreibart durch den Mangel der Zierlichkeit alle Annehmlichkeiten verliere und aufhöre, schön zu sein. Sie findet noch ihre Liebhaber und ist um so viel schöner, je natür-

licher und ungekünstelter sie ist. Ein geputztes und geschminktes Gesicht fällt sehr in die Augen; aber das sind die rechten Schönheiten, die sich ungeputzt gefallen.

Ich habe gründlich gezeigt, daß die Mängel, welche die guten Scribenten in unsern Schriften entdecken, uns nicht schimpflich sind. Ja ich habe eben aus diesen Mängeln unsere Vortrefflichkeiten so ungezwungen hergeleitet, daß, wer mein Büchlein lieset, darüber erstaunen muß. Es wird mir dahero etwas gar Leichtes sein, die Notwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Versprechen gemäß, ebenso gründlich als ihre Vortrefflichkeit zu behaupten.

Ich habe schon oft gesagt, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, so in der Welt vorgehet, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Torheiten, wenigstens bilden sie sich's ein, und es ist ihnen unmöglich, daß sie über das, was ihnen töricht vorkommt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher sein. Sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müssen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satiren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern, und ohne Prahlerei sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.

Ich wünsche von Herzen, daß alle christlichen Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwägung ziehen mögen, und flehe insonderheit Ihro kaiserliche Majestät und alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des Heiligen Römischen Reichs demütigst an, hochehrleucht zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staate und der Kirche so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schar der Naseweisen gedient haben.

LITERATURDISKUSSION

zum IV. Deutschen Schriftstellerkongreß

E. R. Greulich

Provokatorische Bemerkungen zur jungen Lyrik

Wer schon denkend lebte, als Erich Kästner (der junge, gute alte Kästner) den Mut hatte, „Gebrauchslyrik“ zu schreiben, als Kurt Tucholsky seine haßheißen Verse in Monokelvisagen schleuderte, wer einmal Erich Weinert erlebte und die Begeisterung aufgewühlter Volksmassen um ihn, der kann mit dem Durchschnitt unserer heutigen Lyrik, mit jener Lyrik, die unmittelbar dem Tage dienen will, nicht zufrieden sein.

Hatten jene es leichter? – In mancher Beziehung gewiß. Aber mit einer solchen Feststellung dürfen wir uns nicht zufriedengeben.

Ich werde eine Vorstellung nicht los: Ein rühriger, treuer Funktionär bekommt ein Rundschreiben, „... und sind deshalb zehn Transparente zu erstellen, die in Anbetracht der Wichtigkeit des Tages ...“ Und der gute Funktionär nimmt rotes Tuch und weiße Farbe und malt aus der Zeitung die vorgeschriebenen Losungen ab. Und um 20 Uhr muß er in der Sitzung sein, und um 22 Uhr ist ja noch die interne Besprechung, und dann ist da noch ... und morgen die Agitation muß auch noch ... Währenddessen pinselt er fleißig und schafft es, er „erstellt“ die zehn Transparente. „Alles in Ordnung, Auftrag ausgeführt!“

Wir wissen genau, die zehn Transparente sind formal mehr schlecht als recht, doch inhaltlich „richtig“. Sie erfüllen nur einen Zweck, sie sind Beweisstücke, daß ein Auftrag ausgeführt wurde. Darüber hinaus erregen sie keines Menschen Herz, noch beflügeln sie seinen Verstand. Ebenso ist es mit den meisten Gedichten in unseren Tageszeitungen.

Betrachten wir einige Beispiele, Gedichtbände, die im Verlag Neues Leben erschienen sind. Und die Freunde mögen mir verzeihen, wenn sie hier für die vielen stehen, die formal oft unzulänglicher, im Inhalt meist flacher sind.

Walter Stranka: „Gesänge unserer Kraft“. (Rotes Leinen, goldener Aufdruck.)

Armin Müller: „Seit jenem Mai“. (Rotes Leinen, goldener Aufdruck.)

Jens Gerlach: „Ich will deine Stimme sein“. (Rotes Leinen, goldener Aufdruck.)

Mag sein, daß der Verlag diese gleichartige Aufmachung bewußt und kategorisch bestimmte. Aber dann taucht sofort die Frage auf, warum der gleiche Verlag die beiden andern Gedichtbändchen, Heinz Kahlau: „Hoffnung lebt in den Zweigen des Caiba“, und Günter Kunert: „Unter diesem Himmel“, anders ausgestattet hat.

Der Leser wird den Gedanken nicht los, daß diese Aufmachung der drei erstgenannten symptomatisch sei für den Inhalt: „Unter Rot und Gold tun sie es nicht.“ Da ist das Gedicht von Armin Müller, „Lied der jungen Republik“:

*Wir singen von Gärten und Träumen,
von Kohle und glühendem Stahl,
von Straßen mit schattigen Bäumen,
vom Tanz um die Linde im Tal.*

*Wir singen von kühnen Gedanken,
von Städten, die jung sind und schön,
von Büchern und fruchtschweren Ranken,
vom Riechkranz in sonnigen Höhn.*

*Wir singen vom Glück obnegleichen,
der Morgen versilbert das Land.
Es grüßt uns mit flammenden Zeichen
in sternebesätem Gewand.*

*Wir singen das Lied, das wir lieben,
in sorgsamen Plänen erdacht,
mit Hammer und Meißel geschrieben,
wir singen das Lied unsrer Macht.*

Alles ist Licht, und es existiert kein Schatten (es sei denn der wiederum als positiv hervorgehobene Schatten der Bäume). Unterhaltet euch einmal über dieses Gedicht mit einfachen Menschen, für die es doch gedacht ist. Ich setze den Ausspruch eines Berliner Arbeiters hierher, der prägnanter formulierte, als ich es vermag: „Alles ganz schön und grün. Bloß 'n bißchen zu grün. Zu schön, um wahr zu sein.“

Dann legte ich ihm den schreienden Gegensatz zu dem Gedicht Müllers vor, ein Dokument der westdeutschen Künstlermisere, der Verlorenheit von begabten Menschen, die ein verruchtes System systematisch seelenkrank macht, ein Gedicht von Otto Gillen mit dem Titel „Einsam in der großen Stadt“:

*Lange habe ich gewartet,
 daß der Tag leiser würde.
 Ich bin müde.
 Oder meine Mutter ist krank – weit fort.
 Das Uhrwerk zerrädert mich.
 Ich möchte schlafen.
 In der Matratze ist eine Höhlung,
 da hat lange wer krank gelegen.
 Manchmal knackt die Kommode.
 Der Vorhang regt sich.
 Die Dame von nebenan hustet.
 Ich höre ihr Bewegen im Bett,
 manchmal stößt sie an die Wand,
 an die Wand, an der ich liege,
 heiß und lauschend
 aus der Betäubung des leichten, täuschenden Schlags . . .
 Und wieder beginnen die Geräusche
 und fliegen pfeifend gegen Fenster und Tür.
 Ich sehe mein Gesicht im Spiegel
 und denke daran, daß in meinem Bett
 schon einer gestorben ist.
 Ein Brief kommt,
 ein Mensch, der klagt.
 Auf der Straße fällt ein Kind und weint.
 Herrenlos läuft ein Hund.
 Es kann einer hinausgehen zum Teich
 und nicht wiederkehren,
 es kann einer Gift bei sich tragen –
 niemand sieht es.
 An Menschen vorbei, fühllos,
 streckt der Schutzmann die Arme
 und weist die Wege,
 die Wege,
 die alle in die Irre gehen . . .*

Da kratzte sich der gleiche Arbeiter nachdenklich am Kopf. Dann schüttelte er ihn und sagte: „Verflucht pessimistisch. Aber es geht einem an die Nieren.“

Machen wir es uns nicht zu einfach. Wem nicht jedes echte Gefühl verschüttet wurde, dem wird es bei der Gegenüberstellung der beiden Gedichte nicht viel anders ergehen als dem erwähnten Arbeiter. Das eine läßt uns kalt,

das andere geht uns an die Nieren. Obwohl Müller die richtige Weltanschauung hat und Gillen die falsche!

Wie erklärt sich dieser Unterschied in der Wirkung?

Man mag heftigster Gegner der Gillenschen Weltflucht und Ratlosigkeit sein, aber man ist überzeugt von seiner subjektiven Wahrhaftigkeit. Diese subjektive Wahrhaftigkeit, verbunden mit Beobachtungsgabe und Kraft des Formulierens, zwingt zur Auseinandersetzung, erzeugt Emotionen entweder zustimmender oder ablehnender Art.

Man mag begeisterter Anhänger der Müllerschen Weltanschauung sein, aber man glaubt ihm nicht, daß er nur die eine Seite des Lebens sieht. Es ist nicht ein Tütelchen Überraschendes darin, wir kennen es, allerdings schlechter formuliert, aus Reden, Artikeln und von Spruchbändern. Wir sagen nicht, daß es unwahrhaftig ist, aber wir fühlen, daß es zu bequem ist, diese Art Wahrhaftigkeit zu poetisieren. Diese vergoldete Wahrheit berührt nicht, zwingt nicht zur Auseinandersetzung. Die Verse plätschern an uns vorüber.

Armin Müller mag einwenden, daß gerade Pathos, verallgemeinernde Symbolik und das Hervorheben des Positiven eine Hymne charakterisieren. Das ist richtig – und es stimmt auch wieder nicht immer und überall. Wer den jubelnden Tag besingt, darf auch die Schwärze der Nacht dagegensetzen, das ist ein alter Kunstkniff, und beide zusammen machen ja erst vierundzwanzig Stunden aus – und damit die ganze Wahrheit. Die Nationalhymne unserer Republik beginnt: „Auferstanden aus Ruinen“, und es heißt darin: „... daß nie eine Mutter mehr ihren Sohn beweint.“ Hier ist in der guten Gegenwart auch Vergangenheit und Zukunft mit eingeschlossen, und im Schönen spüren wir auch Kampf und Konflikt.

Das ist die eine Möglichkeit, beileibe kein Rezept. Bei der im Positiven geradezu schwelgenden Hymne „An die Freude“ von Schiller ergreift und beflügelt uns das überschäumende, glühende Temperament, ein hinreißender Elan (der künstlerisch gemeistert ist). Aber auch das fehlt vielen unserer jungen Lyriker (der Elan und die künstlerische Meisterschaft!). Ich will gewiß Armin Müller nicht mit Schiller oder Becher totschiagen. Aber woran sollen wir lernen, wenn nicht an vollgültigen Beispielen aus unserer Literatur?

Man möchte den zu leichten Gelegenheiten unserer Situation fluchen. Wie es Ehrensache ist, an bestimmten Gedenk-, Fest- und Feiertagen zu flaggen, so ist es Ehrensache für die Zeitungen, an diesem Tage ein Gedicht zu bringen. Und unsere Redakteure werden beliefert. Entweder mit Fließbandarbeit in tüchtiger Vorausschau und nach Maß, oder mit Galopp-Produktion, hergestellt sozusagen in den Vorzimmern der Redaktionen. Beide Arten der Gedichterzeugung sind Routine. Diese Routine wird von unseren lesenden Menschen abgelehnt, und dann kommen solche niedrigen Verkaufszahlen von Gedichtbänden heraus, wie sie uns der Mitarbeiter des Verlages Neues Leben

auf der Arbeitstagung des Verlages mitgeteilt hat. Kollege Deicke versuchte einen Grund für den schlechten Geschäftsgang besonders der drei rot-goldenen Bändchen zu finden: Der Zentralrat der FDJ propagiere ihren Verkauf nicht energisch genug. Möge dieser Ruf nach der speziellen Förderung durch eine spezielle Institution noch so impulsiv herausgekommen sein, er bedeutet das Eingeständnis einer Schwäche unserer „offiziellen Lyrik“. Günther Deicke gestand sie auch gleich darauf selbst ein, als er von Walter Strankas Gedichtbuch erklärte, die Ballade von Kim Jen-Dyk rechtfertige den ganzen Band. Auch ich bin der Meinung, daß diese Ballade das Beste des Bändchens darstellt. Doch Walter Stranka gegenüber muß man anspruchsvoller sein. Von 70 gedruckten Seiten zehn Seiten mit einem befriedigenden Poem, das ist allzu bescheiden. Nur ein Beispiel von vier Zeilen (die man Stranka schon als Zeitungsdruck übelnehmen müßte, noch viel mehr aber im Buch) sei hier zitiert. Es stammt aus dem Gedicht „Gruß dem Ersten Mai“:

*Es reckt sich froh der Veteran.
Die junge Garde schwingt verwegen
den blauen Fahnenozean
und Stalins gutgeschärften Degen.*

Nimmt man alle diese Diskrepanzen zwischen Aufmachung, Anspruch und Können, dann wundert man sich auch nicht mehr über den schlechten Absatz. (Jens Gerlach hat, wo er westdeutsche Thematik behandelt, einen gewissen eigenen Klang, aber wo es um Themen geht, wie sie bei Müller und Stranka im Mittelpunkt stehen, da verfällt er den gleichen Fehlern.)

Es geht ja nicht um den schlechten Absatz, weil er ein „schlechtes Geschäft“ bedeutet. Es geht um den schlechten Absatz als Kennzeichen der Lyriksituation. Man kann vielen jungen Lyrikern (wie auch ihren Kollegen der Prosa) nur eins raten: macht Schluß mit den rosa Gemeinplätzen! Laßt euch endlich eigenes mit eigenen Worten einfallen!

Glücklicherweise gibt es Lyriker, die das wortreiche Allgemeinverbindliche meiden wie die Pest. Zu ihnen muß man Heinz Kahlau und Günter Kunert zählen. In ihren Bändchen findet man kaum abgenutzte Klischees, aber viel Freude am Experiment und Mut, eigenes eigenwillig auszudrücken. Was zählt dagegen schon, daß nicht alles völlig gelang? Anlaß über dieses Thema zu schreiben, waren ihre Versuche – und das Nachwort in Armin Müllers Gedichtband. Er nennt es selbst weniger ein Nachwort als ein Versprechen. Könnte es doch auch ein Versprechen sein für die vielen, die noch häufiger und weniger gekonnt routiniert arbeiten. Dann würden endlich die Allerwelts-Feiertags-Gedenk-Reimereien aussterben, und echte Lyrik würde sich erstaunlich viele Menschenherzen erobern.

Sind wir „gedichtentwöhnt“?

Lyrik nicht gefragt! – Das hört man heute oft von Buchhändlern und Zeitungsredaktionen. Woran liegt das? Sind die Menschen unserer Zeit nicht mehr aufnahmefähig für Poesie? Ist diese Kunstgattung überholt? Warum werden verhältnismäßig wenig Gedichtbände gekauft? Ich will versuchen, diese Fragen zu beantworten, muß allerdings vorausschicken, daß ich als Laie meine Beobachtungen aufschreibe.

Meiner Meinung nach sind die Menschen unserer Zeit mehr denn je aufnahmefähig für Poesie. Bei einer Feierstunde des Kulturbunds habe ich beobachtet, daß die etwa vierzig bis fünfzig Zuhörer sich langweilten und verstohlen gähnten, als der Referent für Volkskunst beim Kreisrat sein aus Verordnungen des Ministeriums für Kultur und Zeitungsartikeln zusammengestelltes Referat vorlas. Bei den lebendig vorgetragenen Rezitationen jedoch wurden die Zuhörer wieder aufmerksam. Diese Erfahrungen werden wir immer wieder machen.

Die Behauptung, daß die Lyrik als Kunstgattung überholt sei, scheint mir absurd. Wir stehen am Anfang der Entwicklung einer neuen klassischen Literatur, also auch der Dichtkunst. Die Fortschritte auch unserer Gegenwartslyrik sind nicht mehr zu übersehen. Daß die Lyrik gerade in den Volksdemokratien und in der Sowjetunion eine große Rolle spielt, gibt Perspektiven auch für unsere eigene Lyrik. Warum aber werden so wenig Gedichtbände gekauft? In einem Leserbrief an den „Sonntag“ (Nr. 8/1955) heißt es: „Ich vermisse seit langem Gedichte. Es müßte in jeder Nummer ... an bestimmter Stelle ein Gedicht stehen und nicht etwa eines von Goethe oder Heine, sondern Gedichte lebender Lyriker oder jedenfalls solcher, die in unsere Zeit gehören. Abwechselnd könnten unsere und die westdeutschen (leider muß man das ja trennen) Dichter zu Worte kommen. Auch gute Dichter des Auslandes kommen zu kurz. Die Menschen sind so gedichtentwöhnt.“

Das trifft den Kern der Sache, und wie diese Frau denkt, so denken viele andere Menschen auch. Die Dichtung wird viel zu wenig an die breiten Volksschichten herangetragen. Und das ist Aufgabe der Zeitschriften, des Rundfunks, der Presse, des Buchhandels und der Bibliotheken. Außerdem sollten auch die Kulturfunktionäre der Betriebe und Massenorganisationen viel mehr mit unserer Gegenwartslyrik arbeiten. Ich wende mich hier hauptsächlich an die Tageszeitungen und Zeitschriften, natürlich gilt das auch für die übrigen kulturellen Einrichtungen. Gerade die Tages- und Wochenzeitungen sind es, die die Möglichkeit haben, Massen zu beeinflussen. Der

Leser studiert nach Feierabend in Ruhe seine Zeitung und will wissen, was in der Welt los ist. Zur Besinnlichkeit liest er auch gern ein gutes Gedicht. Aber das findet er selten in seiner Zeitung und wird so „gedichtentwöhnt“. Sich einen Gedichtband zu kaufen oder in die Bibliothek zu gehen, macht schon den meisten Menschen zu viel Mühe, oft mangelt es auch am nötigen Geld.

Der Leser eines guten, zeitgemäßen Gedichtes wird auch zum Nachdenken angeleitet, sein Sinn für die Schönheit der Sprache wird ausgebildet; das gute Gedicht erhebt ihn über seinen Alltag und vermittelt ihm die Freude, die seiner Arbeitskraft zugute kommt. Wenn der Leser nicht mehr „gedichtentwöhnt“ ist, wird er sich auch hin und wieder einen Gedichtband kaufen.

E. W. Reichardt

Ist Lyrik noch zeitgemäß?

Ich habe mit großem Interesse die Ausführungen von Hanns Cibulka* über diese Frage gelesen. Soviel Richtiges und Tatsächliches auch darin enthalten sein mag, so ist doch diese Frage räumlich weiter und zeitlich tiefer zu beantworten. Daher gestatten Sie einem Laien (oder Nichtlyriker) dazu einige Ergänzungen.

Ich vermute, daß ähnliche negative Feststellungen auch in der Bundesrepublik und darüber hinaus gemacht werden können. Ist nicht unsere ganze technische Zeit mit ihrem Tempo unlyrisch, der Lyrik innerlich und äußerlich entgegengesetzt? Nicht zufällig war die Hochblüte der Lyrik in Deutschland etwa um 1800 bis in das späte Biedermeier. Das individualistische Ichzeitgefühl war wohl auch ein günstigerer Boden für Produktion und Resonanz der Lyrik als das kollektivistische Massenzeitalter mit seinen ganz anderen Problemen. Zeiten, in denen Verstand, Vernunft, nüchterne Sachlichkeit, Ideologien, Politik, Wirtschaft und Technik überbetont werden, sind eben keine lyrischen Zeiten. Zeiten, in denen Sport und Rennen, Toto und sonstiges Gewinnstreben, Reklame und Propaganda die Massen erfassen, ihre Triumphe feiern, lassen wenig Raum und Zeit für Gefühle und Ideale, für das Erleben der Seele bis zu den Träumereien. Es ist wohl auch kein Zufall, daß parallel (oder vielleicht sogar vorhergehend) mit dem Schwinden der Nachfrage nach Lyrik das Schwinden echten, religiösen Gefühls geht, das stets auch immer im weitesten Sinne Quelle und Brunnenstube für eine

* NDL, Heft 6/1955, S. 114.

bestimmte Lyrik war (Paul Gerhardt, Matthias Claudius, Mörike, Eichendorff, aber auch Goethe und Hölderlin). Jede Zeit hat eben ihre bestimmten Ausdrucksformen und Ausprägungen (Film und Radio), ihren bestimmten Überbau mit seinen Wechselwirkungen, ihre Höhe- und Schwerpunkte und ihre Tiefpunkte bis zu den Ausfallserscheinungen, dabei sind Ausnahmen nicht ausgeschlossen. Ich bin mit vielen anderen und vielleicht auch mit Herrn Cibulka der Meinung, daß echte Lyrik weder befohlen noch bestellt, noch nach irgendwelchem Schema gemacht werden kann.

Hanns Cibulka

Aphorismen über Lyrik

Das Gedicht muß entdecken. Das Wort des Beamten, das von der Uhr seiner Dienststelle abhängig ist, wird uns keine neuen Erkenntnisse vermitteln.

Die großen Lyriker der Weltliteratur, von der Sappho über Walther von der Vogelweide bis zu Rilke und Eluard, haben in ihrem ganzen Leben nur vier oder fünf Gedichte geschrieben. Diese aber glichen einem Erdbeben.

Das Gedicht ist der Versuch, unbedingt Kern zu werden. Eine Selbstbehauptung im Fruchtfleisch des Lebens.

Wer durch Deutschland geht, wird erstaunt sein, daß man nie von einem Gedicht spricht, sondern immer nur von einzelnen literarischen Richtungen. In Frankreich dagegen kann heute noch ein Gedicht oder ein Bild die öffentliche Ordnung auf den Straßen stören.

Warum sprechen wir in unsren Gedichten so wenig von den Toten und Ungeborenen – haben wir Angst vor dem Herzen der Schöpfung?

Ein Gedicht muß nicht immer klar wie Bergwasser sein. Es gibt auch dunkle Quellen, die zwar den Trinkenden erschrecken, aber dennoch heilen.

Noch immer wünscht ein großer Teil unsrer Leser in einem Gedichtband die alte deutsche Gemütlichkeit. Vor jeder Drehung des Windes weichen sie erschrocken zurück. Ein Viertel Erde und drei Viertel Himmel – das ist ihr Wunsch.

Ein Gedicht muß tragen. Auch die leiseste Zeile muß Pfeiler sein.

Paul Citroen: „Was man nicht kann, macht man mit Schwung!“ Prüfen wir unsre Gedichte auf diesen Satz hin, und wir werden manche Verse streichen müssen.

Nur im Gedicht steht der Atem der Welt für einen Augenblick still.

Unsere Kritiker haben keine Phantasie mehr, denn sie ziehen bei einem Landschaftsgedicht lediglich das äußere Bild der Natur als endgültiges Kriterium heran. Das Landschaftsgedicht ist und bleibt jedoch neben der Formprägung eine subjektive Schau, bleibt die geläuterte und gesteigerte Natur.

Auch in der Lyrik müssen wir das unvorhergesehene Gegengewicht mit einbeziehen, jenes Gegengewicht, das von Natur aus auf allen Dingen des Lebens liegt.

Was unsren Gedichten fehlt, das ist ein Glas Champagner.

Auch die Lyrik muß maßhalten. Unsre Bilder dürfen nicht wuchern. Deshalb die Förderung, daß zwischen ihnen auch ein Stück Himmel vorhanden ist. Jeder Leser hat das Recht auf Atem.

Der Roman ist expansiv, er ist raumschaffend. Die Lyrik ist statisch.

Richard Steinbach

Lyrik im Deutschunterricht

Als ich vor anderthalb Jahren mit den Mädchen einer 4. Klasse ein Lesestück über den Weberaufstand gelesen und besprochen hatte, gab ich dazu als sinngemäße Ergänzung Heines Gedicht „Die oberschlesischen Weber“. Es herrschte eine ergreifende Stille. Als ich nach meinem Vortrag den Mädchen sagte, daß uns der Dichter Heinrich Heine auch andere schöne Gedichte geschenkt habe, zum Beispiel „Leise zieht durch mein Gemüt“ – da stimmten einige Kinder die Singweise an; plötzlich erhoben sich alle und fielen in den Gesang mit ein. Diese rührende Ehrung Heines durch die Kinder ergriff mich so, daß sie mir zu einem unvergeßlichen Erlebnis wurde.

Diese Episode war mir wieder gegenwärtig, als ich in Nummer 6 der „Neuen Deutschen Literatur“ Hanns Cibulkas Artikel „Wer liest heute noch Lyrik?“ gelesen hatte. Cibulka schreibt: „Es ist kein Geheimnis, daß die Erziehung zur Kunst, die Erziehung zur geistigen Aufnahme von Kunstwerken an unseren Schulen selbst heute noch unterschätzt wird.“

In letzter Zeit ist in den Fachzeitschriften der Lehrer darüber geschrieben worden, daß die Lehrpläne zu sehr auf *Hirn* und zu wenig auf *Herz* abgefaßt seien. Dabei war der Blick der zu Worte kommenden Kollegen vor allem auf die Fächer Kunsterziehung (Zeichnen) und Musik gerichtet. Die Lyrik ist im Literaturunterricht enthalten. Wo beginnt nun die Unterschätzung der

Pflege der Lyrik als eines Mittels der ästhetischen Erziehung? Blättern wir ein wenig in den „Lesestoffen für den Literaturunterricht“, aus denen die Kinder ihre Kenntnis der Lyrik schöpfen sollen, so kommen wir zu folgendem Ergebnis:

Schuljahr	Natur- und Liebeslyrik	Balladen	Politisch- kämpferische Lyrik	Insgesamt
4.	21	8	7	36
5.	7	7	1	15
6.	10	9	7	26
7.	7	5	16	28
8.	6	9	6	21
	51	38	37	126

Die Kinder bekommen also in 5 Schuljahren 126 lyrische Werke geboten, das sind durchschnittlich 25 im Jahr. Das könnte zahlenmäßig durchaus genügen, wenn die Auswahl in jedem Schuljahr allen Erfordernissen gerecht würde. Das Lesebuch des 4. Schuljahres ist in dieser Hinsicht ein gutes Vorbild; es bietet eine sehr erfreuliche Gedichtsammlung, die geeignet ist, in den Kindern die Liebe zu dieser Kunstgattung zu wecken. Dann fällt uns auf, daß vom 4. Schuljahr über das 6. bis zum 8. Schuljahr hin eine absteigende Linie in der Zahl der Gedichte vorhanden ist, daß die für Aufstellung des Lehrplans und Auswahl der Lesestoffe verantwortlichen Pädagogen also den Zehnjährigen die meisten Lyrikproben bieten. Können aber nicht ältere Kinder weit mehr Verstand und Einfühlungsvermögen beim Lesen und Erfassen von Gedichten zeigen als die Kleinen? Im 7. Schuljahr werden den Kindern besonders viel Gedichte politisch-kämpferischer Art geboten. Es besteht kein Zweifel, daß die jungen Menschen so viel ernstes und großes Verständnis erfordernde Lyrik noch nicht verarbeiten können. Überhaupt ist die Auswahl der Gedichte oft problematisch; darüber müßte in unseren Fachzeitschriften diskutiert werden.

Es ist wohl eine der schwersten Aufgaben, als Deutschlehrer – neben der reinen Wissensvermittlung – den Kindern die Werke unserer Dichter so nahezubringen, daß sich ihnen die Schönheit der dichterischen Sprache erschließt, daß sie die Dichter schätzen und ihre Verse lieben lernen. Wer das erreichen will, muß selbst vom hohen Wert der Lyrik überzeugt und von den Werken einiger Dichter ganz besonders ergriffen sein. Es liegt auf der Hand, daß nicht jeder Pädagoge ein Meister im Interpretieren von Gedichten sein kann; auch ist nicht jede Klasse aufnahmefähig für diese Kunstgattung. Die eingangs von mir erwähnte Mädchenklasse war besonders diszipliniert und aufnahmebereit; bei ihr war es nicht schwer, das menschlich warme und ergreifende Gedicht „Friede“ von Hermann Hesse am „Tag des Friedens“ als Krönung einer kleinen Feierstunde zu rezitieren.

Da es nun nicht jedem Lehrer gegeben ist, Gedichte gut vorzutragen, mag es kommen, daß manche Lehrer auch wenig Wert auf die Darbietung von Gedichten durch die Kinder legen. Wie kann es sonst kommen, daß häufig noch in den oberen Klassenstufen die Fähigkeit, Gedichte gut vorzutragen, so gering entwickelt ist? Dieser Mangel liegt nicht nur in der Fülle des Lehrplanstoffes begründet; es sollte doch nicht immer wieder alles damit entschuldigt werden! Er liegt auch in der bei den Erziehern zu spürenden Unterschätzung der Lyrik begründet! Diese macht sich auch darin bemerkbar, daß viele Lehrer sich nicht bemühen, ihr Wissen zu vervollkommen und zu bereichern, indem sie sich durch Studium von Neuerscheinungen oder der für sie so wertvollen Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ auf dem Gebiete der Lyrik wie auch der Prosa gute Anregungen holen. Wie sehr kann ein Lehrer seinen Literaturunterricht bereichern, wenn er ab und zu seinen Kindern aus der NDL geeignete Gedichtproben vorträgt, die, da es sich um Erstdrucke handelt, noch in keinem Lehrplan erwähnt und in keinem Lesebuch gedruckt sein können! Ich weise auf die Gedichte „Der japanische Fischer“ (NDL, 6/55) und „Das Lied von den Männern im Steinbruch“ (NDL, 7/55) hin. Wir haben in manchen Städten ein Kulturhaus für die Lehrer; dort finden Weiterbildungszirkel in Wandtafelzeichnen, in Grammatik und anderen Disziplinen statt. Könnten dort oder anderswo nicht auch Zirkel für Lyrik bestehen? Erst wenn wir dem Idealfall näherkommen, daß jeder Lehrer, der Deutschunterricht erteilt, in der Lage ist, die Dichtkunst den Kindern aufgrund eines eigenen, umfassenden Wissens und guten Könnens nahezubringen, wird es möglich sein, in mehr Kindern als bisher das Interesse an der Lyrik zu wecken; diese so interessierten Kinder werden dann in ihrem späteren Leben auch andere Gedichte kennenlernen wollen und werden als reife Menschen versuchen, noch andere für das Verständnis dieser Kunst zu gewinnen.

Vieles kann getan werden, um den Lehrern ihre schwere Aufgabe erleichtern zu helfen. Das Wichtigste, dessen der Lehrer bedarf, ist Zeit! Schon allein die 28 Unterrichtsstunden und ihre gründliche Vorbereitung können sehr wohl die in der Woche zu leistenden 48 Arbeitsstunden ausfüllen. Die fortschreitende, durch Fragebogen, Berichte, Konzepte und sonstige Schreibarbeiten hervorgerufene Verkomplizierung des Schuldienstes macht sich nicht allein im Arbeitszimmer des Direktors unliebsam bemerkbar, sie erfaßt auch den einzelnen Lehrer. Noch schlimmer ist es um die fähigen und willigen Kollegen Lehrer bestellt, die neben ihrer Tätigkeit als Erzieher noch einige ehrenamtliche Funktionen gewissenhaft ausüben! Wie sollen diese Menschen, die keinen Feierabend kennen, noch die Kraft besitzen, ihre Kenntnisse auf literarischem Gebiet zu vervollständigen, wenn sie nicht auf mannigfache Art dazu angeleitet werden?

So könnten die Weiterbildungstage der Lehrer einmal durch ein literarisches Thema, zum Beispiel „Neue deutsche Lyrik in Ost und West“, belebt werden. Grundsätzlich sollte die letzte Stunde jedes Weiterbildungstages der Besprechung neuer Kinderliteratur dienen.

Es ist zwar erfreulich, wenn bei Schulfeiern, an Gedenktagen oder zur Schulentlassung Gedichte, die von Lehrern verfaßt wurden, von den Kindern vorgetragen werden; nur sollte die Zahl der Gedichte dieser „Hausdichter“ in einem sehr niedrigen Verhältnis zur Zahl der Gedichte bekannter Autoren stehen! Die Redakteure der Jugendzeitschriften „ABC-Zeitung“, „Die Schulpost“ und „Fröhlich sein und singen“ sollten sich bemühen, durch Auswahl geeigneter Gedichte aus Vergangenheit und Gegenwart ihren Zeitungen ein noch höheres Niveau zu geben. Die Gedichte solcher Versenmacher, die auf alles Aktuelle kindertümliche Reime schmieden, sind doch mitunter recht primitiv, ohne künstlerischen Wert! Im Doppelheft 7/8 der „ABC-Zeitung“ stehen 3 Gedichte, von Walter Krumbach, I. Jahreis und dem nimmermüden Willi Layh. In Nr. 7/8 der „Schulpost“ ist nur ein Gedicht enthalten, ebenfalls von Willi Layh. „Fröhlich sein und singen“ nimmt in der Feriennummer (Heft 5) ebenfalls nicht die Gelegenheit wahr, die schöne Sommerzeit und die Heimat – das Spielen und Wandern – durch zwei, drei Gedichte wirklicher Meister zu würdigen! Wir erkennen also auch hier, daß tatsächlich die Lyrik sehr unterschätzt wird. Gerade diese drei Zeitschriften werden von vielen Kindern mit Freude gelesen!

Die Entwicklung wird, selbst bei ernstem Bemühen aller Beteiligten, nur langsam vorangehen. Die Grundschule ist jene Einrichtung, die auf die meisten Menschen nachhaltige Eindrücke auszuüben vermag, auch auf dem Gebiet einer musischen Bildung. Gebt denen, die an diesen Bildungsanstalten arbeiten, mehr Zeit zur Muse, zur Besinnung, und eine intensivere Anleitung.

Günther Deicke

Die Lyrik wird lebendig sein

Gegen die Behauptung, Lyrik sei nicht mehr zeitgemäß, wird sich verständlicherweise jeder Lyriker wehren. Wir haben die Meinung unseres Lesers E. W. Reichardt hier wiedergegeben, weil sie eine vermutlich noch weit verbreitete Ansicht vertritt, die von einem grundsätzlichen Irrtum ausgeht und deshalb nicht unwidersprochen bleiben darf. Reichardt spricht vom „individualistischen Ichzeitgefühl“ und vom „kollektivistischen Massenzeitalter“. Dahinter steckt, ob nun dem Verfasser bewußt oder

unbewußt, das Schlagwort von der Unterdrückung des Individuums im „Zeitalter des Kollektivismus“, also in der sozialistischen und kommunistischen Gesellschaft. Dieses Schlagwort ist bereits von Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ bündig widerlegt worden. Gerade in der sozialistischen Gesellschaft wird der Mensch seine Individualität frei entwickeln können, weil er nämlich frei von Ausbeutung lebt, weil ihm alle gesellschaftlichen Institutionen zu seiner Ausbildung zur Verfügung stehen. In der Sowjetunion ist das bereits weitgehend verwirklicht, und auch in der Deutschen Demokratischen Republik sind wir auf diesem Wege. Um beim Beispiel der Lyrik zu bleiben: in der Sowjetunion wird in viel höherem Maße Lyrik gekauft und gelesen als sonst irgendwo in der Welt.

Weshalb nun sind wir in der DDR noch nicht soweit? Es ist eine Tatsache, daß Übergangsstadien immer die schwierigsten sind, nicht frei von Überspitzungen, nicht frei von Rückschlägen. Auf der anderen Seite haben wir noch mit dem Erbe des Kapitalismus und der kapitalistischen Arbeitsteilung zu kämpfen, welche die arbeitenden Menschen als Masse nicht nur von der Kunstproduktion, sondern auch weitgehend vom Kunstgenuß ausschloß. Daß sich ein neues Verhältnis zur Kunst bei einer so betont individuellen Kunst wie der Lyrik schwerer durchsetzt als in anderen Genres (Roman, Drama, Film, Hörspiel) ist nur natürlich. Übrigens stimmt das auch nur zum Teil; Lyrik wird zu bestimmten Gelegenheiten gern gehört oder gelesen (unser Leser Walter Sencke führt einige Beispiele dafür an).

Interesse für Lyrik ist zweifellos vorhanden (wenn auch vorläufig noch in begrenztem Maße), das hat eine Diskussion in der „Nationalzeitung“ bewiesen, die über Wochen fortgeführt wurde, das hat das Echo auf Cibulkas Artikel gezeigt und das zeigt sich in der sehr lebhaften Lyrikdiskussion, die verdienstvollerweise in der „Jungen Welt“ geführt wird. Damit werden die kritischen Bemerkungen Cibulkas keineswegs gegenstandslos (ebensowenig wie meine eigene, in der „Nationalzeitung“ veröffentlichte Kritik am Volksbuchhandel); aber weil wir diese Mängel kennen, können wir sie auch Schritt für Schritt beseitigen. Übrigens zeigt die Diskussion in der „Jungen Welt“ noch eines, das unserem Ministerium für Volksbildung zu denken geben sollte: wie wenig entwickelt bei unseren jungen Menschen trotz allem individuellen Interesse das Gefühl für Stil und Sprache und das Unterscheidungsvermögen für dichterische Qualität ist. Die Grundlagen dafür empfängt der Mensch in der Schule, und der Ruf Cibulkas nach intensiverer ästhetischer Bildung im Deutschunterricht und in der Kunsterziehung bereits in der Grundschule kann nur unterstützt werden.

Die neue, von uns erstrebte Gesellschaftsordnung, welche eine Nivellierung der Menschen nicht nur nicht begünstigt, sondern sie sogar bekämpft, wird auch dem lyrischen Talent neue Entwicklungsmöglichkeiten und neue

Wirkungsbereiche eröffnen. Das heißt unter anderem: wir werden alle alten Themen neu wiederfinden und uns neue Themen erobern. Landschaft und Jahreszeit, Geburt, Liebe und Tod haben in unserer Lyrik nach wie vor ihren Platz, wie sie aus dem Leben der Menschen niemals wegzudenken sind, und werden ihren zeitgemäßen Ausdruck finden. Das Leben unserer Kinder in der Schule, beim Spiel, in den Ferienlagern, die Umgestaltung unserer Dörfer und unserer Städte, das neue Verhältnis der Menschen und der Völker zueinander: welche Fülle neuer Themen, wenn sie sich im Menschlichen spiegeln! Und wenn sich Dichter angeregt fühlen, die Menschen im Gedicht anzusprechen, dann finden sich auch Menschen – und ihre Zahl wird wachsen –, die dem Dichter zuhören und denen das Gedicht Freude, Besinnung, Anregung, ja Bedürfnis wird. Wenn aus anderen Zeiten Paul Gerhardt, Matthias Claudius, Goethe, Hölderlin angeführt wurden, so sind für unsere Zeit Majakowski, Pablo Neruda, Nazim Hikmet, Bertolt Brecht, Johannes R. Becher, Peter Huchel zu nennen – und wir haben mit diesen wenigen Namen bereits die Spannweite und Vielfalt gegenwärtiger Lyrik angedeutet.

Von zwei Bemerkungen Cibulkas sollte noch gesprochen werden. Der Aphorismus ist in Inhalt und Form zugespitzt, ja häufig provokatorisch. Mich reizen also einige Bemerkungen zum Widerspruch. Die nicht eben originelle Formulierung, große Dichter wie Walther von der Vogelweide und Rainer Maria Rilke hätten „in ihrem ganzen Leben nur fünf Gedichte geschrieben, diese aber ... usw.“ scheint mir eine verschämte Aufwärmung der alten These vom Aristokratismus der Kunst zu sein. Was soll das? Es dürfte Cibulka schwerfallen, bei Rilke diese fünf Gedichte herauszufinden; und wenn, so würde ich ihm vermutlich fünf andere nennen können, die mir persönlich mehr sagen. Gewiß gibt es objektive Wertmaßstäbe, aber es gibt auch subjektive Gefühlsantennen (Echtheit des Gefühls vorausgesetzt), und so betrachtet, von der Wirkung bei einem anspruchsvollen, aber höchst differenzierten Publikum aus, wird auch die Sache selbst differenziert. Kein Dichter schreibt um der „berühmten“ fünf Gedichte von „Ewigkeitswert“ willen; die Dokumentation seines Lebens und seiner Zeit, gestaltet im Gedicht, richtet sich an die Menschen seiner Zeit, und da wird der Dichter „in vielen Zungen“ reden.

Noch zwei weitere, sich ergänzende Bemerkungen haben es mir angetan: „Im Gedicht steht der Atem der Welt für einen Augenblick still.“ – „Die Lyrik ist statisch.“ Sicherlich könnte man hier stundenlang streiten, und vermutlich wird der Streit letzten Endes um die Ausdeutung der Begriffe gehen. Aber schon vom Grundsätzlichen her, von der nackten, einseitigen Abstempelung der Lyrik, muß hier widersprochen werden. Nicht etwa, daß ich der Meinung wäre, es gebe keine „statische Lyrik“; die gibt es gewiß, und

nicht immer muß das ein negatives Kriterium sein. Vorwärtsstrebende Literatur jedoch, und damit auch die Lyrik, ist meiner Meinung nach dynamisch; denn auch die Lyrik ist nicht – oder nur in bestimmten Fällen – „ruhend“, sie ist bewegt und bewegend. Greifen wir ein Beispiel heraus, Mörikes „Septembermorgen“:

*Im Nebel ruhet noch die Welt,
noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
den blauen Himmel unverstellt,
herbstkräftig die gedämpfte Welt
in warmem Golde fließen.*

Ein „reines“ Naturgedicht, aber voll innerer Bewegung, einer Bewegung, die vorwärtsdrängt, Naturgefühl wird zum Weltgefühl!. Nehmen wir einen extrem entgegengesetzten Fall – Stefan George:

*Ihr baut verbrechende an maaß und grenze:
„Was hoch ist kann auch höher!“ doch kein fund
Kein stütz und flick mehr dient . . . es wankt der bau.
Und an der weisheit end ruft ihr zum himmel:
„Was tun eh wir im eignen schutt ersticken*

*Eh eignes spukgebild das hirn uns zehrt?“
Der lacht: zu spät für stillstand und arznei!
Zehntausend muß der heilige wahnsinn schlagen
Zehntausend muß die heilige seuche rafften
Zehntausende der heilige krieg.*

Auch hier ist die Lyrik nicht statisch, sie hat am Ende reißende Bewegung, diese Bewegung ist regressiv. Suchen wir nach einer Mitte, nach einer Art Zwischenglied in den „Statischen Gedichten“ bei Gottfried Benn:

*Ein Wort, ein Satz –: aus Chiffren steigen
Erkanntes Leben, jäher Sinn,
Die Sonne steht, die Sphären schweigen
Und alles ballt sich zu ihm hin,*

*Ein Wort –, ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,
Ein Flammenwurf, ein Sternenstrich –,
Und wieder Dunkel, ungebeuer,
Im leeren Raum um Welt und Ich.*

Es ist nicht zu übersehen, daß selbst in diesem „statischen Gedicht“ durch immanenten Konflikt eine ungeheuer eindrucksvolle, allerdings kreisförmige Bewegung vorherrscht, die kein Vorwärts oder Rückwärts kennt. Das stimmt mit der Ideologie Benns („Wir sind Ptolemäer“) überein, und das hervorstechende Charakteristikum der „Statischen Gedichte“ Benns ist in der Tat die Ausweglosigkeit (so zum Beispiel bei den völlig antihistorischen Gedichten über Rembrandt und Shakespeare), sie kennen keinen Ausweg und suchen auch keinen Ausweg. Soll man sie anerkennen? Da diese Lyrik da ist – und bei Benn formvollendet da ist –, muß man mit ihr rechnen und sich mit ihr auseinandersetzen. Man könnte vielleicht manche impressionistische Lyrik noch als statisch bezeichnen, weil sie nichts anderes gibt und geben will als eine Art stimmungsvoller „Bestandsaufnahme“; aber auch hier scheint mir, zumindest für die Entwicklung der Lyrik, kein Weg weiterzuführen.

Hanns Cibulka möge seine eigenen Gedichte einmal überprüfen, ob nicht in ihnen (zum Beispiel in „Sizilien“, „Morgenstunde“, „Silberdistel“, „Gesang an die Nacht“) das Bewegte und vor allem das Bewegende vorherrscht. Denn auch das ist ja noch ein Unterschied; ein Gedicht kann durchaus in der Grundstimmung elegisch sein, scheinbar ausweglos, wenn die Darstellung der Situation Verallgemeinerungen zuläßt und so präzise, im Ausdruck so stark ist, daß die Menschen von ihr zum Nachdenken und im Nachdenken nach vorwärts bewegt werden.

Man könnte unzählige Beispiele anführen, wo die Dynamik direkt und offensichtlich ist (bei Kuba zum Beispiel). Aber ich möchte wieder mit einem Naturgedicht schließen, das Cibulka sogar für seine These in Anspruch nehmen könnte, das ich ihm aber dennoch streitig machen möchte – mit Louis FURNBERGS schönem „Spätsommerabend“:

*Die Äpfel an den Bäumen,
die wiegt ein leiser Wind,
die letzten Rosen träumen,
der Sommerfaden spinnt.*

*Es färbt mit abendzarten
Pastellen Zaun und Haus
die Sonne hinterm Garten,
Die Wiese atmet aus.*

*Leis raschelt's in den Bäumen.
Die Taube gurr't im Schlag.
Wir sitzen und wir träumen.
Es war ein guter Tag.*

Das ist ein „ruhendes“ Gedicht. Aber ist dieses Ausruhen in der tönenden Stille nicht voll innerer Bewegung, aktiv, bewegt und bewegend, dieses beglückende Ausatmen nach einem guten Tag? Auch hier wird das Naturgefühl zum Weltgefühl. Was soll dies bei den „statischen Gedichten“? Ein Sonnenjüngling unter ihnen! Nein, wenn Lyrik durchweg statisch wäre, dann wäre sie in dieser unserer dynamischen Zeit in der Tat zum Absterben verurteilt. Aber die Lyrik wird lebendig sein wie eh und je.

Henryk Keisch

Vorsicht, Sackgasse!

„Auch das Diskutieren will gelernt sein“, hieß es in einem der Leitartikel unseres Augustheftes. Die Redaktion der „Neuen Deutschen Literatur“, die der Diskussion zum Vierten Deutschen Schriftstellerkongreß in ihren Spalten ein Forum zu geben versucht, kann sich von der Gültigkeit dieses Wortes nicht ausnehmen. Sie ist vor Fehlern nicht geschützt. Mit der Veröffentlichung der Polemik „Wohin führt die ‚Dorfstraße‘?“ im Juliheft hat sie einen Fehler begangen. Worin besteht er?

Diskussion ist *Streitgespräch* – eine Wortzusammensetzung, in der das Gewicht ohne Zweifel auf dem Grundwort *Gespräch* liegt. Das dazutretende Bestimmungswort *Streit* besagt nicht, daß die Gesprächspartner miteinander zanken. Es besagt auch nicht, daß sie aneinander vorbeireden, daß sie sich auf ihren Positionen wie auf einer Festung verschanzen, sich gegen neue Argumente oder Tatsachen die Ohren verstopfen und unermüdlich jahraus, jahrein in den gleichen Worten verkünden, wie sehr sie recht haben.

Einer solchen wechselseitigen Belagerung von unwandelbaren Positionen aus ähnelt aber die Dramatik-Diskussion, die von Zeit zu Zeit bei uns ausbricht. Es begann vor Jahren mit der vollauf berechtigten Forderung, die Schriftsteller sollten neue Stücke mit neuer, zeitnaher Thematik schreiben und die Theater sie aufführen. Einige solche Stücke entstanden. Trotz manchem Zögern, manchem Bedenken, manchem Widerstand wurden sie gespielt, von den einen begrüßt, von den andern kritisiert. Es schien ein guter Anfang zu sein: die Richtung war zu billigen, das Erreichte selbstverständlich noch unvollkommen. Beides mußte gesagt werden, das eine das andere ergänzend und ins richtige Licht rückend.

Aber hier setzte jener merkwürdige Verkrustungsprozeß ein, an dem seither die Diskussion krankt. Die künstlerischen Mängel, die den ersten Schritten auf dem schwierigen Neuland („Die ersten Schritte“ war auch der Titel eines

der damaligen Stücke) anhafteten, wurden den Autoren als unverzeihliche Todsünden angekreidet. Kritiker, die vielleicht nicht zuinnerst davon überzeugt waren, daß ein volkseigener Betrieb in unserer Republik sich zum Schauplatz dramatischen Geschehens ebensogut eignet wie der königliche Hof in Helsingör, aber auch solche, die ehrlich enttäuscht waren, weil die neue Zeit nicht sogleich ihren Shakespeare oder Schiller gebär, waren allzu schnell bereit, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Der Widerspruch, auf den sie stießen, war berechtigt und nötig. Nicht berechtigt und unnötig war allerdings, daß er sich zu einer absurden Frontbildung angeblich unverständener oder gar „unterdrückter“ Gegenwartsdramatiker und ihrer unentwegten Verteidiger verkrustete. Nicht berechtigt und unnötig war, daß zuweilen die Wertschätzung, die einer diesem oder jenem Stück entgegenbrachte, zum Prüfstein und Gradmesser seiner Aufgeschlossenheit für die neue Dramatik gemacht wurde. Den Ruf nach der literarischen Qualität als Ausdruck einer reaktionären Haltung verunglimpft zu sehen, das war nicht dazu angetan, auf der anderen Seite das Vorurteil aufzulockern. Und so fuhren sich die Karren, gezogen von mehr streitbaren als gesprächsbereiten Protagonisten, hüben und drüben ziemlich fest. Dramatikerkongresse, Intendantenkonferenzen, Kritikertagungen und Pressepolemiken haben lange Zeit hindurch diese Stagnation widergespiegelt.

Die vergangene Spielzeit hätte aus dem betrüblichen Zustand herausführen können. Sie brachte, neben anderen, die Uraufführung eines Stückes, das substanzreich genug war, um eine Erneuerung und Erweiterung der Diskussion anzubahnen. Alfred Matusches „Dorfstraße“, vom Deutschen Theater in Berlin herausgebracht, schien den Circulus vitiosus des „Hie Gegenwartsstück, hie Dichtung“-Streits zu durchbrechen. Mit ihm schien, für beide Seiten einleuchtend, der Beweis erbracht, daß man sich mit einem eingebildeten Dilemma herumgeschlagen hatte, daß dichterische Intensität und Zeitnähe aufs schönste miteinander zu harmonisieren vermögen und daß die wirklichen Schwierigkeiten auf einer ganz anderen Ebene liegen – daß es nämlich um die Meisterung der dramatischen Form geht sowie um die Klärung von ideologischen Grundsatzfragen, die der Dramatik und anderen Literaturgattungen gemeinsam sind: Probleme des Realismus, der Parteilichkeit, des Konflikts, der Menschenzeichnung, der Treue des historischen Details als Faktor der Wahrhaftigkeit. Mit anderen Worten: man konnte hoffen, daß die bisherigen verkrusteten Fronten aufbrechen und daß an die Stelle des längst eintönig gewordenen Gezänks ein fruchtbares Gespräch treten würde.

Daß die Hoffnung sich nicht erfüllt hat, dafür sind, scheint mir, wiederum beide Seiten verantwortlich zu machen. Die einen, weil sie die „Dorfstraße“ zu anderen Gegenwartsstücken in einen Gegensatz stellten, den nichts

rechtfertigt, die andern, weil sie einen solchen Gegensatz und die Polemik auf diesem Boden annahmen. Es ist der Musterfall einer schiefen, unnützen, unfruchtbaren Polemik. Man kann und soll an den Schwächen von Matusches Stück Kritik üben, aber es ist nicht erlaubt, eine Art Alternative zu konstruieren, die dem Stück Matusches das Stück des Autors X. gegenüberstellt. Die Kritik an Matusche teilend, brauche ich keineswegs auf die Kritik an X., die völlig anderer Art ist, zu verzichten. Und umgekehrt: man kann und soll die Vorzüge der „Dorfstraße“ hervorheben, ihretwegen das Stück auf-führen, aber es ist falsch, sich in eine polemische Position drängen zu lassen, die der wirklichen Fragestellung ebensowenig gerecht wird wie die des „Gegners“. Theaterstücke werden geschrieben, um gespielt, nicht aber um gegeneinander ausgespielt zu werden.

Das ist der Grund, warum ich Heinar Kipphardts Diskussionsbeitrag, der vor zwei Monaten an dieser Stelle abgedruckt war, für verfehlt halte. Die Redaktion der „Neuen Deutschen Literatur“ hat mit seiner Veröffentlichung die Dramatik-Diskussion nicht gefördert. Sie hat obendrein zugelassen, daß die Polemik in persönlich zugespitzter Form geführt wurde. Soll nun der Fluch der bösen Tat fortzeugend Böses gebären? Können wir dem Vorwurf, wir wollten „die Diskussion abwürgen“, nur dadurch entgehen, daß wir kostbare Druckseiten mit den Äußerungen füllen, die uns als Antwort auf den Beitrag Kipphardts zugegangen sind? Lieber möchten wir rechtzeitig ein Warnsignal errichten: zwar nicht die „Dorfstraße“, aber die falsche Diskussion darüber führt in eine Sackgasse!

Die Dramatik-Diskussion bleibt auf einer neuen, höheren Stufe zu führen, sei es aus Anlaß der „Dorfstraße“, sei es aus Anlaß jedes anderen schon bekannten Stückes, am besten aber aus Anlaß der dramatischen Werke, die in der kommenden Spielzeit als Uraufführungen auf den Theaterplänen erscheinen werden. Es besteht einiger Grund zu der Hoffnung, daß diese Werke, von denen man schon manches weiß, der Diskussion ergiebige Gesichtspunkte liefern werden. Die „Neue Deutsche Literatur“ wird es sich zur Ehre anrechnen, der Darlegung solcher Gesichtspunkte Raum zu geben.

Kurt Böttcher

Das neue Bild des Lehrers

Ernst Stein: „Ein junger Lehrer erzählt“, Tribüne-Verlag, Berlin 1953.

Johannes R. Becher berührte in einer Bemerkung seiner „Verteidigung der Poesie“ ein interessantes Problem. Er schreibt:

„Es ist eine merkwürdige Erscheinung, und man müßte viel darüber nachdenken, warum von allen Berufen ausgerechnet der Lehrer von der Literatur so kümmerlich behandelt wird. Wo gibt es einen Lehrer als Held eines Romans, wo ist er im Drama?

Ich darf mit einem gewissen Stolz von mir sagen, daß in meiner Dichtung der Lehrer eine außerordentliche Rolle spielt, so im Roman ‚Abschied‘, so in meinem Tagebuch, so in vielen kleinen und großen Gedichten und jetzt, wie man sieht, auch in dieser Bemerkung. Wenn man allmählich in ein gewisses Alter eintritt, macht man die Entdeckung, wie außerordentlich einflußreich das Wirken guter oder schlechter Lehrer auf das Leben eines Menschen ist, wie dauernd es wirksam ist und einen bis ins spätere Alter hinein begleitet. Wir haben in der Psychologie viel über das Gravierende der Kindheitsjahre erfahren, aber wo blieb bei all dem die Entdeckung des Lehrers, der doch zweifellos in der Kindheit des Menschen neben der Familie die entscheidende Bildungskraft ausübt. Welch ein Menschenbildner ist er, und wie wenig hat der Künstler als Menschenbildner von diesem seinem großen Menschmitgestalter Kenntnis genommen. Man muß dem Lehrer seine

hohe gesellschaftliche Position erstreiten. Gerade dazu sind auch wir Künstler berufen, und vielleicht wird der eine oder andere von diesen Zeilen bewegt, dem Lehrer zu geben, was des Lehrers ist – auch ich selber werde weiter bemüht sein, dem Lehrer die Ehre zu geben.“

Warum gibt es in der deutschen Literatur, vor allem der letzten Jahrzehnte, nur wenige Romane, Erzählungen und Dramen, in denen der Lehrer als positive Gestalt fungiert? Eine Antwort darauf scheint im wesentlichen die historische Entwicklung des deutschen Volkes zu geben, die den meisten Lehrern als schlechtbezahlten, abhängigen Funktionären des Staates oftmals eine tragisch-komische und zugleich verderbliche Rolle aufzwang (vgl. an anderer Stelle meinen Artikel „Das Bild des Lehrers in Literatur und Wirklichkeit“).

Erst heute im Arbeiter-und-Bauern-Staat der Deutschen Demokratischen Republik wird dem Lehrer die Achtung und Liebe zuteil, die er als Erzieher und Vorbild unserer Jugend verdient. Und erst heute kann und soll er seine Schüler für und nicht mehr gegen die Sache des Volkes erziehen und ausbilden. Seine gesellschaftliche Stellung und Aufgabe ist eine grundlegend andere geworden. Das wiederum bedeutet, daß er auch in der Literatur der Zukunft eine grundlegend andere, eine vorwiegend positive Gestalt annehmen wird.

Seit 1945 sind im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik nur wenige

Bücher erschienen, die einen Lehrer in den Mittelpunkt ihrer Handlung stellen. 1950 veröffentlichte Holdine Stachel ihr Büchlein über den Neulehrer, „Dem neuen Tag entgegen“, und ein Jahr später legte der Verlag Rütten & Loening die „Aufzeichnungen einer Lehrerin“ unter dem Titel „Meine Schulkasse“ von der sowjetischen Autorin Frida Wigdorowa vor. Das war bisher alles (Strittmatters „Tinko“ behandelt das Lehrerproblem, wenn auch einprägsam, so doch am Rande).

Vor einiger Zeit nun erschien das – soweit wir sehen – erste literarische Lehrer-Buch in der DDR unter dem etwas nichtssagenden Titel „Ein junger Lehrer erzählt“. Ernst Stein übergab mit dem genannten Büchlein der Öffentlichkeit seine erste literarische Arbeit. Wir lernen darin die Erlebnisse eines jungen Lehrers kennen, der an eine neue Schule versetzt wird, mit Schwung und Freude an die Arbeit geht, immer wieder gegen Hindernisse anzukämpfen hat und sie schließlich mit pädagogischem Geschick und mit Einsatzfreudigkeit meistert. Er gewinnt so das Vertrauen der Eltern und der Kinder, die er verantwortungsbewußt und sorgsam den dornenreichen Weg zur Kenntnis und Erkenntnis führt.

Nicht immer ist es dem Autor gelungen, seine Figuren plastisch werden zu lassen (der bürokratisch-diktatorische Schulleiter, der Partei- und der Gewerkschaftsfunktionär, der Schulrat, der Freund und Kollege des jungen Lehrers). Daneben aber stehen einprägsame Gestalten: der Schüler Klaus Berger; Marianne, die Freundin des Lehrers; der Lehrerkollege Winkler.

Vor allem aber ist da der Großvater Mariannes. Dieser Alte, ein ehemaliger Lehrer, ist die interessanteste Figur der Erzählung einmal durch ihre inhaltlich und kompositorisch zentrale Funktion, zum anderen durch die lebenswahre Gestaltung. In ihm und dem jungen Lehrer treten sich zwei Lehrergenerationen gegenüber. Sie schließen eine Wette in näch-

stlicher Stunde (das stärkste Kapitel), die schließlich der junge Lehrer überzeugend gewinnt.

Wie bei fast jedem Erstlingswerk treten auch hier kompositorische Mängel auf. Stoffliche Überladung, zu schnelle Lösung einiger Konflikte in der zweiten Hälfte des Buches ist die Folge. Auf der anderen Seite aber hätte man sich gewünscht, daß manches Wichtige breiter ausgeführt worden wäre (z. B. die Konferenz über den Fall Klaus Berger). Auch die Handlungsführung ist nicht ganz frei von Unsicherheiten. Manche Entwicklung wird zu früh verraten (Winkler), kommt zu plötzlich. Und warum wird das ach so ideale und „reine“ Liebesverhältnis des Lehrers zu Marianne zu keiner Lösung geführt? Der Schulleiter, der Partei- und Gewerkschaftsfunktionär fungieren in der Rolle eines „deus ex machina“: ihr Erscheinen beseitigt restlos alle Schwierigkeiten, alle Probleme.

Der Erzählton ist meist flüssig, gefällig; doch zuweilen finden sich Wendungen, die besser vermieden worden wären. („Deutsch als wichtigstes Fach“, „eine Person mit strengem Gesichtsausdruck“, „die hauptsächlichsten Fehler“, „ärgert sich auf mich“, „Kollege Winklers Geheimnis“ usw.). Stein sollte in Zukunft seine Sprache komprimieren, sollte sich knapp fassen, sollte bei seinen Schilderungen Unwesentliches weglassen. Auch seinen Hang zum Antiquieren der Sprache sollte er schärfer kontrollieren. Der Wert dieser Erzählung liegt in der meist lebenswahren, realistischen Darstellung eines Stoffes, der uns am Herzen liegt, gerade weil er bisher stiefmütterlich behandelt wurde.

Hoffen wir, daß ihm die Verwirklichung seiner Pläne, Erzählungen über Lehrer gestalten aus Vergangenheit und Gegenwart, gelingen möge, hoffen wir aber auch, daß sich unsere bekannten, großen Schriftsteller die Aufgabe zu eigen machen, einen Lehrerroman des demokratischen Deutschlands zu schreiben.

Besiegte Schatten?

Hildegard Maria Rauchfuß: „Besiegte Schatten“, Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1954.

Aus der Gelegenheit, westdeutsche Leihbüchereien, Buchhandlungen und Bücher näher kennenzulernen, Lesern in der Straßenbahn über die Schulter zu gucken, Gespräche mit westdeutschen Arbeitern über unsere Literatur zu führen – aus dieser Gelegenheit erwächst dem literarisch Interessierten eine noch stärkere Empfindlichkeit für die Lektüre anderer Menschen, ein noch höherer Anspruch an das Niveau unserer Literatur; es verstärkt sich der Wunsch, unsere Literatur überall in Deutschland in der Hand der Leser zu sehen – mit gutem Gewissen sehen zu können. Wir sehen uns nach neuen Büchern um, die bei uns einen großen Leserkreis gefunden haben.

Seit längerer Zeit versuchen Schriftsteller bei uns, die trübe Flut kitschiger „Unterhaltungsliteratur“ durch bessere Bücher einzudämmen; es scheint eine Art von „Zwischenliteratur“ zu entstehen, die den Leser vom schlechten Buch weg- und an das beste heranführen will. (Hier beginnt schon das Problem: geht die Erziehung des literarischen Geschmacks über verschiedene Stufen?) Untersuchen wir die Wirkungsmöglichkeiten und das Niveau dieser Literatur, welche auch dem Namen „Unterhaltungsliteratur“ seinen herabmindernden Beigeschmack nehmen will, am Beispiel der Bücher von Hildegard Maria Rauchfuß, besonders am Beispiel ihres letzten Buches „Besiegte Schatten“.

Es ist bekannt, daß der erste Roman dieser Schriftstellerin „Wem die Steine Antwort geben“ (1953) viel gelesen wird. Die Kritik begrüßte ihn, trotz einiger Einwände, als „einen bemerkenswerten Schritt in das bei uns noch

wenig entwickelte Gebiet des Unterhaltungsromans“. In den Bibliotheken ist dieses Buch immer ausgeliehen. Das Thema interessiert: Vor dem Hintergrund der zerstörten und langsam wieder gesundenen Stadt Dresden spielt die Geschichte des Mädchens Karla und des bekannten Bildhauers Rohloff, die über viel Einsamkeit und Verirrung, über eine zerrüttete Ehe zueinander finden. Schon das Milieu, in dem eine solche Handlung notwendigerweise spielen muß, fesselt den Leser. Manche jüngeren Schriftsteller bei uns berücksichtigen nicht genügend dieses besondere Interesse vieler Leser für bestimmte Stoffe. Freilich, meist entpuppt sich dieses Interesse, bei Lichte besehen, als schlichte Spießbürgerneugier für fremde Kochtöpfe und Schlafzimmer. Die Unterhaltungsliteratur früheren Stils hat diese Neugier aufgepäppelt und konnte ihren Nimbus der Wahrhaftigkeit gerade dadurch wahren, daß sie den Durchschnittsleser in Gefilde entführte, die ihm sonst nicht zugänglich waren.

Da wir entschlossen sind, gegen jene Literatur zum Angriff überzugehen, sollen wir uns nicht scheuen, auch den irgeleiteten Geschmack vieler Leser zu berücksichtigen und gesunde, saubere Bücher über Künstlerfamilien, über Ehekonflikte zu schreiben. Warum sollten wir nicht die natürliche Neugier des Lesers befriedigen wollen? Nach und nach mag es uns gelingen, die Leser neugierig zu machen auf Geschichten, die manchem heute noch schrecklich langweilig vorkommen. – Und überhaupt: Was besagt schon ein *Thema* in der Literatur? Wie man über etwas schreibt, das ist wichtig, und das wird mehr und mehr auch das Interesse der Leser wecken oder einschläfern.

Der Kern des Romans „Wem die Steine Antwort geben“ ist eine tragfähige Geschichte, die genügend Konfliktstoff liefert, um menschliche Charaktere zu entwickeln, und die Raum gibt, diese Konflikte auszutragen. Freilich sind die Menschen nicht recht überzeugend geraten, freilich sind manche Konflikte und Komplikationen etwas krampfhaft zusammengesucht, aber überall, in der Anlage der Gestalten und der Handlung, gibt es Ansätze, aus denen sich echte Menschen, eine echte Fabel wohl hätten entwickeln können. Allzu viel Nebensächliches füllt noch dieses Buch. Verlegenheitsfiguren haben hin und wieder bestimmte Ansichten zu vertreten; überhaupt ist dieser Roman oft allzu sehr um die agitatorische Behandlung verschiedener Probleme bemüht, anstatt die tiefere Problematik unserer Zeit zu erfassen. Alles dies sind Mängel vieler Bücher, die in der gleichen Zeit entstanden sind, und es kann hier nicht darum gehen, sie nachträglich zu rügen. Vielmehr interessiert uns eine kritische Stimme, die nach dem Erscheinen dieses Buches bemerkte, die Autorin habe „unnötige Konzessionen an den Unterhaltungsroman alten Stils“ gemacht (Günther Ebert am 6. September 1953 im „Sonntag“). Der Rezensent sieht diese Konzessionen darin, daß „Nebenfiguren schwarz-weißer Art“ dem Roman „konventionelle Züge“ geben. Sicher aber gehen diese Konzessionen noch weiter. Das zu untersuchen erscheint im gegenwärtigen Stadium unserer literarischen Entwicklung wichtig; es bedeutet, Gründe für die literarische Unzulänglichkeit einer ganzen Reihe unserer neuen Bücher zu suchen.

Wodurch überhaupt wird aus einem „Roman“ ein „Unterhaltungsroman“? Eigenartigerweise ist es bei der Sache umgekehrt als beim Wort: nicht durch etwas, was hinzukommt, sondern durch etwas, was fehlt; zum Beispiel doch wohl durch eine gewisse „leichtfertige“ Behandlung der Menschen, wenn man

das so nennen darf, durch oberflächliche Motivierung ihrer Handlungen, dadurch, daß ein bestimmtes, meist spannendes Geschehen, im Vordergrund, ja, letzten Endes vor den menschlichen Charakteren steht, daß es die Menschen zu einem gewissen Teil verdeckt. Dagegen ist gar nichts einzuwenden. Diese Literatur hat ihre volle Berechtigung, und falls ein Autor ausschließlich solche Bücher schreibt, wird man eine gewisse Begrenzung seiner Begabung und (wohl in der Hauptsache) sein Unvermögen erkennen können, mit der notwendigen gedanklichen Tiefe in die Probleme seiner Zeit einzudringen, um sie in menschliche Gestalten und Handlungen zu fassen, die aus den Wurzeln der Widersprüche eines Zeitalters genährt werden.

Also werden solche Bücher den Geist des Lesenden nicht zu stark beanspruchen, sie werden ihm Zeit zum Ausspannen geben und ihn dabei eben „unterhalten“, während man dem „Roman“ mehr zugesteht und abverlangt, unter anderem freilich auch, daß er fesselt und interessiert. Wo aber liegt nun bei diesem „neuen Unterhaltungsroman“ die Konzession an den „alten Unterhaltungsroman“? Eine der prinzipiellen Konzessionen liegt zum Beispiel im gemeinsamen Happy-End; das heißt hier in einer gemeinsamen Unwahrscheinlichkeit. Beide gaukeln dem Leser etwas vor, wenn auch zugunsten verschiedener gesellschaftlicher Kräfte, aber eigenartigerweise hilft eine Gaukelei, ein Verschleiern der Tatsachen, letzten Endes immer den rückschrittlichen Kräften, und sei es dadurch, daß es die fortschrittlichen einschläfert.

Wie schrieb doch Herr Schneider-Schelde am 27. März 1955 unter der Überschrift „Was Frauen gerne lesen“ im „Telegraf“: „Frauen sind geradezu auf den Zauber aus, und darum halten sie es mit den Schriftstellern, welche zaubern können.“ Darum auch haben die „großen Schriftsteller, die meistens

in irgendeiner Art auf die Wahrheit aus sind, den Frauen gegenüber einen schweren Stand.“

Frauen also (übrigens: welche Frauen?) sind auf den Zauber aus, und die großen Schriftsteller sind törichterweise auf die Wahrheit aus, und so laufen diese Sorte Leser und diese Sorte Schriftsteller auf ewig nebeneinander her. Wie aber nun, wenn Schriftsteller mit der Wahrheit zu zaubern und Leser sich durch die Wahrheit bezaubern lassen lernen? Ja, an diesem Punkt verderben wir Herrn Schneider-Schelde und dem ganzen „Telegraf“ den Spaß!

Uns scheint, Hildegard Maria Rauchfuß „gaukelt“ ein wenig in ihrem ersten Buch; uns scheint auch, sie kommt den speziellen Spießerinteressen mancher Leser in ihrem zweiten Buch ein Stückchen zu weit entgegen, so weit, daß man schon nicht mehr weiß: wer bildet wen?

Dieses zweite Buch, „Besiegte Schatten“, ist der Roman eines Beobachtungskrankenhauses für Lungenkranke. Welch ein tiefer symbolischer Gehalt in einem solchen Stoff liegt, wurde bereits an einem großen Beispiel in der Literaturgeschichte demonstriert (Assoziationen werden sich nicht ganz vermeiden lassen, ohne allerdings zu Wertmaßstäben zu werden).

Hildegard Maria Rauchfuß erzählt von einem jungen Arzt, Dr. Wille, der in eben diesem Krankenhaus einen hartnäckigen Kampf gegen die veralteten, zumindest unvollständigen Behandlungsmethoden seines im übrigen sehr tüchtigen Chefs, Dr. Kötnitz, führen muß. Eine aufopfernd arbeitende junge Fürsorgerin steht Dr. Wille bei, eine alte, boshafte Oberschwester intrigiert gegen ihn. Am guten Ende hat sich Kötnitz von der Lauterkeit seines Assistenten überzeugen müssen und wirft die Alte hinaus. Es stehen verschiedene Heiraten in Aussicht, auch einige Patienten befinden sich auf dem Wege der Besserung.

Der Stoff, das ist auch hier nicht zu bezweifeln, interessiert gerade jene Leserschichten, an die sich die Autorin mit besonderem Erfolg wendet. Um darzustellen, wie dieser Stoff behandelt wird, muß ich einige Zitate einfügen, welche die Gefahr zeigen sollen, in der sich die Erzählerin durch allzu starkes Anpassen an einen bestimmten Publikumsgeschmack befindet:

„Er erinnerte sich sogar mit Unbehagen, dem etliche Körner zähen Widerstandes beigemischt waren...“

„Pack die Badehose ein“, sang der Mann von der Kapelle, und unwillkürlich fiel Henriette das Pfeifen des Dr. Wille am See ein. Alles war klompliziert und verworren, ihr war jetzt wirklich zumute, als hätte sie ein erstes Freibad genommen, ohne daß man ihr Zeit ließ, sich hinterher trockenzureiben.“

„...aber sie sah nur noch den Rücken und den aufreizend wirkenden Gang Lisa Pfahls, was wiederum Fräulein Pökelt Veranlassung gab, ihre Gedanken in eine andere Richtung schweifen zu lassen. An ihren eigenen Hüften war jede Massage zwecklos gewesen, und die Fülle ihres Busens hatte nie einen Mann zu längerem Ausruhen veranlaßt. Außer – aber daran dachte man lieber nicht. Es war beschämend und gleichzeitig himmelschreiend gewesen. Sie hatte sich damals ein neues Sparkassenbuch zulegen und ihre Gefühle zurückschrauben müssen.“

„Er hatte beschlossen, ihn um seines eigenen seelischen Gleichgewichts willen als ein mit Schlaglöchern versehenes Stück Straße zu betrachten, über die er fahren mußte, um ohne wesentliche Verzögerungen ins Ziel zu gelangen.“

„Das äugelte, turtelte und lächelte inmitten von Spuckflaschen, Enten und Desinfektionsmitteln, es war nicht zu fassen...“

„Die Wimpern malten sanfte Schatten unter ihre Augen, sie sah in ihrem himmelblauen Nachthemd mit dem

ziemlich offenerhitzigen Ausschnitt beileibe nicht wie eine sitzengebliebene alte Jungfer aus.“

„Ja, mehr noch, sie spürte, wie sich die Unzufriedenheit und der Überdruß, die sie bis obenhin angefüllt hatten, langsam setzten, dem Kaffeegrund in einer Kanne ähnlich, auf den man klares, sprudelndes Wasser gegossen hat.“

„Wille und er, waren sie nicht beide wie solch ein Schienenpaar, in bestimmtem Abstand voneinander weiterstrebend?“

„Luise Lohfink seufzte und stützte sich nachdenklich auf den Stiel der Bohnerbürste. Es war selbstverständlich, daß Staub aufgewirbelt wurde, aber ebenso selbstverständlich war es, daß Mathias seine weiße Weste unbeschadet durch die Staubwolken hindurchtragen würde...“

Nach dem Urteil von M. Sch. in der „Buchbesprechung“ soll eine solche Sprache „den Leser überzeugen“. Wir sind geneigt, diese Art der „Bildhaftigkeit“ eines Stils nicht nur als Sprachverwirrung aufzufassen. Daß Hildegard Maria Rauchfuß begabt ist und einen sauberen Stil schreiben kann, hat sie in Gedichten und Erzählungen („Gewitter überm großen Fluß“, Paul-List-Verlag, Leipzig 1952) bewiesen. In ihrem ersten Roman begannen sich schon Anfänge der jetzt oft katastrophalen Verkitschung ihres Stils abzuzeichnen:

„Nach außen glück ihr Zusammenleben wohl noch einem Stück schimmernenden Holzes, aber der Wurm bohrte seit Jahren darin.“

„Vielleicht haben Sie sich auseinandergelebt, Sie und Ihre Frau, aber ist es nicht bei vielem guten Willen möglich, daß Sie wie zwei Ziegel sich neu verbunden in einer neuen Wand wiederfinden?“

Diesem im wahrsten Sinne des Wortes „blühenden“ Stil stehen Bürokratisierungen gegenüber:

„Als sie seinen Arm unter dem ihren und ihre Füße gehen fühlte, hörte sie ihn ‚danke‘ sagen.“ („Wem die Steine Antwort geben“)

„Der Kulturraum des Krankenhauses war nur mit einiger Phantasie als solcher zu erkennen.“ („Besiegte Schatten“)

„Sie ist ganz tüchtig, das Problem des unehelichen Kindes ist doch heute kein solches mehr wie früher.“ („Besiegte Schatten“)

Was ist hier geschehen? Natürlich hätte das Lektorat des Verlages manches ausbessern können und müssen, aber das Übel als ganzes kann man eben doch nur mit der Wurzel ausrotten. Anscheinend reißt gerade die Gedankenleere ihrer Bücher die Autorin zu solchen gewagten Bildern und Vergleichen hin. Und woher kommt diese Leere, diese Phantasielosigkeit, besonders ihres letzten Romans?

Hildegard Maria Rauchfuß will offensichtlich gegen das Kleinbürgertum in seinen der Gesellschaft schädlichen und an sich lächerlichen Formen ankämpfen, ohne die geistige Physiognomie dieser Gesellschaftsschicht wirklich tief erfaßt zu haben. Die äußeren Formen, in denen Kleinbürger auftreten, wie sie reden, was sie denken, wofür sie sich interessieren und was sie tun – das alles kennt die Autorin, und das alles schildert sie. Nur wird aus der naturgetreuen Darstellung einer Frau Krawende oder eines Fräulein Pökelt noch lange kein realistisches Abbild des Spießbürgertums, so sehr wir einen zentralen literarischen Angriff gerade gegen diese Gesellschaftsschicht wünschen. Hildegard Maria Rauchfuß glaubt die fehlende Intensität bei der Durchdringung des Stoffes durch größere Quantität, durch Aufzählung der Erscheinungsformen ersetzen zu können. Daher überwuchern in beiden Büchern Füllsel die eigentliche Fabel, ganz ‚naturalistisch‘ dargestellte Szenen stellen unsere Geduld auf eine harte Probe. Und der Kleinbürger, der

ein solches Buch liest, findet alles wieder, was er sucht; das Buch vermittelt ihm vielleicht einige fortschrittliche Ansichten (wenn er diese Stellen nicht überschlägt), führt ihn aber sonst kein Stückchen weiter. Und haben Bücher nicht tief in die Menschen einzugreifen?

Ja, man kann im Roman „Besiegte Schatten“ tatsächlich die fortschrittlichen Stellen überschlagen, und dann könnte die ganze Handlung sich irgendwann und irgendwo abspielen, nicht notwendigerweise ausgerechnet in der Deutschen Demokratischen Republik. Überall bemühen sich schließlich junge Ärzte um neue Heilmethoden. Die Erkenntnis, daß man seelische Faktoren besonders in der Lungen-Therapie berücksichtigen muß, scheint mir nicht gerade neu zu sein; jeder Laie weiß davon! Lohnt sich wirklich ein ganzer Roman, die schrittweise Verwirklichung dieses Erkenntnis in allen Einzelheiten darzustellen? Man erfährt natürlich eine Menge darüber, wie man sich bei Tbc zu verhalten hat und wie das Betreuungswesen bei uns in der Republik funktioniert. Alles schön und gut – aber vermag das einen Roman zu tragen?

Hildegard Maria Rauchfuß hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, für einzelne Personen glaubwürdige Motive und Handlungsweisen zu erfinden. Die Oberschwester zum Beispiel – muß sie so kurzsichtig sein, ausgerechnet den Sohn ihres Chefs mit ihren dunklen Aufträgen zu betrauen? Freilich muß sie, sonst käme es ja nicht heraus, daß sie den Patienten Westpräparate besorgt, und, wer weiß, Dr. Wille kämpfte noch heute um die Anerkennung des Oberarztes! Auf solchen schwachen Füßen steht die Handlung manchmal – wohl deshalb, weil die Autorin nicht verstanden hat, wie sich bei uns das Verhältnis zur Krankheit von Grund auf ändern muß und auch schon geändert hat, wieso das Verhalten der Menschen zueinander mit Not-

wendigkeit menschlicher wird, wieso bei uns heute wirklich eine neue wissenschaftliche Erkenntnis, die den Menschen dient, sich gesetzmäßig und nicht rein zufällig durchsetzt...

Die wirkliche Tragik einer schweren Erkrankung, die noch nicht in jedem Falle zu heilen ist, wird verniedlicht. Es ist, als spräche die Autorin als Arzt zu Kranken, denen man „aus psychologischen Gründen“ die Schwere ihres Leidens verheimlichen muß (das gilt, im übertragenen Sinn, für einen guten Teil neuer Bücher).

Die ganze Problematik (und Fragewürdigkeit) dieser am Anfang zitierten „Zwischenliteratur“ wird uns deutlich: Kann man den Teufel mit Beelzebub austreiben? Kann man „stufenweise“ an die gute Literatur heranzuführen? So fragt man, wenn man an den Leser denkt. Vom Schriftsteller aus gesehen: Soll er sich gerade auf dieses kleinbürgerliche Lesepublikum orientieren, das ihn selbst nicht weiterführt, sondern durch seine geringen literarischen Ansprüche leicht zu Stillstand und Routine verleitet?

So zu fragen heißt die Frage beantworten. In jeder Phase seines Schaffens sollte der ernsthafte Schriftsteller sein Bestes geben, und eben das, glauben wir, hat Hildegard Maria Rauchfuß in „Besiegte Schatten“ nicht getan. (Wir wollen der Autorin nicht unterstellen, sie habe bewußt „neue Unterhaltungsliteratur“ schreiben wollen; nur zwangen uns die vorliegenden Bücher und die Notwendigkeit, für sie einen Maßstab der Kritik zu finden, Betrachtungen über dieses Genre geradezu auf.)

Auch der gute Unterhaltungsroman muß seine Spannung aus echten Konflikten schöpfen, er soll nicht als Zugeständnis an schlechten Geschmack gelten. Der Schatten eines riesigen Berges schlechter Literatur lastet auf unserem Büchermarkt. Wird er durch diese Art neuer Unterhaltungsliteratur wirklich „besiegt“?

Die kampferfüllte Vergangenheit

*„Hammer und Feder – Deutsche Schriftsteller aus ihrem Leben und Schaffen.“
Verlag Tribüne, Berlin 1955.*

Dieses auf Anregung von Hans Marchwitz entstandene Buch soll – wie es im Vorspruch heißt – „die kampferfüllte Vergangenheit und die mühevollen Arbeit unserer revolutionären Schriftsteller zum Ansporn und zur Ermutigung der Jungen wieder lebendig“ machen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat der Verlag eine Reihe von deutschen Schriftstellern in Ost und West aufgefordert, „über ein für sie entscheidendes revolutionäres Erlebnis und darüber, wie sie zum Schreiben gekommen sind“, zu berichten. Beiträge von 38 Schriftstellern sind unter dem Titel „Hammer und Feder – Deutsche Schriftsteller aus ihrem Leben und Schaffen“ zu einem Buch vereinigt worden.

Nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl der Autoren erfolgt ist, läßt sich schwer bestimmen. Dem Leser wird mancher Name unbekannt sein, wenn er die Zeitschrift „Die Linkskurve“ nicht in Erinnerung hat, die vor 1933 das Sprachrohr der revolutionären Schriftsteller war. Die Autoren dieses Kreises sind mit Recht besonders herangezogen worden, auch wenn ihre größeren Arbeiten durch die politische Entwicklung in Deutschland heute kaum bekannt sind. Aber leider sucht man vergeblich die Namen der allbekannten revolutionären Schriftsteller wie Anna Seghers, Kuba und anderer Mitglieder unserer Deutschen Akademie der Künste.* Gewiß, das Buch will und kann nicht alle revolutionären Schriftsteller zu Wort kommen lassen. Aber es ist für den Käufer und Leser des Buches enttäuschend, wenn er Beiträge einiger sehr bekannter

revolutionärer Schriftsteller in dieser Sammlung nicht findet. Auch der Kenner der „Linkskurve“ wird manchen Namen vermissen. Die 75jährige Lu Märten, deren Beiträge in der Zeitschrift damals die interessantesten Diskussionen auslösten, zum Beispiel über marxistische Ästhetik, hätte gewiß Wesentliches zu sagen gehabt.

Eine Schwierigkeit bei der Lektüre entsteht durch die mechanische Anordnung der Beiträge nach dem Anfangsbuchstaben des Schriftstellernamens. Das hat zur Folge, daß zum Beispiel nach Karl Grünbergs Erlebnissen im Kaiserreich und im ersten Weltkrieg der Beitrag von Harald Hauser zu lesen ist, der von der Zeit um 1930 erzählt. Der Leser, dem in der Regel die Persönlichkeit des Autors unbekannt ist, muß bei manchem Beitrag erraten, wann er spielt, und ist gezwungen, sich etwa von 1905 unvermittelt nach 1933 zu versetzen. Es wäre richtig gewesen, die Anordnung nicht nach den unwichtigen Anfangsbuchstaben, sondern nach dem lebensbestimmenden Geburtsdatum vorzunehmen, das nebst dem Geburtsort und den Werken des Autors jedem Beitrag vorangestellt werden müßte. Das ist besonders notwendig für die Leser, die nicht in der DDR wohnen, denen also leider die meisten unserer Autoren unbekannt sind. Dieses Buch mit seinen „Wahren Geschichten“ sollte in Ost und West verbreitet und gelesen werden, denn es bringt ja nicht nur einen Einblick in das Werden unserer Literatur, es gibt auch Zeugnis von einem Geist, dessen Vorhandensein von den westlichen Gazetten geleugnet zu werden pflegt. Hier sind achtunddreißig beachtliche Stimmen zu einem erschütternden und erhebenden Chor vereint, derselbe Grundakkord ertönt in immer neuer Abwandlung. Unmöglich, daß er spurlos verklingt!

* Wie uns bekannt geworden ist, haben mehrere zur Mitarbeit Aufgeforderte, darunter Anna Seghers und Kuba, keine Beiträge geschickt. NDL

Der Titel des Buches will besagen, daß die hier berichtenden Schriftsteller vom Hammer zur Feder gekommen sind. Dazu schreibt Alfred Kurella, daß er zuerst keinen Beitrag liefern wollte, weil seine Entwicklung in umgekehrter Richtung verlief: von der Feder zum Hammer. Diese Überschrift gab er seinem interessanten Beitrag, zu dem er sich „zum Nutzen und Frommen . . . anderer begabter junger Menschen“ entschlossen hat, um zu erzählen, wie er, der Nachkomme einer „klassisch-bürgerlichen Familie . . . die Kräfte, die Natur und Gesellschaft ihm mitgegeben haben . . . in den Dienst der Sache gestellt hat, die den Hammer und die Sichel zum Symbol hat“.

Darin ist der Sinn des Buches zu sehen: Es will zeigen, wie begabte Menschen dazu gekommen sind, die Kunst des Wortes zur Waffe zu machen. Von den achtunddreißig Autoren kommen zwanzig vom Hammer zur Feder, also aus der Arbeiterklasse, während achtzehn aus Bürgerfamilien stammen. Die ehemaligen Volksschüler müssen sich den Ausdruck und die Form ihrer Werke schwer erarbeiten, denn die kapitalistische Gesellschaft hat ihnen nur ein Minimum an Kenntnissen vermittelt und sie, wie Marchwitza schreibt, „bewußt zur Dummheit erzogen“. Die sogenannten Intellektuellen aber haben alle Mühe, ihre bürgerliche Ideologie zu überwinden. Daß „ein entscheidendes Erlebnis“ den Weg zum Schreiben und zum Sozialismus bestimmt, wird von mehreren Autoren bezweifelt. So schreibt Erpenbeck, daß „eine Fülle von Eindrücken, von kleinen, kaum oder gar nicht beachteten Alltagserlebnissen und stetig wachsenden Erkenntnissen“ richtungsgebend den Weg des Menschen bestimmen, und Alex Wedding nennt die Entwicklung zum Schriftsteller und zum Sozialisten einen sehr komplizierten Prozeß, der nie endet. Dagegen ist es anders beim Werden des revolutionären Sozialisten. Hier ist meist ein Erlebnis so eindrucksvoll, daß es zur Klarheit über die eigene Stellungnahme führt, den letzten Anstoß zur Entscheidung

gibt, wie es auch Erpenbeck durch die leidenschaftliche Kriegsgegnerschaft seines sozialdemokratischen Vaters im ersten Weltkrieg erging.

Es ist auffallend, wie selten bei den Menschen dieses Buches das berühmte Vater-Sohn-Problem in Erscheinung tritt, das um die Jahrhundertwende eine ganze Literatur hervorbrachte. Im Leben Johannes R. Bechers spielte es noch eine bedeutende Rolle, wie aus „Abschied“ bekannt ist und im Beitrag zu diesem Buche widerklingt. Bei vielen der revolutionären Schriftsteller aber erscheint der Vater als „besten Freund“ (Hauser, Erpenbeck, Joho). Und wo ein Zwiespalt wegen verschiedener politischer Anschauungen zwischen Vater und Sohn entsteht, wie bei Peter Kast, kann man nicht vom Vater-Sohn-Problem im klassischen Sinne sprechen. Wenn man nicht vom Streit zweier gleichberechtigter Menschen reden will, so steht das Vater-Sohn-Problem hier doch auf neuer Ebene.

Eine große Anzahl der Schriftsteller-Väter waren Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei, sowohl Arbeiter als auch Handwerker und Intellektuelle. Durch das Milieu des Elternhauses wurde bei den jungen Schriftstellern das Interesse für die Arbeiterbewegung, für Politik, geweckt. Oft geht diese Beeinflussung auf die dritte Generation zurück: Körner-Schraders Großvater, der 48er – „48er zu sein, ist mehr wert als eine Medaille, wenn es auch schwer zu leben ist“ –, erzählt dem Knaben nicht nur von seinen Erlebnissen bei den Kämpfen der bürgerlichen Revolution, er weiß auch viel von den Bauernkriegen zu berichten, deren Spuren man noch im Umkreis des heimatlichen Dorfes findet. Der stereotype Schluß der Großvatererzählungen: „Das müßte mal einer zu Papier bringen!“ hat den Enkel zum Schreiben ermutigt. Auch Koplowitz ist vom revolutionären Großvater beeinflusst worden, während bei Becher und Kast die Großmutter erzieherisch wirkte.

Keine der Lebensskizzen berichtet von wesentlichen religiösen Erlebnissen. Man

kann darin die charakteristische Einstellung zum Realen erkennen, die für Kämpfer um eine bessere Welt unerlässlich ist. Bedenklich aber erscheint mir die lässige Art, in der religiöse und kirchliche Angelegenheiten in den wenigen Beiträgen behandelt werden, die überhaupt dieses Gebiet erwähnen. Körner-Schrader erzählt in launiger Weise vom Streit eines revolutionären Schusters mit seinem Bruder, der, obgleich Vorsitzender des sozialdemokratischen Ortsvereins, nicht nur sein Kind taufen läßt, sondern auch den reaktionären Machthaber des Dörfchens als Paten bittet. Koplowitz tritt 16jährig aus der Kirche aus, weil er von der kommunistischen Jugend in Breslau zur Freidenker-Jugendgruppe der Monistischen Gemeinde delegiert wird. Wegen dieses Schrittes verstößt ihn seine Familie. Sonderbar ist, daß E. R. Greulich, den seine sozialdemokratischen Eltern nicht taufen ließen, am Religionsunterricht teilnimmt. Petersen spricht von seiner frommen Mutter, die ihn und sein Lautenspiel der Heilsarmee zuführen wollte. Alle diese Ereignisse sind am Rande erwähnt, selbst wenn sie wie bei Koplowitz einschneidende Folgen haben. Politisch und literarisch, besonders aber für die Geschichte der Arbeiterbewegung und ihrer Presse, gibt das Buch ein lebendiges Bild der letzten 50 Jahre. Es ist aber unvollständig, weil der retardierende Einfluß der Kirche auf die Arbeiterbewegung in dieser Zeit, von der jeder Funktionär zu erzählen weiß, nicht in Erscheinung tritt. Die Ursache liegt wohl in der Tatsache, daß bei diesen revolutionären Schriftstellern das entscheidende Erlebnis nie im Religiösen lag.

Meistens bildeten die Ereignisse der Arbeiterbewegung den Hintergrund der entscheidenden revolutionären Erlebnisse. Diese Schriftsteller haben das Glück, in der Zeit des Kampfes um die Macht der Arbeiterklasse und der beginnenden Verwirklichung des Sozialismus zu leben. Nicht mehr müssen sie sich, wie ihre Vorgänger Seume, Heine, Lenau, Börne und viele andere, im hoffnungslos scheinenden

Kampf gegen die deutsche Misere aufzehren. So ist denn auch in diesem Buche immer wieder die Tatsache der Oktoberrevolution als entscheidendes Erlebnis angegeben. Johannes R. Becher hat dies sehr schön formuliert. Bei Kurella finden wir die Sowjetunion als Erzieherin. Bertha Lask aber, die trotz starken sozialen Empfindens bis 1917 in der bürgerlichen Ideologie befangen blieb, wurde durch das Wissen um die bolschewistische Erhebung und durch ihre tiefe Erschütterung über Lenins „Ruf durch den Äther“ zur revolutionären Schriftstellerin, die sich in die Reihen der kämpfenden Arbeiter eingliederte. Gorrish berichtet in lebendiger Schilderung von seiner dramatischen Wanderung unter dem Zeichen des „fünfsackigen rotglühenden Sterns“ zur Kremlemauer. Der richtunggebende Einfluß der großen Oktoberrevolution und ihre Auswirkung ist in fast allen Arbeiten dieses Buches spürbar.

Auch die Erschütterung durch den ersten Weltkrieg und den Zwiespalt in der deutschen Arbeiterschaft widerspiegelt sich vielfach. Die Kämpfe 1918/19, der Kapp-Putsch, die brennende Ruhr, der Verrat der Sozialdemokraten, kurz die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung läßt sich aus diesem Buche herauslesen. Immer wieder ist das Erlebnis einer Maifeier als Eindrucksvollstes geschildert, besonders der 1. Mai 1929, an dem der Sozialdemokrat Zörgiebel in Berlin den Maiaufmarsch verboten hatte. Heinrich Ernst Siegrist erzählt vom Widerstand der Neuköllner Arbeiter an diesem Tage. Bei Werner Ilberg, einem westdeutschen Autor, erscheint eine Feier des 1. Mai auf dem Marx-Engels-Platz als eindrucksvolles Erlebnis. Wann aber der erste Mai war, der in Peter Nells Leben eine Rolle spielte, weiß man nicht.

Es ist das Besondere dieses Buches, daß uns ein gleiches Ereignis in seiner verschiedenartigen Auswirkung auf das persönliche Schicksal des einzelnen geschildert wird. So sehen wir, wie der Aufstand der Wiener Arbeiter im Sommer 1927 und der

Brand des Justizpalastes im Leben der beiden heutigen Vorsitzenden der Berliner Schriftstellerorganisation eine Entscheidung herbeiführen. Während Ludwig Renn in Wien verzweifelt zusehen muß, wie die Arbeiterschaft niedergeschlagen wird, weil sie ohne strategische Führung ist, und er als Unorganisierter nicht wagen kann, seine Erfahrungen im Straßenkampf den führenden Kommunisten anzubieten, sitzt der Student Wolfgang Joho in der Lesehalle der Freiburger Universität und liest mit glühender Anteilnahme von den Kämpfen in Wien. Renn wird durch das Erlebnis unmittelbar zum Eintritt in die KPD veranlaßt, Joho datiert sein Interesse für Politik vom Zeitpunkt jener Lektüre.

Da ist eine kleine charakteristische Arabeske, wie im illegalen Kampf ein Kinderspielzeug zur Waffe geworden ist. Zweimal wird in verschiedenem Zusammenhang der Kinderdruckkasten erwähnt, mit dem in der Nazizeit Klebezettel beschriftet wurden. Elfriede Brüning erzählt, wie sie in der Nacht vor der Reichstagswahl im März 1933 Zettel geklebt hat, Zwei- oder Vierzeiler, die „in einer gutbürgerlichen Pension am Kurfürstendamm mit einem primitiven Kinderdruckkasten gedruckt“ wurden. Werner Ilberg schreibt über die Arbeit der Schriftsteller nach dem Januar 1933: „Später verlegten wir die Zusammenkünfte in die Wohnung meiner Frau, die sehr vornehm am Kurfürstendamm domizilierte. Dorthin brachten wir alles, was wir an Material brauchten: Alte Jahrgänge der ‚Linkskurve‘ . . . , und – einen Kinderdruckkasten. Damit druckten wir auf gummiertes Papier unsere neuen Agitationsverse.“

Wie es in einem Buche vom Erleben der Schriftsteller selbstverständlich ist, finden nicht nur die politischen Ereignisse darin ihren Widerhall, auch der Einfluß der Literatur spielt eine bedeutende Rolle. Der Name Heinrich Heines kehrt beim Werdegang der Dichter immer wieder, seine Lyrik ist oft die entscheidende Begegnung mit der Dichtkunst. Sowohl die großen russischen Realisten als auch die ersten

Sowjetschriftsteller werden als Vorbilder erkannt, aber meist erst nach einer langen Zeit der wahllosen Lektüre von Abenteuer- und seichten Unterhaltungsbüchern. Das Heranreifen zum Verständnis guter Literatur wird als typisches Bildungserlebnis in den meisten Beiträgen erzählt. Oft ist das revolutionäre Erlebnis die Lektüre der Klassiker des Marxismus. So erzählt es F. C. Weiskopf. Er hat die Begeisterung, die ihn beim Lesen des kommunistischen Manifests packte, mit den Worten charakterisiert: „Seine Sätze sanken bis ins Herz hinunter.“

Eine Fundgrube ist dies Buch für eine Bibliographie revolutionärer Zeitschriften: Von 1918 bis 1945 finden wir legale und illegale genannt, die auch den aktivsten Parteiveteranen nicht bekannt waren, zum Beispiel die illegale „Borsiglokomotive“, von der Karl Grünberg spricht, oder Peter Nells „Stachel“, der nach 1933 in nur zwei Nummern erschienen ist.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung der einzelnen erscheint die Hilfe, welche die revolutionären Schriftsteller sich gegenseitig gaben. Es war eine kleine Schar junger Menschen, die da in der herrschenden kapitalistischen Gesellschaft das Wagnis unternahmen, mit der schonungslosen Kritik des Bestehenden den Kampf um die bessere, die sozialistisch-kommunistische Gesellschaft zu verbinden. Sie schlossen sich im „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ zusammen, dessen Vorsitzender Johannes R. Becher war. Die literarische und menschliche Einfühlung dieses Vorsitzenden erfährt man aus mancher Erzählung in Hammer und Feder. Der junge Petersen zum Beispiel hatte gute Texte für proletarische Spieltruppen geschrieben, hielt sich aber deshalb noch lange nicht für einen Schriftsteller. Johannes R. Becher forderte ihn auf, ins Büro des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller zu kommen, wo Petersen sich nach langer Debatte entschloß, dem Bunde beizutreten, dessen organisatorischer Leiter er alsbald wurde. Die entscheidende Wendung im Lebens-

weg Petersens war erfolgt. Werner Ilberg schreibt, daß Johannes R. Becher, in seiner Eigenschaft als Redakteur der „Roten Fahne“, sechs der von Ilberg vorgelegten Vierzeiler zum Druck aussuchte und ihn dadurch „mit einer Fingerbewegung zum Berufsschriftsteller geschlagen“ habe. Auch Hans Lorbeer berichtet von Bechers Hilfe für seine Entwicklung: Er lernte durch Johannes R. Becher „den Ernst, den einer braucht, um als Schriftsteller arbeiten zu können“. Sein erster Gedichtband hatte ihm außer 8 Mark Honorar Bechers Beifall und zwei gemeinsame Schweizer Reisen eingebracht.

Von Bechers Bemühungen als Kritiker um die proletarisch-revolutionäre Literatur berichtet Müller-Glösa. Den 1923 in Parteizeitungen abgedruckten und von den Lesern mit großem Beifall aufgenommenen proletarischen Roman „Arbeitermädels“ von Müller-Glösa hat Becher in einer gründlichen Besprechung streng kritisiert und ihn einen „Rückfall in sozialdemokratisch-spießige Belletristik“ genannt. Während aber nach dieser Kritik ein allgemeines Herumhacken auf dem unglückseligen Autor begann, hat Becher später zugebilligt, daß er in seiner Beurteilung zu hart gewesen sei, weil er nicht berücksichtigt habe, daß es sich um das ohne Anleitung verfaßte Erstlingswerk eines Arbeiters handelte.

Als wegweisenden Berater unentschlüsselter Anfänger begegnen wir auch dem unvergeßlichen rasenden Reporter Kisch, und Erpenbeck wird als verständnisvoller Redakteur sowohl des „Roten Pfeffer“ in Berlin als auch der „Kleinen Volksbücher“ in Moskau dankbar erwähnt. Bertha Waterstradt verurteilt mit unerbittbarem Urteil den Feuertod minderwertiger literarischer Erzeugnisse (ein Beitrag von ihr selbst fehlt leider). In eine spätere Zeit gehört Greulichs Lob für Peter Kast, den er als Kulturredakteur des „Vorwärts“ 1946 „einen väterlichen Förderer der Nachwuchsautoren“ nennt.

Den Jungen, den Nachwuchsautoren, soll dieses Buch Ansporn und Ermutigung

sein. Man merkt vielen Beiträgen an, daß sie mit diesem Ziel geschrieben wurden. Am deutlichsten macht es Willi Bredel, der seinen autobiographischen Bericht gewissermaßen an die Adresse jenes 17jährigen Schülers richtet, der ihm erklärt hatte, er wolle den Beruf des Dichters ergreifen! Bredel schreibt, wie viele andere, von der harten Arbeit der Selbsterziehung zum Schriftsteller. Er sagt von der Zeit seiner dichterischen Anfänge: „Ich hatte *keinen* Vertrag mit einem Verleger, deshalb auch keinen Vorschuß, und es gab *keine* Regierung und *keine* Institution, von der ich auch nur die geringste Unterstützung zu erhoffen gehabt hätte“, und zum Schluß: „Es hatte von den ersten Versuchen bis zu meinem ersten Buch 10 Jahre gedauert.“ Das sollten unsere jungen Begabungen, die durch die Hilfe unseres Staates keine Sorge ums tägliche Brot haben, mit Andacht lesen, es sollte ihnen die Verpflichtung zum Bewußtsein bringen, nur sorgfältig erarbeitete, wirklich gute Bücher zu schreiben.

Unsere Jugend lernt durch diese lebendigen Erlebnisberichte die Kämpfe kennen, die in der deutschen Arbeiterschaft ausgefochten wurden. Die meisterhafte Form macht die meisten Beiträge zum geeigneten Vortragsmaterial, sie sollten in Betrieb und Schulen vorgelesen und diskutiert werden. Da ist Hermlins Beitrag, eine Hymne auf die Partei; Grünbergs Bericht, der die gestellten Fragen in Form einer knappen Autobiographie beantwortet, ist für das Leben eines alten Revolutionärs charakteristisch. Recha Rothschild, deren Lebensarbeit hauptsächlich im Journalistischen liegt, schreibt von den innerparteilichen Kämpfen. Daß sie identisch ist mit jener Lydia Keller, deren Artikel seinerzeit so manche Diskussion auslösten, wird mancher erst aus diesem Buche erfahren! Auch Körner-Schraders dramatisch spannende Erzählung vom Kapp-Putsch gehört zum Kapitel Parteigeschichte.

Dem Beitrag von Mundstock aber ist anzumerken, daß er eben ein Kinderbuch

geschrieben hat: Der allzu nachlässige Ton seiner Skizze „Meinen Freunden, den Lesern!“ ist durchaus einem kindlichen Geschmack angepaßt!

Es ist verlockend, aber hier unmöglich, jeden einzelnen Beitrag zu charakterisieren. Zweifellos wird dieses Buch viele Leser finden, und jeder wird bald ein Lieblingsstück darin haben, das ihn am tiefsten

berührt hat. Das meine ist Ludwig Renns: „Ein Anstoß und seine unerwarteten Folgen.“ Jenes schon erwähnte Erlebnis beim Wiener Aufstand, dem die erste Lektüre der „Inprekorr“ (Internationale Presse-Konferenz) mit der ungeheuer eindrucksvollen Diskussion Stalin-Trotzki voranging; gewissermaßen die Geburt des Kommunisten Renn!

Bruno Frei

Einer, der auszog, das Hoffen zu lernen

Anton Zischka: „Welt in Angst und Hoffnung“, C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh.

Ist es nicht besser, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen? Anton Zischka, Weltreisender in Weltwirtschaft, plädiert in seinem neuen Buch für ein mutiges Aufgeben der Wunschträume. Ihm geht es darum, „Meinungen und Realitäten zu vergleichen und denjenigen Material zu bieten, die auf Grund von Tatsachen urteilen und sich ihre eigene Meinung bilden wollen“.

Anton Zischka ist ein Mann des Westens. Er sucht auf seiner Flugreise von Kontinent zu Kontinent Hoffnung für den „Westen“. Zum Unterschied von den berufsmäßigen Optimismusfabrikanten der westlichen Presse konfrontiert er die allgemein geglaubten Wunschbilder mit der erlebten Wirklichkeit. So ist der Bericht Zischkas als Zeugnis wider Willen besonders wertvoll. Es geht ihm wie einst dem heidnischen Propheten Bileam, der genötigt war, die Zelte Jakobs zu preisen, die zu fluchen er ausgezogen war...

Zischka fragt: Ist der Westen erledigt, oder hat er Grund zum Optimismus? Ist die weltpolitische Konzeption der USA real oder illusionär? Aus dem Munde eines solchen Beobachters ist der Befund verblüffend. Er findet, „daß die USA ein geradezu einmaliges Talent haben, auf das falsche Pferd zu setzen“. Das klingt

nicht sehr optimistisch. Zugleich sieht jedoch Zischka offenen Auges die ungehobenen Schätze der wirtschaftlich unerschlossenen Länder. Er sieht die Not, die nach Abhilfe schreit, und er ist gepackt von der Vision schöpferischer Arbeit, investiert in gewaltigen Projekten. Das ist sein Optimismus. Nur sieht er nicht, wenn er es auch fürchtet, daß der Kapitalismus unfähig ist, die Möglichkeiten eines Reichtums für alle in Wirklichkeit umzusetzen. Seine Klassenblindheit hindert ihn, die letzte Wirklichkeit zu sehen.

In Kanada findet Zischka die schöpferische Phantasie der Unternehmer-Pioniere, die Aluminiumwerke bauen, wo bis gestern Urwald war. Bollwerk des Optimismus? Er kommt selbst drauf, „daß Kanadas Konjunktur weitgehend rüstungsbedingt ist“. Die Hoffnung ist da mit Kriegs- und Krisenangst verquickt. Kanada entzieht sich der amerikanischen Vorherrschaft und wird selbst zur kapitalistischen Großmacht. Im südlichen Nachbarland der Vereinigten Staaten, in Mexiko, müssen die elenden Indios alljährlich 62 Millionen Dollar Zinsen an Wallstreet zahlen. Wie lange kann das so weitergehen? „Der Westen denkt nur an Sofortgewinne“, Zischka sieht es, und er prophezeit die Verdrängung der USA in Mexiko durch Japan; die Möglichkeit einer national-revolutionären Selbsthilfe sieht er

nicht. Aber ob Kanada oder Mexiko oder Japan, Zischka zeugt, sichtlich erregt, für den wachsenden Anti-Amerikanismus der Völker.

Japan ist auf dem besten Wege, aus der amerikanischen Bevormundung auszubrechen und das natürliche Bündnis mit China zu suchen. „In allen politischen Kreisen Japans“, berichtet Zischka, „erregte es Wut und Abscheu, als am 7. August 1953, am gleichen Tag, da alle japanischen Zeitungen voll von Berichten über die Totenfeiern zur achten Wiederkehr der Hiroshima-Bombardierung waren, die amtliche Mitteilung erschien, Amerika werde Japan 30 B-29er Bomber und die Ausrüstung für 10 Divisionen zur Verfügung stellen. Nein, in Japan steht es nicht zum besten.“

Zischka, dessen Berichte teilweise auch in westdeutschen Zeitungen erschienen sind, hob den Bambusvorhang und besuchte Volkschina. Er fand in China 600 Millionen, die keine Macht der Welt aufhalten kann, ihr Reich der Hoffnung aufzubauen. Man kann dem Weltreisenden der kapitalistischen Weltwirtschaft die Angst nachfühlen, wenn er schreibt: „Was eine Arbeitsgemeinschaft zwischen China und Japan auf die Dauer bedeuten muß, daran wagt man kaum zu denken, wie man ja überhaupt erschauert, wenn man sich Asiens Zukunftsentwicklung auszumalen beginnt.“

Bei der Schilderung der gewaltigen Dammbauten des Huai-Projekts löst sich dem westlichen Propheten die zum Fluchen bereite Zunge, und seine Schilderung wird zum ungewollten Preislied des sozialistischen Aufbaus. Und wenn Zischka auch die dümmsten Dummheiten über das Verhältnis der Sowjetunion zu China nachplappert, so kann er doch nicht umhin, die welterschütternde Realität des neuen Chinas in den stärksten Farben zu malen und händeringend über die politische Blindheit der USA zu wehklagen. Ein indonesischer Freund, berichtet Zischka, verglich das Weltbild der USA mit dem eines Frosches, der unter einer Kokosnußschale hockt.

Volkschina von außen „befreien“, das Rad der Geschichte zurückdrehen ist unmöglich. Zu dieser Feststellung gelangt Zischka durch eine bemerkenswerte Einsicht in den Kern des Befreiungsproblems. „Diese Menschen“, sagt der hochkapitalistische Beobachter, „sind frei, ihre Fähigkeiten zu entfalten. Und diese Art Freiheit scheint ihnen wichtiger als die Freiheit der Diskussion. Sie sehen zum erstenmal in ihrem Leben einen Sinn in ihrem harten Dasein.“

Nachdem er das sinnvolle Leben in Volkschina studiert hatte, warf der Autor die westlichen Wunschbilder von einem „Volk, das unter Zwang lebt“, entschlossen auf den Misthaufen. Er zitiert Mao Tse-tung, der sagte: „Freiheit ist eine Frage der Priorität: welche Art Freiheit muß zuerst kommen? In China die von Not!“ Dann folgt der Stoßseufzer, der nur zu deutlich macht, worin die Wirkung dieses Buches liegt: „Ich weiß natürlich, wie sehr mir von gewissen Leuten übelgenommen wird, was ich hier über China sage. Aber wir müssen endlich den Tatsachen ins Gesicht sehen und mit den neuen Realitäten rechnen.“

Vollends umgeworfen ist dieser Zischka, sobald er, aus Volkschina kommend, „mit neuen Augen“, die „westlichen“ Länder Asiens aufsucht: die Philippinen, Hongkong, Thailand, Burma. „Wie den alten Totentanz-Malern scheint ihm überall das Gerippe durch blühende Mädchenleiber, sieht er den grinsenden Totenkopf unter lachenden Gesichtern.“ Er sieht die kapitalistische prosperity und fragt: „Kann das alles dauern?“ Er setzt Hoffnungen auf Indiens gewaltlose Gemeinschaftsprojekte, aber in Pakistan, angesichts der korrupten Wirtschaft der amerikanischen Satellitenregierung, wird ihm wieder bewußt, daß John Foster Dulles in einer Welt der Wunschträume lebt, die mit der Wirklichkeit nicht das geringste zu tun hat. Zischkas „Zwischenbilanz“ nach dem fünfzigtausendsten Flugkilometer und dem zweihundzwanzigsten Land, das er besuchte, sieht so aus: „Dann bleibt nur die

traurige Erkenntnis: Joshida wird in Japan so allgemein verachtet wie Bao Dai in Indochina. Krassester Materialismus und kurzschichtigster Egoismus versuchen die herrschenden Schichten der Philippinen oder Thailands genauso wie die Pakistans. Und das sind unsere Verbündeten!“ „Haben all die vielen amerikanischen Militärbündnisse eine solide Grundlage, sind die sozialen Verhältnisse so, daß nicht das gleiche wie im China Tschiang Kai-scheks gefürchtet werden muß?“ fragt Zischka verzweifelt.

Schließlich bleibt ihm nur die Hoffnung, „die anderen“, das heißt, „die Leute im Kreml“, seien von ebenso schweren Sorgen geplagt wie die in Washington.

Was Zischka über die Sowjetunion erzählt, ist bei allem Reichtum der Details – die sowjetische Wirklichkeit wird eindrucksvoll geschildert – durch Unverständnis der Grundlagen des Sozialismus entstellt. Unser Weltreisender hat vor wirtschaftlichen Tatsachen Ehrfurcht, aber politisch-historische Tatsachen behandelt er mit einer Leichtfertigkeit, die an Fälschung grenzt (er zitiert z. B. Stalin falsch). So kann es nicht ausbleiben, daß der Autor

sich in dem Gestrüpp der täglich wechselnden Interpretationen der Politik der Sowjetunion verliert, weil ihm der marxistische Leitfaden fehlt.

Dieses Buch ist als Ganzes bedeutungsvoll durch das, was es an Tatsachen berichtet, wobei das Lügengewebe der westlichen Presse in Fransen geht. Was Zischka als Ausweg predigt, ist allerdings selbst nichts als ein Wunschtraum, nämlich der Wunsch, der Kapitalismus sollte sich ändern und zum Segen der Menschheit wirken. Nichts anderes als ein frommer Wunsch ist es, wenn Zischka schreibt: „Nur dann kann unsere Welt zur Ruhe kommen, wenn auch der Westen sich innerlich erneuert, auch der Kapitalismus reformiert wird, auch wir uns ganz der Zukunft zuwenden, – und damit der ungeheuren Arbeit, die überall noch ungetan ist.“

Bei einem friedlichen Wettbewerb der beiden Systeme wird die Überlegenheit des Sozialismus in kurzer Zeit allgemein sichtbar sein. Das ist die unausgesprochene Essenz dieses Berichtes. Der Mann, der auszog, das Hoffen zu lernen, bringt seinen kapitalistischen Freunden das Gruseln bei.

Man kann nicht immer interessant bleiben. Man geht an seiner Interessantheit zugrunde oder man wird ein Meister.

Thomas Mann

Willi Bredel

Ein Hamburger Schullehrer

Es ist jetzt still um ihn geworden, fast ist er in Vergessenheit geraten – vor vielen Jahren aber, zur Zeit des Kaiserreichs, entfachte er in Deutschland einen Sturm, der über die ganze Erde ging. Er war ein Hamburger Volksschullehrer und hieß Wilhelm Lamszus. In seiner freien Zeit schrieb er. Er wagte es, die sich allmächtig dünkende Klasse der Kanonikönige, Junker und Militärs herauszufordern.

Solange er sich mit der Vergangenheit befaßte, ließ man den dichtenden Schulmeister ungeschoren; sein Thomas-Münzer-Drama beispielsweise, das 1909 erschien, wurde totgeschwiegen. Sogar die schulreformerischen Schriften, die er gemeinsam mit einem Berufskollegen verfaßte, ließ man noch hingehen, wenn man sie auch nicht zur Kenntnis nahm.

Dann aber erschien ein Buch, das, wie es in einer Pressenotiz hieß, „an den Grundlagen der Moral und an den Grundfesten des Kaiserreichs“ rüttelte, das einen gewaltigen politischen Skandal hervorrief und seinen Verfasser über Nacht berühmt machte. Die dichterische Vision „Das Menschenschlachthaus“, die Wilhelm Lamszus 1912 veröffentlichte, war eine literarische Tat. Es gehörte Mut dazu, als junger Volksschullehrer im Kaiserreich sich gegen den Ungeist des Militarismus und das Verbrechen des drohenden Krieges aufzulehnen: von einem Lehrer wurde verlangt, daß er die Jugend in soldatischem Geist und zur Untertanen-treue gegenüber Kaiser und Vaterland

erzöge. In wenigen Monaten erreichte das Buch siebzig Auflagen. „Bilder vom kommenden Krieg“ hieß der Untertitel, und in der Tat wurde in diesem Buch der erste Weltkrieg noch vor seinem Ausbruch gezeigt:

„Das schreit und gelbt, das brüllt so unnatürlich wild und schrankenlos, daß wir uns enger aneinanderschmiegen, und zitternd sehen wir, wie unsere Gesichter, unsere Uniformen rote nasse Flecke haben, und erkennen deutlich Fleischfasern auf dem Zeug. Und zwischen uns liegt, was vorher nicht gelegen hat – weiß glänzt es auf vom dunklen Sande und spreitet sich, eine fremde, abgerissene Hand . . . Und da . . . und da . . . Stücke Fleisch, daran die Uniform noch haftet – da wissen wir's, und Grauen fällt uns an: da draußen liegen Arme, Beine, Rumpfe . . . die heulen in die Nacht hinaus, das ganze Regiment liegt dort zerfetzt am Boden, ein Menschenklumpen, der zum Himmel schreit . . . Es steigen Wolken von der Erde hoch . . . die schreien in den Lüften auf . . . in dicken Schwaden kommen sie gezogen, daß wir die Wunden rauchen sehen und Blut und Knochen auf der Zunge schmecken . . .“

Keiner der bekannten deutschen Dichter des Jahrhundertbeginns, sondern ein Mann aus dem Volke, ein Volksschullehrer, hat das erste deutsche Buch gegen den imperialistischen Krieg geschrieben. Dieses Verdienst hat sich Wilhelm Lamszus erworben, mögen auch seine weiteren dichterischen Werke – Gedichte, Romane, Erzählungen – wenig beachtet worden sein.

Das preußische Kultusministerium verlangte vom Hamburger Senat die Entlassung des „landesverräterischen Pazifisten“ aus dem Staatsdienst und das Verbot des Buches „Das Menschenschlachthaus“. Da stellte sich die Arbeiterschaft Hamburgs schützend vor Wilhelm Lamszus. Unruhen, Proteststreiks drohten. Der Senat wagte nicht, dem Verlangen der Berliner Amtsstellen nachzukommen. Die verschlagenen Patrizier fanden aber einen Ausweg; sie ließen es sich etwas kosten, den unbequemen Literaten loszuwerden. Wilhelm Lamszus erhielt den „ehrvollen Auftrag“, nach Nordafrika zu gehen, um dort die Lage der Deutschen in der französischen Fremdenlegion zu studieren. Dem äußeren Anschein nach seiner antimilitaristischen Gesinnung entgegenkommend, hatte der Senat ihn damit aus dem Schuldienst und aus Deutschland entfernt.

In den Revolutionstagen von 1918 trat Wilhelm Lamszus, der bis dahin Sozialdemokrat gewesen war, in die Partei Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs ein. Aber er besaß kein Talent zum politischen Tribun, es lag ihm nicht, auf Kundgebungen und in Versammlungen zu sprechen; er war keine politische Kämpferin, sondern liebte, im stillen zu wirken. Er nahm sich der schriftstellerisch begabten jungen Arbeiter aus der sozialistischen Jugendbewegung an. Der „Lamszus-Kreis“ entstand, in dem zu Beginn der zwanziger Jahre die großen Werke der Literatur begeistert gelesen und die literarischen Versuche der jungen Anfänger freimütig kritisiert wurden.

Von der Politik zog sich Lamszus mehr und mehr zurück, auch wohl aus Enttäuschung über die verhängnisvollen Folgen der Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung. Die Generation des zweiten Weltkrieges hat nicht einmal seinen Namen gekannt, denn sein Antikriegsbuch wurde in den Jahren der Weimarer Republik nicht mehr neu herausgebracht; inzwischen waren auch bedeutendere und künstlerisch wertvollere

Bücher über den Krieg erschienen, Bücher, die nicht nur das Grauen des Krieges schilderten, sondern auch die Ursachen imperialistischer Kriege aufdeckten.

Vor einigen Jahren, als Wilhelm Lamszus siebzig Jahre alt wurde, nahm seine Vaterstadt Hamburg kaum Notiz davon.

Er ist führendes Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft, Grund genug für die in Hamburg wieder regierenden Pfeffersäcke, den immer noch Unbequemem zu übersehen. In seinem Buch „Der große Totentanz“, das nach 1945 in Hamburg erschien, fragt er, der den Krieg aus tiefstem Herzen haßt und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sein ganzes Leben lang bekämpft hat, in Worten, denen man den bängenden Zweifel deutlich anmerkt:

„Es ist dem Menschen gelungen, sich aus den Ketten des Hexenwahns zu befreien. Aber einer weit gefährlicheren Schreckgestalt hat seine Seele sich immer noch verschrieben: dem Land und Leute verschlingenden Moloch des Krieges! Ihm bringt er nicht nur das nackte Leben, sondern auch alles, was er mit seiner Hände Fleiß geschaffen hat, zum Opfer. Wird es ihm endlich gelingen, sich vom Kriegswahn zu heilen? Wird es auch unsern eigenen Volk gelingen?“

Nach den Erfahrungen zweier Weltkriege wissen wir, welche gesellschaftlichen Kräfte immer wieder Kriege heraufbeschwören, und wir wissen auch, daß keine Organisation allein imstande ist, den Frieden der Welt zu sichern. Die weltumspannende Friedensbewegung aber, die sich auf nahezu die Hälfte der Menschheit stützen kann – eine Menschheitsbewegung, wie es sie noch nie gegeben hat –, ist eine Friedenskraft von entscheidendem Gewicht.

Kein Zweifel, der greise Wilhelm Lamszus, der ehemalige Volksschullehrer, der Verfasser des ersten deutschen Antikriegsbuches, fühlt sich dieser Weltfriedensbewegung aufs innigste verbunden.

Schulgeschichten aus Westdeutschland

Das A b c

In der ersten Klasse schrieb die Lehrerin an die Tafel ein großes A. Und dreißig Kinder warteten mit Herzklopfen auf die erste Frage.

„Nun, wer von euch kennt schon diesen Buchstaben?“

Alle schrien laut und voller Freude: „Ich, ich, ich...“

„Und wer nennt mir ein Wort mit A am Anfang?“

Da brüllte beinahe die ganze Klasse: „Aaa-Bombeee...“

„Gut“, sagte die Lehrerin, „ihr wißt ja schon alles!“ Und die Kinder freuten sich.

Nur einer hatte mehrere Male, ganz ruhig, gesagt: „Angst! Angst!“

Aber das hatten die meisten der Schüler nicht verstanden. Nur die Lehrerin. Und sie sagte ganz schnell: „Richtig!“ Ohne dabei das Wort zu wiederholen. Dann malte sie einen neuen Buchstaben auf die schwarze

Tafel. Ein B. Und bald schrien alle, laut und übereifrig: „Beee. Beee. Bombeee. Bombeee...“

Jetzt sagte wieder der eine Schüler, aber lauter als vorher: „Blut! Blut!“...

Da klingelte die Schulglocke zur Pause, und die Lehrerin nahm den Tafellappen und wischte die Buchstaben fort. Ganz schnell tat sie das. Ganz schnell.

Und als alle Kinder den Klassenraum verlassen hatten, kam der eine zum Podium und zeigte der Lehrerin mit Stolz das ganze Alphabet. Und sie las ganz leise: A gleich Angst; B gleich Blut; C gleich China; D gleich Deutschland; F gleich Friede...

Plötzlich hielt sie inne und schaute auf den kleinen, zarten, hellhäutigen Knaben. Eine ganze Weile schaute sie ihn an. Ohne ein Wort zu sagen. Ohne ein einziges Wort zu sagen...

An diesem Freitag

An diesem Freitag schrieben dreiundzwanzig Schüler der Unterprima, vom Albert-Schweitzer-Gymnasium im neuen Zeichensaal eine Physikarbeit. Studienrat Blättermann hatte sorgfältig und mit weißer Kreide an die Tafel geschrieben: KERNSPALTUNG. Und er bemerkte noch: „Meine Herren, schreiben Sie kurz und klar über die Verwertung der Atomenergie zu friedlichen Zwecken!“ Zweiundzwanzig Schüler fingen eifrig und konzentriert zu schreiben an. Nur Kramer kaute nervös an seiner Füllfeder herum und fluchte und schimpfte, so daß Studienrat Blättermann sagte: „Kramer, denken Sie an Ihre Zensur. Reißen Sie sich einmal zusammen. Das Thema ist nicht schwer!“ Aber Kramer knurrte nur und dachte: Diese verdammte Physik! Kernspaltung!

Ich wüßte ein besseres Thema... Dabei kritzelte er den Namen Ursula auf den hellgebeizten Zeichentisch. Draußen grünt herrliche Platanen. Er hörte eine Amsel. Die Sonne leckte mit warmen Strahlen sein etwas weiches Gesicht, und er wurde übermütig, innerlich natürlich, und dabei seufzte er leise und melancholisch.

An diesem Freitag wurden dreiundzwanzig todkranke japanische Seeleute des Fischdampfers „Fukuryu“ ins nächste Hospital gefahren. Eine Atombombe war im Pazifik explodiert, und ihr Aschenregen hatte arme, arbeitsame Menschen unsichtbar und grausam überfallen. Und der Oberarzt Li hatte alle Hände voll zu tun. „Schwester Hiroko“, hatte er gesagt, „wir müssen die Leute unbedingt durchbringen. Spritzen Sie Atropin, Herrgott, spritzen

Siel! Die schreien mir ja den ganzen Saal zusammen . . .“

„Kramer, was schreiben Sie denn da wieder für einen Unsinn? Sie verwechseln ja wieder Isotopen mit Neutronen. Wir haben das doch in der letzten Stunde noch einmal gründlich wiederholt. Na, schreiben Sie mal weiter!“ Und Kramer dachte, der Blättermann ist auch so ein Isotop, das man spalten müßte. Aber er schwieg und schrieb nervös weiter: „ . . . außer den beiden neuen Kernen Strontium und Xenon werden noch einige Neutronen freigegeben . . .“ Und draußen lachte die Sonne mitleidig auf die dreißig Unterprimaner des Albert-Schweitzer-Gymnasiums.

An diesem Freitag wartete Frau Li schon mehrere Stunden auf ihren Mann. Das Essen war kalt geworden, und mit der Kabuki-Vorstellung wurde es wieder nichts. Und im Hospital schrien einige Fischer mit schweren Brandwunden: „Nein, ich will nicht sterben. Nein, nein, nein . . .“ – „Es wird schon wieder werden“, sagte Oberarzt Li und spritzte wieder Morphin . . .

„Bitte, die Blätter einsammeln“, sagte Studienrat Blättermann zu den dreißig Schülern der Unterprima. „Bitte, Kramer, geben Sie doch Ihre Blätter ab. Es wird schon werden. Die Arbeit ist vielleicht noch ausreichend.“ Und Kramer lächelte spöttisch, und dabei dachte er wieder an seine Ursula. Ja, seine Ursula, mit den blonden Haaren und dem schönen Knoten. Und tanzen konnte sie, tanzen, wie die Pawlowa . . .

Das rauhe Glück der Herrenhöfe

Manche Ereignisse treffen sich merkwürdig, meist unbeabsichtigt, aber plötzlich offenbart sich in diesem Zufall ein innerer Zusammenhang. Wenige Monate vor dem zehnten Jahrestag unserer Bodenreform erscheint in einer großen westdeutschen Illustrierten ein erschütternder Bildbericht über das Elend der bis aufs Blut aus-

gebeuteten Landarbeiterjugend in der Bundesrepublik. Etwa zur gleichen Zeit druckt die „Süddeutsche Zeitung“ das Gedicht „Pferdejunge“ von Heinz Piontek, einem der bekanntesten jüngeren Lyriker Westdeutschlands. Wir drucken hier fünf Strophen aus dem achtstrophigen Gedicht:

*Der in der Sattelkammer haust,
steimmt Heu mit bagrer Knabenfaust.
Der Wassereimer zieht ihn krumm.
Den Kutscherzank erträgt er stumm.*

*Sprunggartenlicht am Schlehentor:
in weichem Juchten der Major.
Der Falbe gleitet übers Rick,
und feuerblau ist Daisys Blick.*

*Er liebt des Mädchens heitern Sitz.
Die Hufe fetzten einen Schlitz
stahlfarben in den grünen Schein.
Der Abend hockt am Gatterstein.*

*Das Herrnhaus glimmt. Ein Mond aus Reis.
Die heißen Gäule gebn im Kreis.
Er reibt ihr Fell mit schlaffer Hand.
Der Rüden Klaffen treibt ins Land.*

*Die Schlafsackzeit vernummt ihn warm,
er winkelt unterm Kopf den Arm,
wie Schimmelkruppen sie ihn wiegt:
Das Traumherz peitscht, das Traumpferd
fliegt!*

Da ist es also wieder, das rauhe Glück der Herrenhöfe. Die Blut-und-Boden-Romantik unseligen Angedenkens feiert fröhliche Urständ, vermischt mit einer kleinen Prise Remilitarisierungspolitik; denn der Herr Gutsbesitzer dürfte kaum nur des Reimes willen Major sein. Die westdeutsche Restauration konnte nicht stimmungsvoller besungen werden.

Denken wir noch einmal nach: Zehn Jahre Bodenreform in der Deutschen Demokratischen Republik. Der Herr Major und Gutsbesitzer existiert bei uns nicht mehr. Sein Pferdejunge aber ist vielleicht schon ein junger Agronom. Auf welcher Seite steht die echte Poesie des Lebens?

Was ist eine Kurzgeschichte?

Die Kurzgeschichte gehört zu den vernachlässigten Genres unserer Literatur. Die nachfolgende Skizze Alexei Tolstois – wahrscheinlich zu Beginn der dreißiger Jahre geschrieben, aber erst 1955 anlässlich seines 10. Todestages von der Moskauer „Literaturnaja Gaseta“ veröffentlicht – wird sicher auch die deutschen Schriftsteller, Literaturkritiker und Leser interessieren.

Ich spreche nur von meiner eigenen Erfahrung. Angenommen, wir verfügten über irgendwelchen gesammelten Stoff – Beobachtungen aus dem Leben, historische Studien usw. –, möchten diesen Stoff zu irgendeinem Zweck verwerten und besäßen auch den schöpferischen Antrieb dazu, würde dies alles trotzdem noch nicht ausreichen. Wir müßten nämlich erst eine Fabel erfinden. Eine gut erfundene Fabel ordnet – wie ein Tropfen scharfen Reagenzes – mitunter augenblicklich, buchstäblich binnen weniger Sekunden die ganze chaotische Anhäufung von Gedanken, Beobachtungen und Kenntnissen. Die Fabel ist ein glückhafter Fund, eine Entdeckung. Aber man kann sie nicht finden, wenn man, in Tabakwolken gehüllt, am Schreibtisch sitzt und das Tintenfaß anstarrt. Die Fabel fällt einem immer inmitten des lärmenden Lebens, im lebendigen Kampf der Gegenwart ein. Die Fabel – man verstehe mich nicht falsch – ist die noch ganz frische, vom Leben durchpulste Massenaneddote. Sie braucht noch gar keine sprachliche Fassung gefunden zu haben, sie braucht noch gar nicht von Mund zu Mund zu gehen; aber einmal ausgesprochen, wird sie von den Massen verstanden, dient sie als Schlüssel zur Erkenntnis irgendeines sozialen Widerspruchs. Das ist nun einmal ihre Natur. Ihr, diesem bunten Vögelchen des glückhaften Erfolges, jagt der Schriftsteller nach. Wie jede *Anekdote* (ich betone: nicht die Wortspielaneddote, sondern eine in höch-

stem Maße wortknappe Erzählung über ein Aufeinanderprallen von Tatsachen) kann auch die Fabel nicht lediglich als Ursache und Wirkung, Tat und Ergebnis, als eine sich in einem bestimmten Milieu auswirkende Kraft und deren Folgen usw. aufgefaßt werden. Die Fabel muß stets das Komma enthalten, dem das große Aber folgt. In einem bestimmten Milieu wirkt eine Kraft. Aber nun treten Gegenkräfte auf, und daraus folgt entweder ein überraschendes Ergebnis oder ein schicksalhaft bedingter Untergang. Das Element der Überraschung oder – im anderen Falle – des Fatalen, das ist eben das Salz der Anekdote, der Fabel. An den entgegengesetzten Polen der Kunst gebiert die Überraschung das Lustspiel, das Schicksalhafte, die antike Tragödie (den Kampf des Helden für eine dem Untergang geweihte Klasse) und die Tragödie der vorweggenommenen Revolution, die im gegebenen Zeitpunkt zum Mißerfolg verurteilt ist.

Mit diesem bunten Vögelchen kann nun der Schriftsteller je nach der Bedeutsamkeit der Fabel, dem Umfang des Stoffes und nicht zuletzt auch seiner künstlerischen Veranlagung auf verschiedene Weise verfahren. Er kann die Fabel, gleich einer treibenden Hefe, einem weitgreifenden Stoff zugeben – einem Epos, einem Roman, einem Schauspiel oder einer Erzählung. Er kann die Fabel aber auch in ihrer unmittelbaren Form verwerten, indem er sie lebensfrisch erzählt und ihren sozialen Sinn plastisch herausstellt. In diesem Fall erhalten wir eine Kurzgeschichte. Junge Schriftsteller stehen dieser angeblich so kleinen Form oft verächtlich gegenüber. Es stimmt, daß das 19. Jahrhundert viele schlechte Beispiele falscher Kurzgeschichten gebracht hat. Das waren entweder naturalistische, mit einer winzigen humanitären Idee oder mit bürgerlicher Empörung gewürzte Bruchstücke oder ungeformte Lyrik

in Prosa, Erzeugnisse, die dem faulen Nichtstun von Gutsbesitzern entsprangen (junge Schriftsteller erproben ihre Kräfte oft an dieser impotenten; verträumten Form, auch ich habe auf diese Weise gesündigt), oder es sind weltmännische, individualistische Plaudereien, die höchstens dazu taugen, die Fäulnisbakterien der bürgerlichen Kultur zu studieren. All die angeführten Beispiele vermindern die Bedeutung der Kurzgeschichte.

Die Kurzgeschichte entstand im Mittelalter. Der zwischen dem katholischen Dom und der Burg des Feudalherrn in die Gäßchen seiner Stadt eingezwängte Bürger verfaßte kleine giftige Anekdoten, deren Stachel gegen die Kirche und den Feudalherrn gerichtet war. Das waren die ersten Frühlingsvögel der Renaissance und der bürgerlichen Revolutionen. Die Novellisten der Renaissance verliehen dann diesen Anekdoten literarische Form, das siebzehnte

Jahrhundert flößte ihnen das heiße Blut des Lebens und der Politik ein, und im achtzehnten Jahrhundert blühten sie üppig in der Dramaturgie auf.

Die Kurzgeschichte ist die schwierigste Kunstform. In einer großen Erzählung kann der Schriftsteller den Leser durch malerische Schilderungen, scharfsinnige Dialoge und wer weiß was noch alles „einwickeln“. Hier aber steht er nackt da. Er muß klug, er muß bedeutsam sein, denn die kleine Form erläßt ihm keineswegs den großen Inhalt. Er muß lakonisch sein, wie der Dichter eines Sonetts, aber das Lakonische muß durch die Verdichtung des Stoffes, durch die Auswahl des unbedingt Notwendigen erreicht werden. Architektonisch muß die Kurzgeschichte mit einem Komma und dem großen Aber dahinter aufgebaut und ein vollendetes Kunstwerk sein. Die Kurzgeschichte ist die beste Schule des Schriftstellers.

Gedanken beim Lesen

*Es gibt Schriftsteller, die rasensehr exakt.
Sie dichten aus dem Reinen ins Unreine.*

Tucholsky

Es gibt Schriftsteller, die drauflos erzählen, ohne einem mit einem Wort zu verraten, was sie da so erzählen. Sie scheinen ihre Leser für Gedankenleser zu halten.

Ja, und dann gibt es Autoren, die mit dem einen Auge nach der Mitwelt und mit dem andern nach der Nachwelt schießen. Dabei verscherzen sie sich Mit- und Nachwelt.

Andre gibt's, die einem mit jedem Satz zu verstehen geben: Schreibe ich nicht herrlich realistisch, he? Dabei kopieren sie nur eine Wirklichkeit, die's in Wirklichkeit gar nicht gibt.

O je – und dann die Feierlichen! Die mit dem getragenen Tonfall, die schreiben, wie ein gewisser Ernst von Possart, weiland Hofschauspieler, sprach. Die statt

Mitesser am liebsten Mitspeiser schreiben würden!

Ich kann nicht einfach einen Satz nehmen und ihn jemand in den Mund legen, der ihn in Wirklichkeit gar nicht in den Mund nehmen würde. Aber es gibt solche Sätze und solche Autoren.

Es gibt Schriftsteller, die gute Anfänge finden, aber dann – plötzlich zu stottern beginnen. Sie verursachen einem ein quälendes Gefühl, ein Gefühl wie beim Anhören eines Sprachgehemmten.

Es gibt Autoren, die nicht Schluß machen können. Ich meine nicht gleich mit dem Schreiben oder gar mit dem Leben. Aber wenn ich mir so ihre Romane ansehe, begreife ich nicht, warum sie mir nicht auf Seite 291 gesagt haben, was ich auf Seite 893 gar nicht mehr wissen will.

*Bei Dramen wie bei Fischen
muß man das Mittelstück erwischen . . .*
sagte Alfred Kerr. Mir scheint, das gilt auch für Epen. Ouvertüre und Finale ge-

raten manchen Epikern vorzüglich – aber die Mitte, die gute Mitte gerät sehr oft daneben,

Ein Buch, das mich nach den ersten drei Seiten nicht zum Weiterlesen verlockt, ja zwingt, lese ich nicht weiter. Das mag falsch sein. Aber es sündigt gegen das Gesetz der Spannung, dieses Buch, und deshalb geschieht seinem Autor recht.

Ein Autor soll nicht wie Thomas Mann oder Maxim Gorki schreiben, selbst wenn er's könnte (was er nicht kann). Jeder große Schriftsteller ist einmalig. Man kann ihn zum Vorbild nehmen. Aber es gibt Autoren, die schreiben können möchten, als hießen sie Thomas Gorki oder Maxim Mann. Zum Glück können sie's nicht.

Ein Buch, an dem ich als Leser nicht weiterdichten kann, ein Buch, das meiner Phantasie nicht einigen Spielraum gibt, mag ein großartiges Buch heißen, aber es ist ein schlechtes.

Der Leser darf nicht ans Gängelband genommen werden; der Autor muß ihn unmerklich lenken. Das ist keine leichte Kunst – aber welche Kunst wäre leicht?

Es gibt Autoren; die mündlich viel spannender sind als schriftlich. Sobald sie die Feder ansetzen, erlahmt ihre Erzählergabe. Sie werden angesichts des Papiers selber papieren.

Die kunstvollste Darstellung kann mir wertlose Menschen nicht nahebringen. Wohl aber können mir wertvolle Menschen durch eine kunstlose Darstellung ferner gerückt werden.

Gestalten müssen vor meinen Augen gestaltet werden. Mit Gestalten, die gleich fertig vor mich hintreten, bin ich als Leser sogleich fertig.

Der Leser will nicht nur mitlesen, er will mitdenken und mithandeln. Wehe dem Autor, der an alles gedacht hat, nur nicht an den Leser!

Richard Drews

„La Germania oggi“

Es gibt heute im westlichen Ausland einige Publikationsorgane, die, ohne recht eigentlich progressiv orientiert zu sein, bemüht sind, die politische und geistige Situation in der Welt objektiv wiederzugeben. Dazu gehört die in Rom erscheinende „Zeitschrift für internationale Kultur“ ULISSE (ULISSE, Rivista di Cultura Internazionale), die von Maria Luisa Astaldi geleitet wird. Verschiedentlich schon hat diese Zeitschrift versucht, die unterschiedlichen ideologischen und politischen Aspekte der Welt anzuzeigen, wobei (ohne Wertung) die Vertreter mannigfaltiger und mitunter gegensätzlicher Meinungen zu Wort kamen. So – um einige Beispiele herauszugreifen – im Heft I, das Fragen der Atomzivilisation behandelt, im Heft V über „Ideologien der zeitgenössischen Welt“ oder im Heft XV über „Westen und Osten“.

Unsere Aufmerksamkeit nimmt indessen das XXI. Heft dieser Zeitschrift in Anspruch, das im Frühjahr dieses Jahres erschienen ist. Es ist dem Deutschlandproblem gewidmet; und auch in diesem Falle hat es sich die Redaktion angelegen sein lassen, Repräsentanten aus Ost und West abzudrucken. Über die politische Situation des gespaltenen Deutschland schreiben z. B. Giseler Wirsing, Chefredakteur von „Christ und Welt“, und Gerald Götting, Generalsekretär der CDU; über die literarischen und kulturellen Rangordnungen äußern sich Hermann Kesten, Hans Werner Richter, Karl Schwedhelm und aus der DDR Günther Cwojdrak und Ingeburg Djacenko. Probleme der Jugend und der Philosophie freilich werden entweder nur von westlichen Autoren (Werner Rautenberg, Joachim von Stülpnagel) oder von italienischen Sachkennern behandelt; das gleiche gilt für die Beiträge, die der religiösen Entwicklung in der Bundesrepublik gewidmet sind. Insofern also ist das Abbild der politischen und geistigen

Situation Deutschlands in „ULISSE“ einseitig.

Das kommt etwa in den Beiträgen Rautenbergs und Stülpnagels zum Ausdruck; der eine billigt dem preußischen Geist das Primat in den geistigen Rangordnungen des heutigen Deutschlands zu, der andere ergeht sich in faden Verleumdungen über die Situation der Jugend in der DDR. Wir finden weiter einen sehr interessanten kritischen Beitrag von Remo Cantoni über das Werk des späten Heidegger, in dem die Heideggersche Philosophie als eine zureichende Ursache für die geistige Zerrissenheit in der Bundesrepublik gewertet wird; dann den Artikel von Luigi Quattrocchi „Philosophie und Ideologien nach dem Kriege“, in dem zwar sehr viel von Phänomenologie und von Karl Jaspers die Rede ist, aber kein Wort über progressive Philosophie gesagt wird. Indessen zeigt sich trotz dieser (in einem gewissen Sinn) verzerrenden Zusammenstellung schon bei den politischen Beiträgen ein bemerkenswertes Faktum: Gerald Göttings gründliche Analyse der Situation begreift die politische Renaissance in der DDR als eine zugleich wesentlich kulturell bestimmte, geschichtliche Wiedergeburt; sein Aufsatz gewinnt durch Maßhalten und unterscheidet sich wohlthuend von den Konjunkturthesen Wirsings oder Gisella Bonns.

Eine ganz ähnliche Tendenz ist bei einem Vergleich der literarischen Beiträge festzustellen. Hermann Kestens Beitrag „Die Situation der deutschen Literatur“ spiegelt die tiefe Sorge um das Geschick der deutschen Literatur wider; er vermag kaum ein Fortschreiten wahrzunehmen und konstatiert (ein wenig resigniert) die Zerteilung und Zweiwertigkeit der deutschen Literatur. Für ihn sind die Gefahren größer als die Hoffnungen. Sehr ernst zu nehmen ist Kestens Warnung vor dem Bruch mit der literarischen Tradition, vor dem Niedergang der literarischen Kritik und den Erscheinungen des Provinzialismus; manches mag auch für uns gelten. Unverständlich jedoch bleibt Kestens

Warnung vor dem „russischen Realismus“. Unverständlich auch, daß er den Blick vor der Literaturentwicklung in der DDR verschließt, werden doch gerade in der DDR die Gefahren hartnäckig bekämpft, die Kesten als lebensgefährlich für die deutsche Literatur ansieht.

Die Beiträge von Karl Schwedhelm über die deutsche Nachkriegsliteratur, von Hans Werner Richter über die „Gruppe 47“ und von Bonaventura Tecchi über Stefan Andres bieten wenig Neues und unterstreichen lediglich die resignierende Zerrissenheit, die Kesten konstatiert. Wichtig ist der Hinweis von Giovanni Necco in seinem Beitrag „Bedingungen des deutschen Schriftstellers“, der, wiewohl einseitig konzipiert, Alfred Kantorowicz Bemühungen um eine einige, weltoffene deutsche Literatur hervorhebt, die seine Zeitschrift „Ost und West“ ausgezeichnet haben, wichtig aus dem Grunde, weil es sich hierbei um *unsere* Bemühungen, um eine Aufgabe der progressiven deutschen Schriftsteller in der DDR handelt.

Auf dieses Bemühen weisen auch die beiden Beiträge von Günther Cwojdrak und Ingeburg Djacenko hin; Cwojdrak arbeitet die bestimmenden ideologischen Aspekte in Ost und West heraus und stellt mit großer Berechtigung eine sich verstärkende Tendenz zur Opposition in der westdeutschen Literatur fest, die in mehr, als einer Beziehung mit der humanistischen Mission der Literatur in der DDR korrespondiert. Ingeburg Djacenko, die über neue Literatur in der DDR schreibt, erklärt die Bedeutung der sowjetischen Literatur für die DDR, wenn sie auch bei ihrer Einschätzung der gegenwärtigen literarischen Situation nach meiner Überzeugung die wahren Wertmaße verschiebt und allzuviel Gewicht auf einige im Provinziellen steckengebliebene Literaturwerke legt. Der aufmerksame Leser des „ULISSE“ wird aber nicht umhin können, die Geradlinigkeit unserer Literaturentwicklung mit der Zerrissenheit in Westdeutschland zu vergleichen. ak

Papier, Papier!

Unsere Buchläden haben heute ein anderes Aussehen als vor vier, fünf Jahren. Das Angebot ist reichhaltiger, vielfältiger, farbiger geworden. Unsere Weitherzigkeit in bezug auf Neuauflagen von Standardwerken der Weltliteratur ist erquickend, die einmalige Eingleisigkeit und Engherzigkeit ist überwunden. Doch zur gleichen Zeit ist der Ruf nach mehr Kinder-, Jugend- und Abenteuerliteratur lauter und lauter geworden, nicht zuletzt wegen der immer bedrohlicher anschwellenden Schund- und Schmutzflut, die sich durch alle möglichen und unmöglichen Kanäle aus dem Westen in unsere Republik ergießt. Erzieher und Pädagogen haben, unterstützt von vielen anderen verantwortungsbewußten Menschen, den Feldzug *gegen* diese Pest, *für* das gute Kinder- und Jugendbuch begonnen. Wohl blieben die Schriftsteller mit ihrem Schaffen hinter diesen Anforderungen etwas zurück, eine ebenso große Schwierigkeit im Kampf gegen die amerikanische Geistesvergiftung war jedoch etwas anderes: der Papiermangel.

Vor Jahresfrist etwa versprach der Leiter des Amtes für Literatur Mitarbeitern des Kinderbuchverlages, dieses Hindernis werde überwunden werden. Er hat sein Versprechen eingelöst, obwohl das Gesamtkontingent für Buchdruckpapier nicht erhöht worden ist. Auch für den Außenstehenden sichtbar ist die Bewilligung von Nachauflagen für beliebte Titel, die Erhöhung der Auflage bestimmter Hefte aus der Reihe „Das Neue Abenteuer“ (Verlag Neues Leben) und die Geburt einer neuen Reihe unter dem Rubrum „Aus Weiter Welt“.

Bleibt also der Ruf nach dem guten Unterhaltungsbuch für Erwachsene. Hier hofft das Amt für Literatur, 1956 zu ähnlichen günstigen Ergebnissen zu kommen, wie dies bei der Kinder- und Jugend-

buchproduktion schon 1955 gelungen ist. Im Augenblick wird der Lesehunger in diesem Genre bei weitem nicht gestillt. Die Ursachen dafür? Jeder Oberschüler kennt den Wert der geschätzten Exportobjekte Holz-Zellulose-Papier auf dem Weltmarkt, weiß vom Raubbau an unseren Wäldern durch kapitalistische Mißwirtschaft und Krieg. Gewisse Tatsachen jedoch scheinen dem an sich erklärlichen Papiermangel hohnzusprechen. Während es manchmal wochenlang kein Durchschlagpapier zu kaufen gibt, kann man DIN-A-5-Bogen, zu 50 Stück gebündelt, im HO-Warenhaus als – Toilettenpapier kaufen. Während eine Konsum-Verkäuferin die ihr gelieferten, in fleißiger Arbeit entstandenen Tüten aufschneidet, um Packpapier zu erhalten, bekomme ich nebenan im Tabakgeschäft Zigarren in bestem holzfreiem Buchdruckpapier. Obwohl Kunstdruckpapier überaus rar und kostbar ist, legt eine Autorin ihrem Verleger ein Manuskript von etwa vierhundert Seiten auf den Tisch – jede Seite erstklassiges Kunstdruckpapier. Im ganzen Bezirk gab es kein Blatt gewöhnliches Papier zu kaufen, Kunstdruckpapier dagegen in jeder Menge.

Man ist versucht, mit derartigen Sünden noch Seiten zu füllen, der Ausrede gewärtig: „Nun ja, das sind Kinderkrankheiten!“ Aber Kinderkrankheiten können zum Tode führen, wenn sie chronisch werden. Über das Thema „fehlgeleitetes Papier“ habe ich mir ein kleines Museum angelegt. Sehe ich es durch, so kommt mir die Geschichte von jenen Partisanen in den Sinn, für die der Besitz von Patronen oft gleichbedeutend war mit Sein oder Nichtsein, und die doch eines Abends im Trunk wertvolle Munition in die Luft schossen. Druckpapier ist Munition, wer es leichtfertig verpulvert, hat nicht einmal die Entschuldigung jener

Partisanen, im Rausch zu handeln. Die Lebensnotwendigkeit der Schwerindustrie und damit ihre Bevorzugung sind uns in all den Jahren selbstverständlich geworden – es wäre an der Zeit, der Leichtindustrie leichtesten Stoff, das Papier, ebenfalls schwerer zu nehmen, als wir es tun.

Durch solche Tatsachen bedrückt, machte ich mich an eine Umfrage. Dem Leiter des Amtes für Literatur gegenüber gab ich gleich am Telefon eine Breitseite ab; ich betonte, daß ich zwar die Wünsche, Klagen und Sorgen der Schriftsteller gut kenne, als gewissenhafter Reporter aber auch „die andere Seite“ hören wolle. Vom anderen Ende des Drahtes kam ein Lachen: „Andere Seite? Menschenskind, Erge, wir leiden doch an der gleichen Krankheit, sinnen gemeinsam auf Abhilfe, sind also keine Gegner, sondern Verbündete im gleichen Kampf!“ Diesen freundschaftlichen Uppercut steckte ich gern ein. Sympathisch war auch, daß mein Gesprächspartner „gleich morgen früh um acht“ Zeit für mich hatte, obwohl da eigentlich seine Ferien begannen.

Als mir Karl Wloch am anderen Morgen die Hand schüttelte, hatte ich nicht das Gefühl, ein lästiger Frager zu sein, der von einem „Beamten“ möglichst schnell auf elegante Art hinauskomplimentiert werden soll. Hier stand ein Mann, der seine Aufgabe mit Lust und Liebe angepackt hat und fest entschlossen ist, den Teufelskreis „Papiermangel“ durchbrechen zu helfen. Ich bekam bestätigt, was ich schon von einigen Verlegern erfahren hatte. Es gibt nicht nur den Rohstoffmangel, sondern auch andere Engpässe. Zum Beispiel die veralteten Anlagen unserer Papierfabriken, die, Jahrzehnte hindurch von den kapitalistischen Unternehmern nur unter Profitgesichtspunkten betrieben und nie erneuert, im vergangenen Jahr noch durch Hochwasserschäden stark beeinträchtigt worden sind. Auch die Kapazität der Druckereien ist ein solcher Engpaß.

„In Deutschland, dem Land des Buchdrucks?“ frage ich erstaunt, obwohl mir auch dieser Kummer nicht neu ist.

Ich erfahre Einzelheiten. Die Leichtindustrie, besonders die Polygraphie, mußte wegen der lebensnotwendigen Bevorzugung der Schwerindustrie zeitweilig zurücktreten. Trotz steigendem Bedarf und sprunghaft steigender Produktion von Druckerzeugnissen wanderten viele Fachkräfte in höheren Lohn versprechende Branchen der Schwerindustrie ab. Ein Investitionsstopp für neue Maschinen belastete den – aus ähnlichen Gründen wie in der Papierherstellung überalterten – Maschinenpark immer mehr.

„Wenn also“, fragte ich, „das Papierkontingent sich auch im nächsten Jahr nicht erhöht, wie soll es da gelingen, jene immer wieder verlangten Bücher in genügender Menge auf den Markt zu bringen?“

„Durch die Reserve.“

„Was für eine Reserve?“

„Die wir uns schaffen, indem wir den Verlagen von Anfang an ein etwas geringeres Quantum zuteilen, als sie bei der Aufschlüsselung hätten erhalten können. Damit bremsen wir die begreifliche Lust der Verleger an Massenauflagen solcher Werke, die nach normalem Ermessen nur langsam verkauft werden und das Verhältnis von Herstellung und Absatz ungesund beeinflussen. In unserer Situation ist ein schneller und reibungsloser Geldumlauf die Hauptvoraussetzung einer gut funktionierenden Wirtschaft.“

„Da werden aber die Verleger meutern“, ist meine erste Reaktion. Wie zur Bestätigung kommt in diesem Augenblick ein Anruf, jemand beschwert sich über eine neuerliche „Papierkürzung“, die ihn zwingt, seine Produktion neu zu planen.

„Allerdings!“ Der Leiter des Amtes wird direkt. „Ohne etwas Bemühung und Arbeit werden wir aus diesem Dilemma nicht herauskommen. Wenn wir das aber wollen, müßt ihr alle mithelfen!“

Aus den gleichen Gründen befürwortet Karl Wloch kleinere Anfangsauflagen, obwohl dies die Herstellung etwas verteuert. Aber lieber sollen sich die Erstauflagen etwas verteuern, als daß wir

schwer- oder langsamabsetzbare Auflagen lagern müssen und so unserer Wirtschaft einen viel größeren Schaden zufügen.

„Das mit den kleineren Erstauflagen wird den Schriftstellern gar nicht schmecken“, gebe ich zu bedenken.

„Entweder ihr seid für Qualität oder nicht. Man kann sie nicht nur immer von den andern fordern. Ein Schriftsteller, der etwas kann, braucht diese Neuregelung nicht zu fürchten, die sich übrigens erst im nächsten Jahr auswirken wird, weil in diesem Jahr die geltenden Verträge über die Auflagenhöhe selbstverständlich eingehalten werden müssen. Aber hat er ein gutes Buch geschrieben, das sich durchsetzt und immer und immer wieder verlangt wird, so wird ihm auch die Nachauflage bewilligt. Und reicht die nicht, eine dritte und vierte.“

Auf mein ungläubiges Grien eriefert sich mein Gesprächspartner etwas:

„Aber welchen anderen Sinn sollte denn die Reserve haben? Das Gute soll höhere, das Mittelmäßige und Schlechte verminderte Chancen haben. Vernünftige Proportionen, das ist das Geheimnis. Unser Amt muß mehr als bisher wirklich leiten. Wir sind kein Gremium von Stilschnitzerkorrektoren und Kommafuchsern. Für diese Dinge tragen Verlag und Autoren die Verantwortung.“

Mein Gesicht scheint immer noch keine reine Wonne auszudrücken, denn ähnlich vernünftig klingende Theorien haben wir bereits des öfteren vernommen, ohne daß sich die Praxis sonderlich danach gerichtet hätte. Aber Karl Wloch sagt:

„Kommt mit euren Sorgen zu uns. Für jedes nützliche Buch machen wir Papier frei. Am Jahresende soll von der Reserve kein Blatt mehr vorhanden sein. Sie wird restlos verbraucht werden für Bücher, die es verdienen.“ Er zitiert mir das Beispiel des Romans „Unternehmen Thunderstorm“ von Wolfgang Schreyer, dessen Erstauflage von 15 000 Exemplaren schnell vergriffen war und dessen Nachauflage auf Papierschwierigkeiten zu stoßen schien. Er erscheint jetzt bereits in der dritten

Auflage. Das ist immerhin ein solides Argument.

Ich frage, ob es noch andere Pläne gibt, Papier einzusparen und dafür mehr Bücher herzustellen. Karl Wloch berichtet von Bemühungen, die unzähligen Buchformate (die allerdings zum Teil eine Folge des Chaos sind, das in den Bogenformaten herrscht) zu normen. Die hohen Abschnittsverluste stehen in keinem Verhältnis zu unserer angespannten Papierlage. Außerdem müsse mit der Manie „Schönheit um jeden Preis“ Schluß gemacht werden. Selbstverständlich wollen wir unsere hohe Buchkultur in würdigen Spitzenerzeugnissen pflegen. Selbstverständlich werden weiterhin, wie schon in den vergangenen Jahren, die schönsten Bücher, die in unserer Republik erscheinen, prämiert werden. Aber Buch ist nicht gleich Buch. Man muß zu unterscheiden lernen zwischen einer bibliophilen Kostbarkeit und einem Buch für die Massen. Es ist erstaunlich, wieviel Tonnen Papier mehr hergestellt werden können, wenn wir das Gewicht des Buchdruckpapiers pro Bogen durchschnittlich um fünf Gramm, also etwa von siebzig auf fünf- undsechzig Gramm senken. Das mag manchen Bibliomanen schmerzen, aber die Erziehung von Millionen Lesern muß hier den Vorrang haben, zumindest so lange, bis wir aus der Sackgasse heraus sind.

Karl Wloch berichtet dann von den Erfolgen einer Sparaktion in den Druckereien. Leider hatte ich erst einige Tage später in einer großen Berliner Druckerei ein darauf bezügliches Gespräch mit einem Faktor (d. h. einem Meister), so daß ich nur nachträglich den Leiter des Amts bitten kann, mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit dafür zu wirken, daß der Unfug aufhört, der mir berichtet wurde. Es handelt sich um die vor Jahren eingerichteten „Persönlichen Konten“, durch die in der betreffenden Druckerei eine erfreuliche Papierersparnis erzielt wurde. Mit der Zeit wurden aber die Berechnungssätze immer weiter gekürzt. Sie sind jetzt auf einen Stand gekommen, bei dem der materielle Anreiz völlig verlorengeht, ja

Verärgerung erzeugt wird. Hier wird durch falsche Sparsamkeit das Gegenteil von dem bewirkt, was die kluge Maßnahme unserer Regierung beabsichtigte und zunächst auch erreichte.

Mein Besuch bei dem Leiter der Hauptabteilung Schöne Literatur im Ministerium für Kultur bestätigte mir, daß die Zusammenarbeit zwischen dem Ministerium, dem Schriftstellerverband und dem Amt für Literatur sich ständig verbessert. Peter Nell, selbst Schriftsteller, kennt unsere Sorgen genau: „Papier sparen, ja. Aber nicht zuerst an der zeitgenössischen deutschen Literatur, und nicht zugunsten einer bedingungslosen Bevorzugung von Werken, die notwendigerweise nur einen kleinen Interessentenkreis finden und daher langsam abgesetzt werden. Die gute zeitgenössische Literatur ist Massensliteratur und wirksamster Erziehungsfaktor.“ Peter Nell erinnert an die Bemerkung Lenins, daß Gorkis „Mutter“ als Faktor der revolutionären Entwicklung der russischen Massen von 1905 bis zur siegreichen Oktoberrevolution nicht fortzudenken sei. Man sollte sich, meint er, Zeitschriften, Fachblätter und ähnliche Publikationen einmal darauf ansehen, ob nicht einige davon unter verschiedenen Titeln das gleiche Programm verfolgen und ob nicht eine Zusammenlegung dazu führen könnte, daß Papier und Redaktionskräfte eingespart werden.

Aber das Amt für Literatur und das Ministerium für Kultur sind ja nicht die *Produzenten* des Papiers. Sie *verteilen* es nur. Also auf zu den eigentlichen Quellen!

Beim Leiter der Hauptabteilung Polygraphie im Ministerium für Leichtindustrie und seinem engsten Mitarbeiter, denen ich dann gegenüber sitze, finde ich die gleiche Aufgeschlossenheit, die gleiche Bereitschaft, sich kollegial mit mir auseinanderzusetzen. Unsere gesamte Auflagenpolitik, meint Kollege Leitelt, müsse grundlegend geändert werden, dann sei die zur Verfügung stehende Papiermenge sogar ausreichend. Über diese letzte Behauptung kommt es zu einem Meinungsstreit, der

eins zu null für den Reporter endet. Denn, so folgert dieser messerscharf, wäre die Gesamtmenge des vorhandenen Druckpapiers ausreichend, so bräuhete das Amt für Literatur nicht zu teilweise einschneidenden Maßnahmen zu greifen. Dann zücke ich meinen Notizblock:

„Wie steht es mit der Ausnutzung von Zellstoffreserven wie Schilf, Kartoffelkraut und ähnlichem?“

„Mit Kartoffelkraut sind Versuche im Gange, um es als eingesäuertes Grünfütter verwenbbar zu machen; bei diesem Rohstoff genießt unsere Viehwirtschaft Vorrang. Schilf gibt es bei uns zu wenig, als daß es lohnte, es industriell nutzbar zu machen. Dagegen laufen mit den uns befreundeten Volksdemokratien Verhandlungen über größere Stroh- und Schilflieferungen. Für uns kommen vor allem Rapsstroh und Weißtorf in Betracht.“

„Sind auf diesem Gebiet Forschungsaufträge vergeben?“

„Ja. Sie sind abgeschlossen und haben uns für die künftige Nutzbarmachung der genannten Rohstoffe wichtige Erkenntnisse gebracht.“

„Aber vorläufig bleibt der beste Rohstofflieferant unser eigenes Altpapier?“

„Genau das ist der Fall.“

„Wird es in genügendem Maße aufgebracht?“

„Bei weitem nicht. Die Erfassung beträgt im günstigsten Fall ein Drittel dessen, was unsere Papierfabriken gebrauchen könnten.“

Nachdenklich verlasse ich das Gebäude. Als wir noch Ein-Blatt-Zeitungen wie Offenbarungen lasen, waren die Papierschwierigkeiten eines von den tausend Unterproblemen, die uns nicht besonders erregen durften, wollten wir nicht untergehen. Aber seitdem haben die sprunghaft ansteigenden kulturellen Bedürfnisse eine Situation herbeigeführt, die man schon vor Jahren hätte ernster nehmen müssen. Die Wichtigkeit des Stahls haben wir erkannt, die des Papiers jedoch unterschätzt. Je früher wir hier Wandel schaffen, desto besser.

Deutsche Belletristik in tschechischen Übersetzungen

Brief aus Prag

Bis zum zweiten Weltkrieg war in der Tschechoslowakei die Auswahl der zu übersetzenden Werke der deutschen Literatur im wesentlichen von zwei Faktoren bestimmt: von den Urteilen der bürgerlichen Literaturforschung und -kritik auf der einen Seite, und andererseits von dem Bestreben kapitalistischer Verleger, aus ihrer Tätigkeit größtmöglichen Gewinn zu schlagen. Eine neue Auffassung der Verlegerpflichten bahnte sich erst im Jahre 1945 an, und nach dem siegreichen Februar 1948 vollzog sich auch auf diesem wichtigen Kulturgebiet der Übergang zu neuen, sozialistischen Arbeits- und Unternehmungsformen.

Die Stellung der deutschen schöngeistigen Literatur in der Tschechoslowakei nach 1945 läßt sich nicht mit der anderer fremdsprachiger Literaturen vergleichen. Sie ist belastet von den psychologischen Auswirkungen der nazistischen Okkupation, die zunächst eine zwar unkritische aber verständliche Abneigung der meisten Leser gegen alles aus Deutschland Kommende, also auch gegen die deutsche Literatur, hervorgerufen hatte. Einen Umschwung brachten erst das sowjetische Beispiel und die unermüdliche Überzeugungsarbeit der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, die immer von neuem betonte, daß es verfehlt sei, alles Deutsche unterschiedslos in den gleichen Sack zu werfen; daß sich in der deutschen Literatur deutlich zwei Strömungen zeigen: eine, die reaktionären, und eine andere, die fortschrittlichen Tendenzen dient.

Eine Übersicht der schöngeistigen deutschen Bücher, die von 1945 bis 1954 in tschechischer Sprache erschienen, läßt erkennen, wie diese neuen Maßstäbe sich in der Tätigkeit der tschechoslowakischen Verlage durchsetzen. Zugleich zeigt sie

die Wandlung in der Haltung des tschechischen Lesers zur deutschen Literatur:

	<i>Bei privaten Verlagen</i>	<i>Bei kollektiven Verlagen</i>
1945	1	—
1946	4	—
1947	6	8
1948	1	8
1949	6	20
1950	—	29
1951	—	28
1952	—	11
1953	—	20
1954	—	24

Es sind also in diesem Jahrzehnt insgesamt 166 Übersetzungen aus dem Deutschen erschienen (einschließlich der Neuausgaben von Büchern, die schon vor 1939 erschienen waren, jedoch ohne Berücksichtigung der Auflagenzahl nach 1945), davon 148 Titel bei kollektiven Verlagsfirmen, 18 bei Verlagen in Privat-hand. Eine genaue Analyse zeigt, daß die erste Initiative bei der Herausgabe deutscher Belletristik zwar von privaten Verlegern ausgegangen ist (die kollektiven Verlagsanstalten konstituierten sich damals erst), daß die dabei getroffene Auswahl jedoch mehr als fragwürdig ist.

Die bisher größte Zahl von Titeln erreichte die schöngeistige deutsche Literatur in der Tschechoslowakei durch das Verdienst kollektiver Verlagsanstalten in dem Jahre, in dem sich das „Gesetz über die Herausgabe und Verbreitung von Büchern, Noten und anderen nichtperiodischen Publikationen“ vom März 1949 praktisch auszuwirken begann, nämlich 1950. Das 1952 festzustellende vorübergehende Absinken ist durch eine Umgruppierung im Verlagswesen verursacht, die damals schon im Gang war und darauf abzielte, die Verlagsarbeit stärker zu spezialisieren.

Es ist interessant nachzuprüfen, in welchem Verhältnis bei den angeführten 166 Titeln moderne und klassische Autoren vertreten sind.

	<i>Zeitgenössische Autoren</i>	<i>Klassische Autoren</i>
1945	1	—
1946	3	1
1947	12	1
1948	9	—
1949	21	5
1950	26	3
1951	24	5
1952	10	1
1953	14	6
1954	14	10

Der größten Beliebtheit unter den klassischen Autoren erfreute sich Heinrich Heine (9 Titel). Ihm folgen Gottfried Keller (6), Goethe (4), Büchner, Grimms-hausen, Kleist, Weerth (je 2), Abraham a Santa Clara, Fontane, Lessing, Schiller, Stifter (je 1). Unter den modernen Autoren finden wir Egon Erwin Kisch (12), Anna Seghers (10), Willi Bredel (9), F. C. Weiskopf (6), Lion Feuchtwanger (5), Heinrich Mann, Thomas Mann, Ernst Sommer, Franz Werfel (je 4), Eduard Claudius, Jan Petersen, Bodo Uhse, Alex Wedding, Arnold Zweig, Stefan Zweig (je 3) usw. Das erfolgreichste deutsche Werk war „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers; neben einer Veröffentlichung in der Zeitschrift „Květy“ ist es bisher viermal in einer Gesamtauflage von 84000 Exemplaren erschienen.

Die angeführten Übersichten zeigen, daß die Veröffentlichung von Übersetzungen aus dem Deutschen in der Tschechoslowakei im Steigen begriffen ist: trotz der immer strengeren Maßstäbe bei der Auswahl der Werke und ihrer adäquaten Wiedergabe steigt nicht nur die Titelzahl, sondern auch die Höhe der Auflagen. Davon zeugen auch die Perspektivpläne desjenigen Verlags, der heute bei der Herausgabe deutscher Belletristik in der Tschechoslowakei führend ist, des Staatsverlages für Schöne Literatur, Musik und

Kunst. Dieser bereitet zur 100. Wiederkehr von Heines Todestag eine siebenbändige Auswahl aus den Werken des Dichters vor, daneben eine Ausgabe von „Deutschland – Ein Wintermärchen“ mit Illustrationen von Max Schwimmer, ferner eine fünf-bändige Auswahl aus Gottfried Keller (neben einer illustrierten Ausgabe seiner „Züricher Novellen“) und eine sechs-bändige Auswahl aus Goethe unter Lei-tung von Louis Fünberg (neben einer Neuausgabe des „Faust“ mit den Illu-strationen von Delacroix und der ersten vollständigen tschechischen Übersetzung der Gespräche mit Eckermann). Weiter ist die Herausgabe der „Nibelungen“ ge-plant, deren neue Übersetzung im Nachlaß des verstorbenen Germanisten J. Kame-nář aufgefunden wurde, dazu eine Aus-wahl aus den Schwänken und Fastnachts-spielen von Hans Sachs, Wielands „Abde-riten“, Auszüge aus Forsters „Reise um die Welt“, das Gesamtwerk Georg Weerths (zu seinem 100. Todestag im Jahre 1956), das Gesamtwerk Georg Büchners, die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, Auszüge aus Bürger, Seume, E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Hölderlin, Eichendorff, Stifter, Storm und Raabe.

Aus der modernen deutschen Literatur wird vorbereitet: eine sechsbändige Aus-wahl aus Heinrich Mann, eine fünf-bändige Auswahl aus den Werken von Anna Seghers, eine Auswahl aus Willi Bredel, aus Thomas Mann (zu seinem 80. Geburtstag erscheinen außerdem von neuem die „Buddenbrooks“), aus Arnold Zweig, ferner aus Gerhart Hauptmann, Friedrich Wolf, Proben aus Tucholsky, Adam Scharrer, Hans Fallada, Hans March-witzas Neubearbeitung seines „Sturms auf Essen“, Lion Feuchtwangers Rousseau-Roman und andere.

Mit diesem Programm des Staatsver-lages für Schöne Literatur ist die Heraus-gabe deutscher Belletristik in der Tsche-choslowakei keineswegs erschöpft. Andere Verlage bereiten weitere Bücher vor: Bodo Uhse's „Patrioten“, Willi Bredels „Enkel“,

Lion Feuchtwangers „Goya“, Wolfgang Johos „Weg aus der Einsamkeit“, ferner eine sechsbändige, von einer Kommission des Übersetzerzirkels beim Tschechoslowakischen Schriftstellerverband zusammengestellte Anthologie moderner Lyrik.

Rudolf Vápeník

Aus unserer Korrespondenzmappe

Liebe NDL!

In Heft 4/1955 äußern Sie Ihre Meinung über das Sonderheft von „Kunst und Literatur“ zum II. Kongreß der sowjetischen Schriftsteller.

Ich möchte an Ihren letzten Satz anknüpfen. Auch ich habe die mangelhafte Wiedergabe der Diskussion bedauert, und mir bekannten Buchhändlern (ich bin Käufer) ging es ähnlich. Man hatte aus Berichten der deutschen Gäste, aus Erwiderungen auf Diskussionsbeiträge einiges erfahren, was neugierig machte.

Bei einem Bekannten sah ich jetzt die amerikanische Publikation „Ost-Probleme“, ein Arsenal des Antibolschewismus. Man hat ein Sonderheft zum Schriftstellerkongreß herausgegeben und – natürlich! – aus den Diskussionsbeiträgen besonders jene im Auszug abgedruckt, die sich durch kämpferische Kritik hervortun. Siehe da, das sind gerade die, auf die „K. u. L.“ verzichten zu können glaubt. Es sind Beiträge Scholochows, Ehrenburgs, Owetschkins, O. Berggolz, Kirsanows, Kawerins, Michalkows u. a.

Mir scheint der Urteilsbildung schlecht gedient zu sein, wenn man die Veröffentlichung offenbar unbequemer Kritik dem Gegner überläßt, wobei dessen unehrliche Motive geradezu den Schein zuverlässiger Informationen erhalten.

Am korrektesten berichtete meines Wissens die „Tägliche Rundschau“ von der Diskussion des Kongresses. Weil ich aber gerne wie ein Leser der „Literaturnaja Gaseta“ informiert sein möchte, werde ich

mir, wenn auch ungern, die Ausgabe der „Ost-Probleme“ schicken lassen.

Eduard Claudius hat in der „Täglichen Rundschau“ dem Sinne nach geschrieben: So wie beim sowjetischen Kongreß, so muß auch bei uns im Herbst die Diskussion frei, offen, mit dem Bemühen, alles auszusprechen, geführt werden. Und ich erlaube mir anzufügen: führen und dann auch *drucken!*

Mit freundlichen Grüßen und Dank für die Mühsal, besser: Sorgfalt, die Sie auf sich nehmen, aufwenden, um jeden Monat so eine NDL erscheinen zu lassen, bin ich Ihr
E. S., West-Berlin.

Ironie mit Vorbehalt?

Als kürzlich die niedersächsische Landesregierung den Nazi Schlüter zum Kultusminister machen wollte, hieß es in dem Kommentar einer unserer großen Zeitungen zu diesem Vorhaben:

„Wollte man die Sache ironisieren, könnte man sagen, daß die westdeutschen Kultusministerien jetzt dafür sorgen sollen, daß der deutsche Militarismus wieder die Zähne bekommen soll, die ihm bei Stalingrad, Warschau und Berlin ausgeschlagen wurden. Der Hintergrund ist ernster . . .“

Der Autor des Kommentars hat sich also vorgenommen, ironisch zu sein, ist sich aber anscheinend nicht ganz sicher, ob das zulässig ist. Er kündigt daher an, daß die Sache ironisiert werden *könnte*, wenn man *wollte*. Durch diese prinzipielle Erklärung über die Anwendbarkeit der Ironie im vorliegenden Falle mutig geworden, wagt es der Autor: er bringt das Bild von den bei Stalingrad, Warschau und Berlin ausgeschlagenen Zähnen – gar kein schlechtes Bild, obzwar nicht klar wird, wo hier die Ironie steckt. Aber der Autor hält es jedenfalls für Ironie. Und entschuldigt sich deshalb sofort: „Der Hintergrund ist ernster . . .“

Das kühne Unternehmen einer ironischen Bemerkung bittet also gleichsam durch eine Vor- und Nachbemerkung um mil-

dernde Umstände, als handle es sich um einen den Ernst der Sache herabsetzenden journalistischen Seitensprung, den man zwar begeht, aber nicht mit reinem Gewissen. Warum so ängstlich? Ironie und Satire, in der Journalistik, in der Publizistik, in der Literatur angewandt, sind keine Bettler, die vor dem „Ernst“ demütig den Hut lüften müßten. Sie sind *anders*, aber nicht weniger ernst als der Ernst!

Gerhart Eisler

Leibwächter-Literatur

Wir haben unlängst über das Buch eines Leiblakaien berichtet, das in der „New York Times“ – die sich gern ein Weltblatt nennen läßt – groß angezeigt worden war. Der Leiblakai als Schriftsteller scheint jenseits des Großen Teiches Schule zu machen. Jetzt kommt Churchills Leibwächter an die Reihe. Er hat ein Buch „Auftrag: Churchill“ geschrieben, besser gesagt von einem der in Amerika recht zahlreichen Weißen Neger – auch ghostwriter, Gespenst-Schriftsteller – schreiben lassen. Nicht genug damit, wurde er von einem Redakteur der „New York Times“, dem einstmaligen Lyriker Harvey Breit, der allsonntäglich eine Spalte der „Buchbeilage“ mit literarischen Klatschgeschichtchen füllt, interviewt. Als interessanteste Information über Churchill wußte der Leibwächter, Herr Thompson, dem Interviewer und dieser wiederum den Lesern folgendes mitzuteilen: „Er war stark, aber auch sehr sentimental ... Zwischen Tür und Bett seines Schlafzimmers pflegte er im Gehen seine ganze Bekleidung loszuwerden. Wenn ich mit dem Aufheben und Zusammenfalten fertig war, schlief er schon. Ich habe niemals jemand getroffen, der sich so schnell auskleidete und so schnell einschlief wie Churchill.“ Jetzt warten wir mit angehaltenem Atem auf die Memoiren von Adenauers Haushälterin und das intime Tagebuch der ehemaligen Amme von John Foster Dulles.

Schillernder SA-Barde

In einem westdeutschen Blatt finden wir die folgende Glosse:

Es ist etwa zwei Jahre her, da fand sich in der Hinterstube eines Restaurants im Münchener Stadtzentrum eine gespenstische Versammlung zusammen: eine Handvoll würdiger Männer mit dem genormten Blick erprobter Befehlsempfänger unter säbelzerhacker Paukbodenengstirnigkeit, strenggescheitelte Frauen mit Knoten à la Gertrud Scholz-Klink und eine größere Schar junger Menschen. Halbwüchsige in Windjacken und blonde Maiden mit blauen Fernwehaugen. Sie alle lauschten hingegen den Strophen des Rütlichswures, markig in das Sälchen deklamiert von Herbert Böhme, SA-Oberführer zur Wiederverwendung. Auf der Tür, hinter der diese Katakombenmesse zelebriert wurde, stand schlicht: Schillerfeier der Pflegstätte München des „Deutschen Kulturwerkes Europäischen Geistes e. V.“

München ist eine Stadt mit nahezu einer Million Einwohnern, in der ein Häuflein harmloser Irrer nicht ins Gewicht fällt. Deshalb – und weil die sogenannte unabhängige Presse ihren Zweckopportunismus gern mit dem Argument bemäntelt, sie wolle den Nazis keine kostenlose Reklame liefern, stand von dieser obskuren Schillerfeier anderentags nichts in der Zeitung; leider, wie sich zwei Jahre später, im Jahre der totalen Restauration 1955 erweist. Anfang Mai flatterte nämlich auf die bayrischen Redaktionstische eine pomposa Pressemitteilung, in der das „Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes“ eine gemeinsame Feierstunde zum 150. Todestag Friedrich von Schillers ankündigt. Als Mitveranstalter seien gewonnen worden: der „Verband Deutscher Soldaten“, der „Verband der Jagdflieger“, die „Deutsche Frauenkultur“, der „Coburger Convent der deutschen Landsmannschaften und Turnerschaften“, die „Deutsche Burschenschaft“ und ... die Namen weiterer zehn, zum Teil angesehener Organisationen seien hier schamhaft verschwiegen; da

sie keineswegs alle zur Wahlverwandtschaft Herbert Böhmes zählen, mögen sie aus Unkenntnis und arglos auf dessen braune Leimruten gekrochen sein. Wie sollten sie auch besser über ihn unterrichtet sein als die Verleger jener Zeitungen, die sich vor zwei Jahren weigerten, in ihren redaktionellen Spalten auf sein gefährliches Treiben hinzuweisen, und ihm jetzt willfährig Raum für seine Ankündigungen gewähren?

In Stuttgart hat Thomas Mann, der Meister der deutschen Sprache, die Schiller-Rede gehalten, und der Analphabet Hans Grimm ist darum aus der Schillergesellschaft ausgetreten. Was ihn als deren Mitglied legitimierte, ist so wenig bekannt wie die Art der Beziehungen Herbert Böhmes zu Schiller. Der alte SA-Barde könnte sich bestenfalls auf Paul Fechter berufen, der ihm in seiner Literaturgeschichte 1941 bescheinigte: „Etwas vom Pathos des jungen Schiller durchglüht seine Anfänge.“ Nun – diese Anfänge liegen weit zurück und das Pathos, das Böhme aus ihnen herübergerettet hat, hat mit Schiller so wenig zu tun wie die Fechterische Literaturgeschichte von 1941 mit der von 1932. Für eine künftige, den veränderten Zeitläuften angepaßte vierte Literaturgeschichte sei dem wandlungsfähigen Paul Fechter schließlich noch ein besonders schillerndes Böhme-Gedicht aus jüngster Zeit ans Herz gelegt, dessen letzte Strophe lautet: „Wer weiß, wo mir der Feldrain blüht. / Acker besitz ich keinen. / Hab mich mein Leben lang gemüht. / Es ist mir schier zum Weinen.“

Eric A. Peschler

Falsches Spiel

Im „Rheinischen Merkur“ ärgert sich einer über das, was er den Bolschewismus der „Frankfurter Allgemeinen“ und anderer gutbürgerlicher Zeitschriften Westdeutschlands nennt. Die Intellektuellen in Adenauers Reich sind ihm noch immer nicht „restaurativ“ genug. Koep-

pens Roman „Das Treibhaus“ wirkt auf ihn wie ein rotes Tuch auf einen Stier.

Selbstverständlich garniert der Wackere seine Ausführungen mit allerhand Informationen über Schriftsteller aus der Deutschen Demokratischen Republik. Da erfahren wir wirklich sensationelle Neuigkeiten. Seitdem Hans Mayer aus Frankfurt am Main nach Leipzig übersiedelte, „ist es um ihn still geworden“. Der Mann, der in Leipzig als Professor für deutsche Literatur wirkt, immer wieder in der Akademie der Künste Vorträge hält, ein Buch nach dem anderen veröffentlicht, auf den internationalen Pen-Club-Kongressen auftritt... dieser Hans Mayer muß ein Phantom sein, nur uns bemerkbar, für den „Merkur“ mit einer Tarnkappe bedeckt. Und genauso geht es Stephan Hermlin, er hat, unserem Gewährsmann zufolge, seit Jahren nur noch ein paar „handfeste Verszeilen“ veröffentlicht. Seine Bücher, seine Essays, seine Reden – sie existieren nicht.

„Falsches Spiel“ betitelt der gewisse Schreiber – Erwin Richter – seine Auslassungen, und er spricht da, aber auch nur da, zweifellos als Fachmann.

Erste Schwalben überm Großen Teich

Wir lesen in der „New York Times“: „Bei einer Umfrage haben 32 von 41 befragten Buchverlegern geantwortet, daß die Verkäufe im ersten Vierteljahr 1955 die des gleichen Zeitraums im Vorjahr um 5 bis 20 Prozent übertreffen... Natürlich kann dieser Aufschwung eine durch die allgemeine Geschäftstendenz bedingte Erscheinung sein. Aber wir zweifeln daran, besser gesagt: wir möchten nicht in dieser Richtung denken. Wir haben so ein Gefühl, daß Furcht und Hysterie in den letzten Monaten ihre Schwingen gestutzt bekommen haben, und wir sind der Meinung, daß William Blakes Erkenntnis „Wenn das Schwert im Schwange ist, liegt die Literatur darnieder“ viel für sich hat.

Die Kunst des Lesens erfordert eine gewisse Gemütsruhe des Lesers. Wir wissen, es gibt Ausnahmen, aber auf die Dauer liegen die Dinge so wie eben erwähnt. Die Steigerung der Buchkäufe spiegelt, unserer Ansicht nach, die Verminderung der Unruhe im Leser wider.“

In derselben Nummer der „New York Times“ findet sich – zum erstenmal seit vielen, vielen Jahren – ein Inserat, das Bücher eines sowjetischen Autors anzeigt. Es handelt sich um Makarenkos „Pädagogisches Poem“ und „Flaggen“. Noch hat kein amerikanischer Verleger diese Bücher herausgebracht, noch werden sie als „Importware“ angeboten, aber auch hier liegt, so scheint uns, ein Symptom der Entspannung vor.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Zwei machen ihn auch nicht. Aber, um im Bereich der zoologischen Bilder zu bleiben: kleine Fische sind auch Fische. Und sie können, sie mögen wachsen . . .

Nur Begrenztheit des Urteils?

Von Heinz-Dieter Tschöbörner (Bezirksbibliothek in Erfurt) erhalten wir die folgende Zuschrift:

Der klassische Antikriegsroman des Franzosen Henri Barbusse, „Das Feuer“, ist den Lesern unserer Republik durch den Verlag Volk und Welt in einer Neuausgabe zugänglich gemacht worden. Das ganze Grauen der Materialschlachten des ersten Weltkrieges, das Schicksal des Frontsoldaten im Schützengrabendreck, wird in diesem mutigen Werk meisterhaft gestaltet – eine unüberhörbare Anklage gegen den imperialistischen Krieg.

Auch in der deutschen Literatur gibt es Romane, die den Krieg entlarven und ächten. Die Neuausgabe des „Feuers“ sollte Veranlassung sein, sich ihrer zu erinnern.

In seinem offenen Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller forderte Nationalpreisträger Bertolt Brecht bereits 1951 die völlige Verbreitungsfreiheit des Buches, des Theaters, der bildenden Kunst,

der Musik und des Films für das Territorium ganz Deutschlands, mit einer Einschränkung: „Keine Freiheit für Schriften und Kunstwerke, welche den Krieg verherrlichen oder als unvermeidlich hinstellen, und für solche, welche den Völkerhaß fördern.“ Diese Vorschläge bilden den Ausgangspunkt der Programmklärungen unseres Ministeriums für Kultur. Alle Deutschen und besonders alle Kulturschaffenden in Ost und West, denen die Einheit der deutschen Kultur am Herzen liegt und die das Auseinanderleben der beiden Teile Deutschlands auf kulturellem Gebiete mit großer Sorge verfolgt haben, begrüßen diese Vorschläge und sind bereit, ihre ganze Kraft für deren Verwirklichung einzusetzen.

Für das Bibliothekswesen unserer Republik ergibt sich daraus die Aufgabe, einige frühere Maßnahmen zu überprüfen und in Übereinstimmung mit der Kulturpolitik unserer Regierung zu bringen. Vom Zentralinstitut für Bibliothekswesen wurde Ende 1952 eine „Beispielliste zur Aussonderung unwissenschaftlicher Literatur“ herausgegeben. Sie betrifft vor allem pazifistisches Schrifttum, und der schwerste Vorwurf, der erhoben wird, ist, daß die Autoren nicht zwischen gerechten und ungerechten Kriegen zu unterscheiden wissen. Unter ihnen befinden sich Werke wie Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ und Berta von Suttners „Die Waffen nieder“.

Berta von Suttner erhielt für ihren mutigen Roman den Friedens-Nobelpreis zu einer Zeit, als dieser Preis noch internationale Geltung hatte. Der westdeutsche Suttner-Film „Herz der Welt“, der in der letzten Programmklärung des Kulturministeriums als positives Filmwerk genannt wird, ist mit großem Erfolg in unseren Filmtheatern gelaufen. Remarques Roman wird in der Beispielliste als „eine erschütternde Anklage und ein ergreifendes Bekenntnis gegen den preußisch-deutschen Militarismus, gegen den Geist der Unmenschlichkeit und Grausamkeit, gegen die Sinnlosigkeit des Krieges“ gekennzeichnet.

Ich glaube, daß bei aller Begrenztheit der Erkenntnisse des Autors hier im Sinne der Programmklärung die humanistischen Werte weit überwiegen und daß die Grundtendenz des Werkes (denken wir nur an die Figur des Unteroffiziers Himmelstoß) durchaus positiv zu werten ist. Ich glaube ferner, daß unsere Werktätigen in ihrer überwiegenden Mehrheit heute durchaus fähig sind, die Grenzen des Autors zu sehen, und daß die „schonungslose offene Gesellschaftskritik“, die die Besprechung anerkennt, uns berechtigt, die Entfernung aus den Büchereien als eine Fehlentscheidung zu bezeichnen, die man sich nicht scheuen sollte, rückgängig zu machen.

Nachschrift der Redaktion: Die von Heinz-Dieter Tschörtner dargelegte Auffassung ist sicherlich bedenkenswert. Ein Werk wie „Die Waffen nieder“ von Berta von Suttner ist so unmißverständlich in seiner Zeit verwurzelt, die Begrenztheit der Erkenntnis, der es entspringt, so deutlich ersichtlich, daß aller Wahrscheinlichkeit nach davon kein lähmender, zur Passivität verleitender Einfluß ausgehen würde. Nicht ganz so steht es um „Im Westen nichts Neues“. Von einem Schilderer des ersten imperialistischen Weltkrieges erwartet der heutige Leser mehr Erkenntniskraft und Veränderungswillen, als bei Remarque zu finden ist. Vor allem aber: der Verfasser ist seiner damaligen Erkenntnis – so begrenzt sie auch sein mochte – nicht treu geblieben. Er, der den Unteroffizier Himmelstoß der Verachtung und dem Haß seiner Leser preisgab, läßt sich heute von den Förderern der neuen Himmelstoß-Typen mißbrauchen, gibt seine Zustimmung dazu, daß mit Rücksicht auf die Interessen der Remilitarisierung die deutsche Ausgabe seiner Bücher verstümmelt und kastriert wird. Was vor fünf- und zwanzig Jahren verzeihliche Begrenztheit des Urteils war, ist also seitdem stillschweigendes Komplicentum geworden. Einem solchen Autor gegenüber haben wir wenig Grund zu verständnisvoller Nachsicht oder gar Sympathie.

Wir gratulieren

Im internationalen literarischen Wettbewerb anläßlich der Weltfestspiele in Warschau erhielten der französische junge Schriftsteller François Querelle für sein Poem „Auf bald, auf bald, mein Kind“ und der Deutsche Franz Fühmann für seine Dichtung „Die Fahrt nach Stalingrad“ je einen ersten Preis. Außerdem wurden fünf von den sechs jungen Erzählern, denen wir in unserem Juliheft das Wort gaben, ausgezeichnet: Manfred Bieler („Der Vogelherd“) und Horst Beseler („Im Schatten des großen José“) erhielten je einen zweiten Preis, Carl Amery („Claudel-Soirée in der Provinz“) und Franz Kain („Das Beerenmädchen“) je einen dritten Preis. Einer der vier Sonderpreise, der „Preis des Friedens“, wurde Philipp Wiebe („Vielleicht würde es so kommen“) zugesprochen. Wir freuen uns mit den preisgekrönten Autoren und beglückwünschen sie herzlich.

An die Redakteure der Zeitschrift „Aufbau“

Liebe Freunde und Kollegen!

Der Geburtstag des älteren Bruders ist auch für die jüngere Schwester ein froher Tag. Die „Neue Deutsche Literatur“ gratuliert dem „Aufbau“ zu seinem zehnjährigen Bestehen mit geschwisterlicher Herzlichkeit. In diesen zehn schweren und schönen Jahren hat der „Aufbau“ seinen guten Teil dazu beigetragen, den Boden der Zukunft zu bereiten. Manches wertvolle literarische Werk, manche mutige, brillante Kritik, manchen interessanten Essay konnten wir bei Euch lesen, und als die „Neue Deutsche Literatur“ geboren wurde, war auch der „Aufbau“ als eine Art Pate zugegen. Wir hoffen, daß wir noch lange nebeneinander gehen werden, uns gegenseitig stützend, zuweilen auch – das kommt unter Geschwistern vor – uns freundschaftlich streitend. Auf ein neues Jahrzehnt also!

Redaktion „Neue Deutsche Literatur“

O diese Sprache!

Karl Kraus.

„Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“

Vor einiger Zeit veröffentlichten wir eine Besprechung des neuaufgelegten Werkes von Karl Kraus „Die Sprache“. Zur Rechtfertigung und Unterstützung unserer eigenen, an dieser Stelle Monat für Monat unternommenen Bemühungen geben wir heute dem Klassiker der Sprachkritik selbst das Wort. Aus dem obengenannten Werk drucken wir – mit freundlicher Erlaubnis des Köselverlags, München – eines der interessantesten Kapitel nach. Bemühungen des Verlages Volk und Welt, die Lizenz für eine Ausgabe in der Deutschen Demokratischen Republik zu erhalten, sind leider gescheitert.

Einer der berühmtesten Sprachfehler; aber er sollte noch berühmter dadurch sein, daß ihn die meisten Deutschen nicht hören. Daran verhindert sie eben die Geläufigkeit des gar nicht anders denkbaren Zitats. So muß ein Fall mit demselben Gebreche konstruiert werden. Die Grammatiker sprechen zwar davon, daß es zuweilen notwendig sei, das mit dem Artikel zusammengezogene Vorwort aufzulösen und „von dem“, „an dem“, „zu dem“, „in dem“, „bei dem“ zu sagen, aber sie sagen nicht, warum, und behandeln mehr als Etikettfehler, was nichts Geringeres ist als eine völlige Verschiebung des Gedankens. „Vom Wein, den ich gekostet habe“: das kann nur bedeuten, daß ich vom Wein im allgemeinen oder von der vorrätigen Gattung im allgemeinen etwas aussagen will und nebenbei, etwa bestärkend: daß ich ihn gekostet habe. „Von dem Wein, den ich gekostet habe“, bedeutet, daß ich von dem Wein, den ich gekostet habe, und erst auf Grund dieser Erfahrung etwas aussagen will. Der Artikel hat beinahe den Charakter eines hinweisenden Fürworts (Von jenem Wein, den –). Es ist ein Unterschied, ob ich sage: „Vom ältesten Wein, den –“ oder „Von dem ältesten Wein, den –“. Dieses, offen-

bare das Richtige, will von dem ältesten unter jenen Weinen, die ich gekostet habe, etwas besagen. (Hierin sind zwei Demonstrativa enthalten: von jenem Wein, der der älteste unter jenen ist, die –). Das andere würde von dem ältesten Wein handeln, den es gibt und den ich gekostet haben will. In jenem ist die Aussage ohne den Relativsatz, der ein Wesentliches darstellt und einer Begriffsbestimmung gleichkommt, hinfällig. In diesem ist die Aussage auch ohne den Relativsatz, der ihm nur ein Merkmal hinzufügt, abgeschlossen.* Hier ist er eine mit „nämlich“, „übrigens“, „notabene“ koordinierte, beigeseelte oder gleichgesetzte, Ausführung; dort ist er subordiniert, aber das Verhältnis ist so, daß der Hauptsatz in ihm einen Gefangen gemacht hat, der ihn nicht mehr losläßt. Da ist nun gerade, weil die Beziehung so eng ist, die Zusammenziehung des Vorworts mit dem Artikel (vom, am, zum, im, beim) verfehlt. Es

* Anders beim Infinitivanschluß, der an sich schon den Zusammenhang gewährleistet und eine Zweideutigkeit ausschließt. Hier kann die Verschmelzung der Präposition mit dem Artikel eintreten: „Beim Versuch, zu entkommen“, „Im Begriff, etwas zu tun“, obgleich gerade hier die Aussage des Hauptsatzes ohne den Infinitivsatz hinfällig und nicht abgeschlossen wäre. Während der älteste Wein ohne den Relativsatz zum überhaupt ältesten wird, sich also begrifflich verstärkt, besteht der „Versuch“ ohne den Infinitivsatz überhaupt nicht, und der Artikel, der dort eine verbindende Funktion hat, hat hier gar nichts mehr zu bestimmen. Einigermassen anders wieder vor einem daß-Satz: „zum Beweise, daß“. Es könnte wohl „zum Beweise, daß etwas wahr ist, eine Tatsache dienen (oder angeführt werden)“, jedoch müßte „zu dem Beweise, daß etwas wahr ist, eine Tatsache gehören“. In jenem, wo die Einheit formelhaft hervortritt, ist die Handlung des Hauptsatzes identisch mit der Beweishandlung; in diesem tritt sie erst hinzu. Dort ist „zu“ mit dem Beweis verbunden („als“), hier mit der Handlung des Hauptsatzes. Ferner bei genitivischen oder präpositionellen Anschlüssen: Beim oder bei dem Gedanken jenes Tages (an jenem Tag). Hier würde der Stil zu entscheiden haben, ob der gewichtlosere Inhalt einer Feststellung die Verschmelzung erlaubt oder das Gefühlsmoment (etwa im Schwur) die Auflösung erfordert.

kann noch eine stärkere Diskrepanz eintreten als die zwischen Merkmal und Wesen. „Am Tage, als ich den Brief schrieb“ oder „An dem Tage, als ich den Brief schrieb“. Jenes: ich habe den Brief bei Tag und nicht in der Nacht geschrieben; und das ist noch anderes geschehen. Dieses: ich habe den Brief an demselben Tage geschrieben, von dem ich etwas aussagen will. Der Brief ist sozusagen das Datum des Tages. Sein Schreiben kann in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Haupthandlung eintreten, die geradezu ihr Motiv von ihm empfängt. In solchem Fall ist die Einbeziehung des Artikels, die nur jenen anderen Sinn zuläßt, unmöglich. Die Auflösung ist der eigentliche Behelf des Gedankens, den die Sprache nicht immer so zur Verfügung hat. Zum Beispiel nicht bei einem „Heute, wo“ oder ähnlichen Zeitbestimmungen, wo ausschließlich das gedankliche Milieu für den Sinn aufzukommen und zu entscheiden hat, ob eine Verbindung oder nur eine Begleitung gedacht ist. Dort, wo der Artikel die Absicht des Hinweises ermöglicht, darf diese nicht verlorengehen. Während „am Tage, als ich den Brief schrieb“ nur den Tag der Nacht entgegenstellen könnte, weil „der Tag“ sonst keine absolute Funktion für irgendeine Handlung hätte, die man von ihm datieren kann, und man andernfalls eben sagen müßte: „an dem Tage“ oder „an einem Tage“, würde etwa „am Abend, als ich den Brief schrieb“ das folgende bedeuten: ich habe am Abend irgend etwas unternommen und bemerke beiläufig, daß ich da auch den Brief schrieb. Die innere Verbindung der beiden Handlungen kann ich eben nur durch die äußere Auflösung bewirken: an dem Abend, als ich den Brief schrieb. Ebenso verschieden ist: „Er kam an dem Sonntag an, wo ich abreiste“ von „Er kam am Sonntag an, wo ich abreiste“. Dieses Beispiel führen die Grammatiker, denen ein rechtes Durcheinander mit den zu verschmelzenden oder nicht zu verschmelzenden Vorwörtern beliebt, in einer Rubrik, in der ausgeführt wird: „Wo in ‚am‘, ‚zum‘ der *unbestimmte* Artikel steckt,

kann dafür natürlich nicht ‚an dem‘, ‚zu dem‘ eintreten.“ Dieser Weisung liegt eine Begriffsverschiebung zugrunde. Eine Grammatik setzt fest, daß in „am“ usw. die Verschmelzung mit dem Dativ des „bestimmten oder *unbestimmten* Artikels“ erfolgt sei. Das ist falsch. Rein grammatisch ist darin nie der unbestimmte Artikel enthalten, es kann immer nur von „an dem“ und nie von „an einem“ stammen. Gleichwohl kann es der Fall sein, daß „am“ sprachlich einem „an einem“ gleichkommt. Aber die Sprache ermöglicht dies nur in formelhaften Wendungen, etwa dort, wo ein Rang, ein Datum, ein Zustand, eine Krankheit bezeichnet wird: „Man wählte ihn zum Gesandten“, „Er kam am Sonntag“, „Es gereicht ihm zum Vorteil“ und „Er leidet am Schnupfen“. Grammatisch ist das nichts anderes als: zu dem Gesandten, an dem Sonntag, zu dem Vorteil und an dem Schnupfen, wiewohl es natürlich bedeuten mag, daß er ein Gesandter wurde, an einem Sonntag kam, einen Vorteil gewinnt und einen Schnupfen hat. Aber „einen“ Schnupfen würde man sagen, wenn man diesen schon nach Art und Grad vorstellt; „den“ Schnupfen: wenn diese Krankheit nur von anderen unterschieden wird. (Welche Krankheit hat er?) Ausschließlich diese Vorstellung ist in „am Schnupfen“ enthalten. (Als Beweis dafür, daß darin der unbestimmte Artikel „steckt“, möchte Sanders anführen, daß man „an einem heftigen Schnupfen“ sagt. Worin zweifellos der unbestimmte Artikel steckt.) Einer starb am Durchfall: „der“ Durchfall war die Krankheit, an der er starb. An einem Durchfall: etwa als unmittelbarer Todesursache, als Begleiterscheinung einer anderen Krankheit. Er lag am Typhus darnieder und starb an einem (oder an) Scharlach: die erste Krankheit ist die Kategorie, die zweite der hinzutretende Fall, der in seiner Vereinzelung sichtbar wird. „Steckt“ hier wo der unbestimmte Artikel, so nicht in „am“, sondern in „an“. („Zu einem“ könnte auch „zu ’nem“ oder „zu ’n“ ergeben; nie „zum“.) Dem Grammatiker widerfährt die

groteske Naivität, „vor weiblichen Hauptwörtern als Namen bestimmter (nicht mehrere Arten umfassender) Krankheiten“, den bestimmten Artikel einzuräumen: „An der Gicht, Cholera, Schwindsucht, Pest usw.“ Die Ausnahme „an der“ als Beweis dafür, daß „am“ aus „an einem“ besteht! Als ob nicht eher und einfacher das „an der“ aus der Unmöglichkeit einer Verschmelzung zu erklären wäre, die eben bei „an dem“ gelingt. Daß im Femininum ein Bedeutungsunterschied eintreten soll, ist um so sinnloser, als zum Beispiel doch eher der Scharlach eine bestimmte Krankheit ist als die „mehrere Arten umfassende“ Schwindsucht oder Pest. Und schließlich tritt noch die Überraschung* hinzu, daß hier wie dort der unbestimmte Artikel gedacht werden kann: an Gicht oder an Typhus. Dort, wo eine begriffliche Gleichartigkeit streng gefaßt ist, die nichts Differenzierendes zuläßt, wird der bestimmte Artikel gedacht, der aber so wenig hinweisenden Charakter hat, daß er die Verschmelzung erleidet, was besonders bei jenen Formeln der Fall ist. Dort aber, wo das Substantivum in seiner Besonderheit hervortritt und eben deshalb mit dem unbestimmten Artikel verbunden ist, kann nie „vom“ gesetzt werden. (Hierzu mag, um die Sprachmerkwürdigkeit des unbestimmten Artikels für die bestimmte Sache einprägsam zu machen, darauf verwiesen sein, daß „der“ wie „ein“ sowohl individuelle als generelle Bedeutung haben können. Aber wie viel deutschsprechende Menschen wird es geben, welche den Vollgehalt eines Artikels empfinden und die beiden am häufigsten in den Mund genommenen Wörtchen durchzudenken imstande sind? Sie mögen den Stilhanswurst des Expressionismus wahrhaft dankbar dafür sein, daß sie sie einer solchen Verpflichtung entheben und mit dem „Abbau“ der Artikel erfolgreich eingesetzt haben. Brauchte nicht mehr die Zeit erspart zu werden, die man durch das Nachdenken verliert, was ein Wort bedeutet, so läßt sie sich doch noch dadurch gewinnen, daß man es nicht mehr ge-

braucht.) „Vom“ entsteht nur aus „von dem“, und zwar wenn der bestimmte Artikel keinen demonstrativen Charakter hat, der eine Fortsetzung erfordern würde, sondern den Begriff des Hauptwortes erschöpft. In „am Bache“ steckt kein unbestimmter Artikel; entweder bedeutet es: an dem Bach, von dem schon die Vorstellung da ist, im Gegensatz zu anderen Bächen, oder es wird kein bestimmter Bach vorgestellt, sondern *der* Bach als landschaftlicher Typus, etwa im Gegensatz zum Seeufer. Auch in diesem Fall ist es grammatikalisch ein „an dem Bach“ mit einem solchen bestimmten Artikel, der jedes Hinweises auf den Einzelfall entbehrt und bloß der Absonderung der Kategorie dient. Nur dort also, wo die Individualität hinter dem Typus zurücktritt, wie etwa „ein“ Sonntag „den“ Sonntag vorstellt, ist die Verschmelzung möglich. Dagegen kann gerade der unbestimmte Artikel eine bestimmte, fast demonstrative Tendenz haben: Von einem Bäumchen, das andere Blätter gewollt hat. Der unbestimmte Artikel bestimmt hier erst das Bäumchen. („Ein“ bedeutet eben zweierlei.) Da es viele gibt, aber bloß eines, das andere Blätter gewollt hat, so läßt sich diese individuelle Laune nur in der Auflösung darstellen, also nur „von dem Bäumchen“ sprechen, das andere Blätter gewollt hat. Dann erst dient der Relativsatz zur Bestimmung dieser Individualität. Nur wenn ein einziges Bäumchen, sei es in der Natur, sei es in dem überblickbaren Naturgebiet, bereits vorgestellt wäre, von dem man dann beiläufig sagen wollte, daß es diesen Gusto gehabt habe (durch den es aber doch wohl selbst verriet, daß es sich aus einer Reihe von Bäumchen emporheben, von anderen unterscheiden wollte), könnte man „vom Bäumchen“ sprechen, das andere Blätter gewollt hat. Freilich ist einer der seltenen Fälle gegeben, wo die Isolierung im Angeschaute von der märchenhaften Absonderlichkeit bezogen und das Zitathafte so mit der Vorstellung verschmolzen ist, daß es zugleich mit der Realität entstanden, ja sie erst hervorzubringen scheint. Eine

Wirkung, die sich freilich nur der Gewalt der Geläufigkeit verdankt. Deutlicher und schon mehr als Gewalt spürbar, die dem Begriff angetan wird, ist die Unebenheit in andern berühmten Wendungen, deren rein begrifflicher Inhalt die volle Sicherung durch die Satzkonstruktion verlangen würde. Ein Fall, in dem der Artikel vollauf jenen Charakter eines Demonstrativums hat, der die Zusammenziehung verbietet, ist Schillers

„Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort.“

Zwar bedürfte „das Werk“ keiner näheren Bestimmung und genügte als solches der Vorstellung des Werkes, das gerade bereitet wird. Der Relativsatz kann aber aus dem Grunde nicht als die Beifügung eines bloßen Merkmals hingehn, weil der Gedanke des Hauptsatzes – die Forderung des ernstesten Wortes – in eine ursächliche Verbindung mit dem Moment der ernstesten Bereitung gesetzt ist. Diese ist ein Hauptgedanke, antithetisch zu „Wort“. *Weil* es ein ernst bereitetes Werk ist (*ein solches*, das; *jenes*, das; oder das charakterisierende *eines*, wie bei dem Bäumchen), so geziemt sich (auch oder demgemäß) ein ernstes Wort dazu. Ein bloßes Merkmal enthielte der Relativsatz etwa in dem Gedanken: „Zum Werke, das uns Nutzen bringen wird, geziemt sich –“. Wiewohl auch hier die Ursächlichkeit durchschlägt. Deutlicher noch in: „Zum Werke, das uns so großen Nutzen bringen wird –“, hier liegt eine klare Begründung vor, die sich gegen die Zusammenziehung wehrt. Wie erst dort, wo das Motiv der „ernsten Bereitung“ in der Wortparallele mit dem „ernsten Wort“ ist: zur ernstesten Tat gehört auch ein ernstes Wort. Wäre der Relativsatz nur ein Nebenbei und nicht die begriffliche Grundlage, so wäre das „ernst“ eine leere Wiederholung, während es in Wahrheit eine volle Identität bedeutet. Freilich vermag hier die Unebenheit wohl dem Gedanken, aber keineswegs dem Sinn Abbruch zu tun. Anders bei Goethe:

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.“

Das Recht steht antithetisch zu den „Rechten“, die sich wie eine ew'ge Krankheit forterben. Folgerichtig würde das der Konstruktion „Vom Rechte“ entnommene Recht als ein Absolutum, von dem nur nebenbei gesagt wird, daß es mit uns geboren ist, etwa die Summe aller Einzelrechte bedeuten, das Jus, das sie alle in sich schließt und von dem im Gegensatz zu den Rechten, die sich forterben, nie die Frage ist. Der Sinn, den die Konstruktion ergibt, ist hier natürlich keiner, und eben das schützt sie durch Überlegung vor dem Mißverständnis. Aber er ist an und für sich einer, ein falscher, und darum muß die Überlegung hinzutreten, die zwar eine Stütze des Sinns, aber auch eine Falle des Wertes ist. Man weiß, was „gemeint“ ist, aber das ist eine Befriedigung außerhalb der sprachschöpferischen Sphäre. Während bei Schiller nur das eine Werk „gemeint“ sein kann, kann hier auch ein anderes Recht gemeint sein als das tatsächlich gedachte: als das mit uns geborene Recht, das Menschenrecht, das Recht, das wir, im Gegensatz zu dem Erbe der „Rechte“, als ein Pflichtteil der Natur, mitbekommen haben. Schöbe sich nicht das helfende und doch so störende Moment der Auffassung ein, so könnte man ja versucht sein, die Verschmelzung aus dem Erlebnis des Zusammenhangs „mit uns geboren“ zu recht fertigen und solches Ineinander als eine Totalität bis auf die Form „vom“ zu erstrecken. Aber dieser Eindruck wäre keineswegs so zwingend, daß er die Überlegung ausschloße, welches Recht es sei, und danach die Empfindung, daß hier der Relativsatz jene definierende Kraft eingebüßt habe, die ihm zugedacht war. Wenn sich heute kein Zweifel über den Sinn mehr einstellt, so verdankt es der Satz der Gewalt des Zitats, die er trotz seinem Fehler erlangen konnte und die freilich vor allem bewirkt, daß man über den Sinn nicht nachdenkt. Rhythmus und Reim haben diese Fähigkeit zum Ersatz an den berühmtesten Beispielen bewährt, und sie schaffen jene Eingängigkeit, die ein Eingehen in die gedankliche Substanz geradezu verhindert.

Formmäßig kleinzügiger Schwulst

In einem kurzen, aber an Schwulst und Fehlern überreichen Nachruf auf Max Pechstein, den die „Berliner Zeitung“ veröffentlichte, lesen wir: „Viele seiner farbig mitreißenden und formmäßig in großzügiger Linienführung gestalteten Bilder sind verlorengegangen. Pechstein stand der Wirklichkeit in der Wahrung des Gegenständlichen, besonders in der Landschaft, nahe.“

Es wäre interessant, von dem Autor des obigen Gewäts – das von ihm und der Redaktion offenbar für formmäßig flüssige Stilgestaltung gehalten wird – zu erfahren:

1. wie man es anstellt, jemand farbig mitzureißen, und in welcher Farbe dies bei ihm selbst vorzüglich geschieht;

2. ob man auch unformmäßig oder formunmäßig in großzügiger Linienführung gestalten kann;

3. was er sich alles *nicht* vorgestellt hat, um seinem Füllfederhalter das Bild vom „Stehen in der Wahrung des Gegenständlichen“ entfließen lassen zu können?

Das Schlimmste daran: so was schreibt Kunstkritiken und gibt unseren Malern Aufklärung, Rat und Hilfe! Wer wundert sich dann, daß die derart Aufgeklärten und Beratenen eine so wenig begeisternde Produktion zustandebringen, wie wir sie auf der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu sehen bekommen haben? *isk*

Kritisierung

An der Gepäckausgabe des Magdeburger Bahnhofs erklärt ein Schild allen Reisenden: „Bezahlung erst bei Abholung“.

Welch erfreuliche Beschuldigung! Da die schnelle Abfertigung der Reiseverkehrrung eine besondere Beschaffung von Beeilung erfordert, und in Ermangelung ausreichender Bestuhlung den Reisenden keine Ermöglichung einer ausruhenden Hinsetzung bis zur Abfertigung geboten werden kann,

ist die Erstellung der Verfügung der Bezahlung erst bei Abholung von würdigungswerter Bedeutung.

Also: Bezahlung erst bei Abholung.

B.

Schwarz eingerahmt

Gottfried Keller und
das „absolute Nichts“

Was mag sich die Kulturredaktion der „Berliner Zeitung“ gedacht haben, als sie kommentarlos unter dem Titel „Die Anekdote“ das Folgende druckte:

„Gottfried Keller teilte die Leser in vier Klassen ein: 1. die Schwämme, die alles aufsaugen, was sie lesen, und es – nur etwas trüber und schmutziger – in demselben Zustand wieder zurückgeben; 2. die Sanduhren, die gar nichts zurückbehalten und befriedigt sind, wenn die Zeit verrinnt; 3. die Filtriersäcke, in denen nichts zurückbleibt als der Boden von dem, was sie lesen; 4. die seltenen und kostbaren feingeschliffenen Edelsteine, die das Licht in sich aufnehmen und es geläutert auf andere zurückstrahlen lassen.“

In dieser Form muß das Histörchen gleich zwei Mißverständnisse hervorgerufen: es verzeichnet das Bild Gottfried Kellers und es verzerrt die Züge des neuen Lesers, der heute bei uns schon eine Massenerscheinung geworden ist. Könnte Keller selbst noch sehen, wie seine Werke von Lesermassen nicht nur in der Deutschen Demokratischen Republik, sondern zum Beispiel auch in Polen oder der Tschechoslowakei (von der Sowjetunion zu schweigen) gelesen und verstanden werden, er selbst käme wohl zu dem Schluß, daß sein Vergleich Nummer 4 nicht mehr stimmt. Nicht mehr stimmt, weil die Vergleichsglieder sich völlig verändert haben: die seit Kellers Tagen vollzogene technische Revolution hat anstelle der wenigen

feingeschliffenen Edelsteine, die das Licht in sich aufnehmen und geläutert auf andere zurückstrahlen lassen, die synthetischen Diamanten und die auserlesenen Quarzglasprismen gesetzt, und die gesellschaftlichen Änderungen haben den neuen Menschen- und Lesertypus geschaffen, beides in Mengen, von denen sich Keller nie hätte träumen lassen. . . weshalb denn auch der Vergleichspunkt, das Tertium comparationis, nämlich die Seltenheit, nicht mehr zutrifft.

Ja, daran hätten die Redakteure vor der Veröffentlichung ihrer „Anekdote“ denken sollen. Aber was haben sie sich gedacht? „Was man sich halt so denkt“, werden sie vermutlich mit dem Herrn Leutnant aus Gustav Meyrinks Geschichte vom absoluten Nichts antworten, jenem Unglücksraben, der – als Medium eines die Gedanken seiner Klienten materialisierenden Magiers – ein schwarzes Loch produziert, in dessen Sog alles rundherum hineingezogen und zu Nichts aufgelöst wird.

Rot eingerahmt

Sorge um die Sprache

Wir haben, ach, so oft Gelegenheit, unseren Freunden von der Tagespresse wegen ihrer Vernachlässigung, ja bisweilen auch Verstümmelung unserer Muttersprache etwas am Zeuge zu flicken, daß es uns mit besonderem Vergnügen erfüllt, wenn wir einmal über ein Verdienst der Presse um die Sprachpflege berichten können.

Die gleiche Kulturredaktion, der wir unter „Schwarz eingerahmt“ einiges ankreiden mußten, hat in letzter Zeit mehrmals Artikel und Glossen über guten und schlechten Stil gebracht. Sie zeichnen sich gegenüber ähnlichen Beiträgen in anderen Zeitungen – recht seltenen Beiträgen übrigens – durch einen angenehmen Mangel an Schulmeisterei und Beckmesser-

tum aus. Wenn solche kleinen Abhandlungen wie „Die stehenden Wendungen – Mehr Formbewußtsein gegenüber schiefen Redensarten“ auch noch von den Mitgliedern der anderen Redaktionsabteilungen gelesen und beherzigt würden . . ., was für eine Sprachschule könnte die „Berliner Zeitung“ für ihre Leser sein! Denn der Satz, mit dem das ausführliche Referat auf einer – Sprach- und Stilfragen gewidmeten und deshalb auch hier „rot eingerahmten“ – Redaktionsversammlung in Berlin schloß, hat nicht nur für die betreffende große Tageszeitung, sondern für die ganze Presse Gültigkeit: „Wie wir heute schreiben – so wird ein Großteil der Bevölkerung morgen sprechen und . . . denken.“

Rotschwarz eingerahmt

Nicht Lessing, sondern Herkules

Als Antwort auf unsere „rotschwarz eingerahmte“ Glosse „Wie werde ich ein zweiter Lessing?“ im Juniheft schreibt uns Professor Kurt Magritz:

„Da wir aller Voraussicht nach in abschbarer Zeit nicht mit wahrhaftigen Meisterwerken in der bildenden Kunst werden rechnen können, muß ich leider darauf verzichten, ein zweiter Lessing zu werden. Vielleicht könnten Sie mir aber raten, wie ich ein zweiter Herkules werde; denn dann könnten Will Grohmann, Jürgen Rühle, XYZ-Ostsektor und andere mit den Köpfen der Lernäischen Schlange verglichen werden – nach der Mythologie eine Personifikation kulturfeindlicher Sumpfmiasmen. Ich dürfte hoffen, daß mir ein sagenhafter Wagenlenker Jolaos zu Hilfe käme, der mit glühenden Baumstämmen die Wurzeln der abgehauenen Köpfe senkt, und daß es mir schließlich gelingen würde, den Kopf des ‚Monats‘ unter einem mächtigen Felsstück zu begraben und mit der Galle der Schlange die Pfeile zu vergiften, um künftige Widersacher tödlich zu treffen.“

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Klaus Beuchler: Das Dorf in der Wildnis,
Verlag Tribüne, etwa 180 S.

etwa DM 5,35

Elfriede Brüning: Regine Haberkorn, Ver-
lag Tribüne, 368 S. etwa DM 7,—

Heinrich Heine: Ausgewählte Werke in
6 Bänden, hrsg. von Hartwig Jeß mit
Geleitwort von Walther Victor, Philipp
Reclam jun., zusammen 2307 S.

DM 60,—

Benno Pludra: Wenn die Heringe ziehn ...
Verlag Tribüne, etwa 156 S.

etwa DM 5,60

Friedrich von Schiller: Einzelbände der
robändigen Gesamtausgabe, Philipp Re-
clam jun. je Band DM 4,—

Hermanh Schreiber: Einbruch ins Paradies,
Verlag der Nation, etwa 320 S., mit Feder-
zeichnungen von Max Schwimmer

DM 8,40

Erich Weinert erzählt, hrsg. von Rudolf
Engel, Verlag Volk und Welt, 140 S.,
reichhaltig illustriert etwa DM 10,—

Sprach- und Literaturwissenschaft

Beiträge zur Geschichte der deutschen
Sprache und Literatur, Bd. 76/3, hrsg. von
Theodor Frings und Elisabeth Karg-
Gasterstädt, VEB Max Niemeyer Verlag,
etwa 160 S. etwa DM 12,—

Eichendorff, ein Lesebuch für unsere Zeit,
von Manfred Häckel, Volksverlag Weimar,
etwa 500 S., mit zahlreichen Abbildungen

DM 6,50

Joachim Müller: Das Weltbild Friedrich
Hebbels, VEB Max Niemeyer Verlag,
etwa 320 S. etwa DM 10,—

Jugendliteratur

Peter Nell: Das Paradies, Alfred-Holz-
Verlag, 36 S., mit Zeichnungen von Rup-
recht Haller

DM 7,50

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Für Festigkeit und ideologische Klarheit in der
Literatur und der bildenden Kunst*, von Paul
Wandel, ND 26. 7. 55/S. 4

Was für Schriftsteller brauchen wir? von
Louis Fürnberg, ND 31. 7. 55

Die Zuspitzung im Sujet, von J. Dobin,
„Kunst und Literatur“ H. 4/55/S. 589

Thomas Mann zum 80. Geburtstag, von Hugo
Siebelschein, SF H. 3/55/S. 358

Leiden und Größe Thomas Manns, von Hans
Mayer, SF H. 3/55/S. 369

Schiller, der Dichter der Freiheit, von Pierre
Grappin, „Aufbau“ H. 7/55/S. 589

*Gottfried August Bürger und die Französische
Revolution*, von Lore Kaim, „Zeitschrift
für Geschichtswissenschaft“ H. 3/55/S. 331

Abkürzungen

ND = Neues Deutschland SF = Sinn und Form

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Verlag
Volk und Welt, Berlin W 8, Taubenstraße 1–2, Fernsprecher 22 58 51. Redaktion: Berlin
W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 57 71. Nachdruck nur mit Genehmigung und
Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an
die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu
richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.
Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG, Berlin C 2, Prenzlauer Straße 47,
Fernsprecher 51 01 61, sowie sämtliche DEWAG-Filialen.

Druck: IV-14-48 Volksstimme, Verlag und Druckerei, Magdeburg, Lizenz-Nr. 1313.

NEUERSCHEINUNGEN

Zeitgenössische deutsche Literatur

- Johannes R. Becher* · **MACHT DER POESIE**
Poetische Konfession, II. Teil · 278 Seiten · Holzfreies
Papier · Ganzleinen etwa DM 7,80
- Willi Bredel* · **DEIN UNBEKANNTER BRUDER**
Roman · 380 Seiten · Holzfreies Papier · Ganzleinen
DM 7,20
- Leonhard Frank* · **LINKS WO DAS HERZ IST**
Roman · 344 Seiten · Holzfreies Papier · Ganzleinen
DM 7,50
- Franz Fühmann* · **KAMERADEN**
Novelle · Etwa 72 Seiten · Pappband etwa DM 3,60
- Gotthold Gloger* · **DER SOLDAT UND SEIN LIEUTENANT**
Roman · Etwa 290 Seiten · Halbleinen etwa DM 6,—
- Albrecht Goes* · **DAS BRANDOPFER**
Erzählung · Etwa 64 Seiten · Holzfreies Papier · Ganz-
leinen etwa DM 4,50
- Dieter Noll* · **MUTTER DER TAUBEN**
Erzählung · Etwa 48 Seiten · Pappband etwa DM 2,70
- Ludwig Renn* · **DER SPANISCHE KRIEG**
387 Seiten · Holzfreies Papier · Ganzleinen etwa DM 8,40
- Günther Weisenborn* · **DREI HISTORISCHE DRAMEN**
Etwa 248 Seiten · Holzfreies Papier · Ganzleinen DM 9,—
- Friedrich Wolf* · **HÖRSPIELE UND LAIENSPIELE**
(Ausgewählte Werke in Einzelausgaben, Band X)
344 Seiten · Holzfreies Papier · Ganzleinen DM 9,—
- Arnold Zweig* · **DER REGENBOGEN**
Ausgewählte Novellen · Zweiter Band · 361 Seiten
Holzfreies Papier · Ganzleinen etwa DM 7,50

AUFBAU  VERLAG

NDL

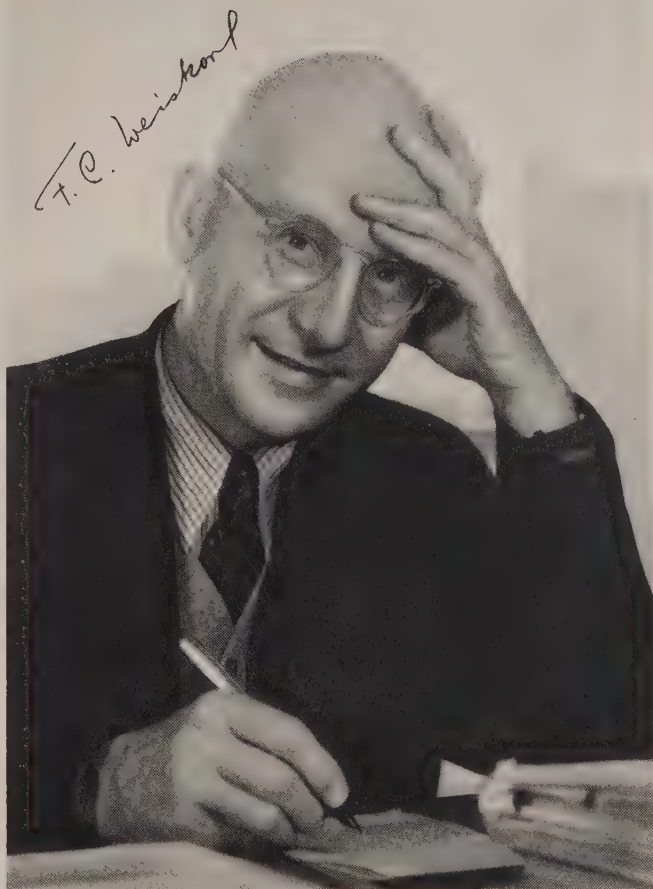
Neue Deutsche Literatur

MONATSSCHRIFT FÜR

SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

DRITTER JAHRGANG · VIERTES QUARTAL

VERLAG VOLK UND WELT · BERLIN



F. C. WEISKOPF

3. April 1900 - 14. September 1955

Herausgerissen aus der Fülle des Daseins,
aus der Fülle seiner Arbeit für uns alle,
starb

FRANZ CARL WEISKOPF

mein wunderbarer Lebensgefährte in guten
und bösen Tagen.

Grete Weiskopf

Unser Franz ist gestorben. Wir sind durch diesen Verlust um vieles ärmer geworden: unsere Romanliteratur um einen ihrer bedeutendsten Erzähler, unsere Lyrik um einen ihrer liebenswertesten Dichter, unsere Essayistik um einen ihrer klügsten und wortgewandtesten Streiter, unsere „kleine literarische Form“ um den Wiedererwecker und Meister der Anekdote im Kleistschen Geiste. Wir deutschen Schriftsteller sind um einen unserer an Bildung Reichsten, an Haltung Vornehmsten und an Gesinnung Treuesten ärmer geworden. Seine Genossen und Freunde, die mit ihm verbunden waren in den Kampfjahren gegen den hereinbrechenden Faschismus, in den Notjahren des Exils und beim demokratischen Neuaufbau in unserem Teil Deutschlands, in der Deutschen Demokratischen Republik, haben einen unwandelbar zuverlässigen Kampfgefährten verloren. Wir, seine Mitarbeiter in der Redaktion der „Neuen Deutschen Literatur“, fühlen uns wie verwaist, denn wir haben den geistigen Anreger, den allzeit freundlich-helfenden Ratgeber verloren und den nimmermüden Verfechter der Reinheit und Schönheit unserer Sprache.

Willi Bredel

Ich finde kein besseres Bild für Dein Leben und Werk als jene Worte, die Du zum Titel Deines letzten Romans gewählt hast: Inmitten des Stroms.

Inmitten des Stroms unserer Zeit hast Du gelebt und gearbeitet, es ist ein Strom, der in die Zukunft fließt.

Nicht von Deinem Werk möchte ich hier sprechen, das mit Dir in mehr als dreißig Jahren gewachsen ist; es ist so reich und vielfältig, so tausendfältig miteinander verknüpft, daß ich noch längst nicht alle einzelnen Fäden kenne.

Ich erinnere mich an Dein herzliches, junges Lachen, Deine Freude über die gelungene Arbeit eines jungen Schriftstellers, dem Du geholfen hattest. Ich erinnere mich an die spöttisch-aufhellenden Bemerkungen, mit denen Du irgendeine Dummheit, wer immer sie auch gesagt oder geschrieben haben mochte, zu quittieren pflegtest. Für alle Tage hattest Du Dir ein Wort Deines Freundes Kisch zu eigen gemacht: „Es genügt nicht, für die bessere Sache zu sein, man muß sie auch mit den besseren Argumenten vertreten.“

Nie hast Du belehrt, aber stets gelehrt. Du lebst nicht nur in Deinem Werk weiter, ein Teil Deines Lebens ist ein Teil unseres Lebens geworden.

Günter Cwojdrak

*Nacht im Septemberregen,
traurige Nacht, vergeh!
War nicht sein Schritt auf den Wegen der Welt,
seine Spur im Sand, seine Spur im Schnee?
Wer hat sie verweht?*

*Sind das die täglichen Straßen,
drüber der Regen rinnt?
Noch die Bäume am Weg? Noch der Rasen?
Und über den Häusern der Wind?
Sind deine Augen im Regen
nur vom Regen so blind?*

Ach, unbesiegbar ist der Tod.

*Da liegt noch die Stadt in der Frühe
und der Weg in den Morgen hinein.
Da wirkt noch die tätige Mühe.
Aber wir tun sie allein.*

*Doch die Sorge des Freunds, seine Liebe
kann nicht vergangen sein.*

Denn unbesiegbar ist die Liebe.

Tag im Septemberregen,

Regen so tränentrüb.

*Klingt nicht sein Lachen noch in der Welt
und sein Wort, wie ein Pfeil vom Bogen geschneilt?*

Wir hatten ihn lieb.

Günther Deicke

Unser Haus, die Redaktion dieser Blätter, ist verwaist. Wie werden wir ohne Franz auskommen? Ohne seinen Ideenreichtum, seine Weltkenntnis, seine publizistische Phantasie? Ohne die auf unsere Tische flatternden Zettel mit dem Signum FCW, die anregten, Hinweise gaben, Fragen stellten oder beantworteten? Können unsere gemeinsamen Sitzungen je wieder sein, wie sie mit ihm waren: so unähnlich allem, was Sitzung heißt, so unterhaltsam und lustig bei aller Fruchtbarkeit, so locker und spielend bei aller Besessenheit? Ist es uns wie ihm selbstverständlich geworden, Literatur und Leben in eins zu verschmelzen, alles Leben auf die Literatur zu beziehen und die Literatur aufs Leben zurückwirken zu lassen? Werden wir es verstehen, wie er unsere Arbeit nicht nur pflichtgemäß zu machen, sondern mit Liebe und Vergnügen? Haben wir von ihm gelernt, in Dingen der Sprache uns eher den Ruf von Pedanten gefallen als eine Schlamperei ungerügt zu lassen?

Unser Haus wird weniger verwaist sein, wenn wir den Geist, den FCW verkörperte, lebendig erhalten.

Henryk Keisch

Gestern nachmittag, Franz, gab ich Dir ein Buch, das soeben eingetroffen war, „Die schönsten Erzählungen der Welt“. Du blättertest darin, schlugst das Vorwort auf, Thomas Manns letzte Zeilen, und sagtest nachdenklich: „Wie seltsam einen das berührt. Ein Mensch stirbt, Wochen darauf hält man ein frischgedrucktes, neues Werk in den Händen. Sein Geist lebt. Das ist doch eine schöne Symbolik, nicht wahr?“

Heute stehen wir fassungslos, weinend vor Deinem Schreibtisch zu Hause. Verstreut auf der Tafel liegen Mappen, Zettel, Leimtube, Schere, Federhalter – die Brille, als wärest Du nur für einen Augenblick aus dem Zimmer gegangen. Auf dem Schrank finden wir einige beschriebene Blätter, Dein letztes Manuskript. In einigen Wochen wird es gedruckt sein. Ist das nicht eine schöne Symbolik?

Lieber Franz! Mir ist, als hätte ich meinen Vater verloren. Ich müßte Dir danken. Aber jedes Wort und jedes gute Versprechen wirkt winzig gegen den Verlust, gegen die – fast noch nicht glaubwürdige – Tatsache, daß Du nun nicht mehr kommst . . .

Hörtest Du uns so sprechen, du würdest lächeln, nein scherzen sogar, um uns leichter ums Herz zu machen. Nein, nein, zu lange darf uns der Schmerz nicht lähmen, wir wollen weiterarbeiten, in Deinem Sinne.

Achim Roscher

Getroffen von Deinem Tode, FCW, überdenke ich die wenigen, aber so kostbaren Stunden unserer Zusammenarbeit.

In einer für mich schweren, sorgenvollen Stunde lernte ich Dich und Grete in einem kleinen Prager Café kennen. Über Jahre hinweg wußten wir voneinander nur durch unser Geschriebenes. Du und Grete, ihr löstet in jener Stunde in mir vieles; Dein Lachen, frohmütig und voll Liebe zu allem Menschlichen, und Gretes warme, gute Schwesterlichkeit machten meinen Blick wieder klar.

Du kamst zu uns. Unsere Arbeit, unsere Sorge, unser gemeinsames Hoffen brachten uns sehr nah. Viel war zu lernen von Dir, Du konntest wie nur wenige geben, was den Schriftsteller ausmacht: Pflichtbewußtsein, Arbeitsmoral und, über alles hinweg, das Verstehen des andern.

Grete, Deine Gefährtin, hast Du bei uns gelassen. Wir wollen uns um sie scharen und ihr etwas von der Wärme zurückgeben, die Du uns in so reichem Maße geschenkt hast.

Eduard Claudius

Wir können es noch nicht glauben: unser aller Freund, unser Weggefährte, unser Genosse Franz Carl Weiskopf ist aus unserer Mitte gerissen worden. Der Schmerz um ihn trifft uns mit der Plötzlichkeit

und Heftigkeit eines Blitzes. Nichts ließ den bevorstehenden Schlag ahnen. Von seinem Schreibtisch weg, nach einem Tag, den wie so oft die vielfältigen Ansprüche des Lebens ausgefüllt hatten und dem er die Abendstunden für seine persönliche schriftstellerische Arbeit anfügte, fiel ihm der Tod.

Wir können es noch nicht glauben: wir verlieren einen unserer Fähigsten und Bewährtesten, einen Schriftsteller, dessen Werk festen Bestand haben wird. Reiches Wissen, künstlerische Empfindung, Sicherheit der Welterkenntnis, Lebens- und Wirklichkeitsnähe speisten in ihm jene Bewunderung weckende schöpferische Kraft, der unsere Literatur Romane und Dichtungen, Übertragungen in Vers und Prosa aus mehreren Sprachen, Essays und Kritiken, Reportagen und jede andere Art von Publizistik verdankt. Wie nur wenige nahm er teil an der klärenden Auseinandersetzung, die zwischen uns über die Grundlagen und Methoden unserer schriftstellerischen Arbeit im Gange ist. Auf dem Kongreß der deutschen Schriftsteller, den wir vorbereiten, wird sein Platz leer bleiben. Unersetzbar ist er in seinem Wirken für die Reinheit und Schönheit unserer Sprache, einem selbsterwählten Arbeitsfeld, dem er sich mit besonderer Liebe widmete, unersetzbar auch in der Leitung der literarischen Monatsschrift unseres Verbandes.

Der Schriftsteller ist nichts, wenn er nicht auch ein Kämpfer für die Wahrheit ist. F. C. Weiskopf war ein guter, ein tapferer, ein opferbereiter Kämpfer für die Sache der Wahrheit, die Sache des Fortschritts und des Friedens, deren er sich während des ersten Weltkrieges als blutjunger Soldat bewußt wurde. Seitdem waren Schreiben und Kämpfen für ihn untrennbar.

An der Bahre F. C. Weiskopfs versprechen wir, in dem Geist weiterzuwirken, dem er verbunden war.

Deutscher Schriftstellerverband

In der Nacht vom 14. zum 15. September 1955 ist unser Genosse, der Schriftsteller F. C. Weiskopf, unerwartet einem Herzschlag erlegen.

Wir verlieren in ihm einen Genossen, der viele Jahre als Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei und zuletzt der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands seine ganze Kraft dem Kampf gegen Faschismus und Krieg, für die Befreiung der Arbeiterklasse widmete und zur Ver-

tiefung der Freundschaft zwischen den Völkern, insbesondere zwischen dem deutschen Volke und den Völkern der Tschechoslowakei, beitrug.

Wir verlieren in dem Genossen F. C. Weiskopf einen hervorragenden Schriftsteller, der durch sein literarisches Schaffen, das der Gestaltung der Menschen im Kampf für soziale und nationale Befreiung und der Völkerfreundschaft diente, einen bedeutenden Platz in der neuen deutschen Literatur und der Pflege der deutschen Sprache einnahm und zur Erziehung unserer werktätigen Menschen im Geiste des Sozialismus beitrug.

Franz Carl Weiskopf und sein Werk werden in der deutschen Arbeiterklasse und im deutschen Volk lebendig bleiben. Seine Bücher gehören zum Bestand unserer Nationalliteratur.

Tieferschüttert und voller Trauer gedenkt das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands des teuren Freundes.

Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

Walter Ulbricht, Erster Sekretär

Das Ministerium für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik teilt voll Trauer mit, daß der Schriftsteller Franz Carl Weiskopf in den späten Abendstunden des 14. September in seinem 56. Lebensjahr einem Herzanfall erlag. Der 1900 in Prag Geborene verband sich früh dem Kampf der doppelt unterdrückten tschechischen Arbeiterklasse. Seine ersten aufrüttelnden Gedichte besangen den Oktober 1917, die Morgenröte einer neuen Zeit. Seit Ende des ersten Weltkrieges hat er mit seiner ganzen Persönlichkeit und mit seiner Feder gegen Militarismus und Kapitalismus, für die Menschheitssache des Sozialismus gewirkt. Mit Erzählungen, Romanen und Reportagen begründete er seinen literarischen Namen. Als unerschrockener Kämpfer der Wahrheit damals in der Tschechoslowakei verfolgt, fand er 1928 seine Zuflucht in Deutschland, bis er, 1933 durch den Faschismus vertrieben, nach Prag zurückkehrte. 1938 reihte er sich ein in die Schar der fortschrittlichen Schriftsteller und Dichter, die der Faschismus in die Emigration getrieben hatte. Nach dem Sieg der Sowjetarmee vertrat er die CSR diplomatisch in den USA, Schweden und China; trotzdem vollendete der Vielbeschäftigte seine Romantrilogie über den Untergang der österreich-ungarischen Monarchie und den Aufstieg der neuen Kräfte der Völker.

F. C. Weiskopf, der vor allem ein deutschschreibender Schriftsteller war, nahm in den letzten Jahren wieder seinen Aufenthalt in Berlin und war Bürger der Deutschen Demokratischen Republik. Groß waren Reichweite wie Ergebnisse seiner literarischen Erscheinung: Neben den Autor fesselnder, die Geschichte seiner Zeit darstellender Romane, Erzählungen und Reportagen trat der Literaturhistoriker und der Übersetzer und Nachdichter chinesischer Lyrik, trat der zuchtvolle Anwalt der deutschen Sprache, der glänzende Redakteur und Publizist, als der er gemeinsam mit Willi Bredel die Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ leitete.

Die deutsche Literatur hat einen großen Verlust erlitten, die deutschen Schriftsteller beklagen einen liebenswerten, bescheidenen, stets hilfsbereiten Kollegen, das deutsche Volk ehrt im Gedenken an F. C. Weiskopf einen vorbildlichen, sozialistischen Kämpfer, einen hervorragenden Schriftsteller, dessen Werke ein lebendiger Besitz unseres Volkes geworden sind und bleiben werden.

Ministerium für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik

„Mitten im Leben sind wir vom Tode umfassen.“ Völlig unvorbereitet trifft uns wie ein Schlag die Nachricht, daß unser Freund, das Mitglied unserer Sektion Dichtkunst und Sprachpflege Dr. Franz Carl Weiskopf, in der vergangenen Nacht vom Tode ereilt wurde. Anscheinend in der Blüte der Gesundheit, raffte ihn eine Embolie hinweg, ohne Schwächung durch Krankheit, ohne Vorahnung, ohne Leiden. Man könnte ein solches Ende beneidenswert nennen, wüßte man nicht, wie unvollziehbar ihm die Vorstellung gewesen wäre, schon jetzt aus dem tätigen Leben auszuscheiden. Nach den Jahren, in denen er im Staatsdienst seiner Heimat, der CSR, als ihr Vertreter zuletzt in Peking erfolgreich und menschengewinnend gewirkt hatte, um die Volksrepublik China und ihren großartigen Aufbau mit europäischen Genossen zu verbinden, stellte er sich mit gleicher Freude unserer Akademie zur Verfügung. Seine tiefe Bildung, über die er immer mit wahrhaft urbaner Heiterkeit verfügte, um Probleme der Literatur, der deutschen Sprache und unserer Dichtung zu durchleuchten und zu fördern, machte ihn uns in den wenigen Jahren, die uns mit ihm vergönnt waren, lieb und teuer. Seine Neugestaltung der Monatszeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ verlieh ihm eine ebenso entscheidende

Stellung wie seine eigenen Beiträge, seine Übersetzungen und die Romane, in denen er von unserer Sicht aus die Wirkung des ersten Weltkrieges auf die Menschen der ehemaligen Habsburgischen Monarchie zu gestalten begonnen hatte. Alle Probleme der kleinen und großen epischen Formen verstand er durchsichtig zu machen, diese Formen meisterlich zu handhaben und unseren Mitgliedern zum geistigen Eigentum zu erheben. Noch jüngst gehörte er auf der Wiener Tagung des Internationalen Pen-Clubs unserer gesamtdeutschen Abordnung an, als wichtiger Interpret unserer Standpunkte. Was die Deutsche Akademie der Künste an ihm verliert, läßt sich heute noch keineswegs umreißen; wir können nur versprechen, daß wir alles tun werden, um Geist und Gestalt F. C. Weiskopfs so nachwirken zu lassen, wie es in seinem Sinne gewesen wäre, wenn er selber einem anderen unserer Mitglieder den gleichen Dienst hätte leisten sollen. Das Wiedererstehen einer deutschen literarischen Kultur verlangt vollen Einsatz, und nur unserem Gefühl ist es gestattet, uns diesem schweren Verlust erschüttert hinzugeben. Nach dem achtzigjährigen Thomas Mann nun auch der fünfundfünfzigjährige F. C. Weiskopf – wir werden viel zu tun haben, um unserer Verantwortung vor dem geistigen Leben unseres Volkes gerecht zu werden.

Arnold Zweig

Im Namen der Deutschen Akademie der Künste

Franz Carl Weiskopf ist tot. Fassungslose Bestürzung ist unser Teil. Unser Bewußtsein wehrt sich, die Tatsache hinzunehmen. Dieser Mensch, dessen unermüdliche Regsamkeit wir alle kannten und bewunderten – tot? Wir brauchen Zeit, das zu begreifen. Dies ist nicht die Stunde, mit kühlem Blick als ein Abgeschlossenes zu überschauen, was gestern noch rastlose Bewegung war.

In rastloser Bewegung hielt er uns, die Mitarbeiter des Verlages, seit jenem Tag vor fast zehn Jahren, da über den Atlantischen Ozean hinweg die ersten Fäden geknüpft wurden. Im Dezember 1947 brachten wir das erste Werk von ihm heraus: „Vor einem neuen Tag“, und seither folgte Band auf Band; all die Romane, Reportagen, Anekdoten, Nachdichtungen; und dazwischen immer wieder Nachdrucke und Neuauflagen, denn bald schon gab es eine große Lesergemeinde, für die jeder „neue Weiskopf“ ein sehnstüchtig erwartetes Ereignis war.

Wieviel haben wir von ihm gelernt: die Redakteure von seinem Verantwortungsgefühl für die Sprache, die Hersteller von seinem Sinn für Buchkunst, und wir alle von seiner politischen Klarheit, seinem Geist, seinem Witz, seiner Menschlichkeit! Und das soll für immer zu Ende sein?

Es ist nicht zu Ende. Der Mensch ist tot. Aber es lebt das Werk, das wir weiter betreuen dürfen und wollen, besser und sorglicher noch als bisher. Und es lebt der neue Tag, den dieses Werk heraufführen half. Unser lieber, unvergeßlicher Freund und Genosse F. C. Weiskopf, in dieser Stunde des ersten scharfen Schmerzes versprechen wir Dir: Wir wollen Dein Andenken ehren, indem wir uns nicht schonen in dem Kampf, dem Dein Werk, Dein Tun, Dein ganzes Leben diene.

Das Kollektiv des Dietz Verlags

Ein französischer Freund übergab uns die folgenden, unter dem Eindruck der Nachricht vom Tode F. C. Weiskopfs geschriebenen Verse des Gedenkens:

*Nous étions du voyage
Mais hélas un naufrage
te ravit en chemin
Nos mains n'ont plus ta main*

*Wir gingen miteinander
Doch ein Sturm überfiel uns
Er riß dich fort
Unsre Hand entbehrt die deine*

*qui sur l'enclume
des nouveaux temps
fit de ta plume
un glaive ardent*

*die auf dem Amboß
der neuen Zeit
aus deinem Schreibstift
ein Schwert geschmiedet*

*Si la tâche est aride
ton souvenir nous guide
jusqu'au bout du chemin
Nos mains n'ont plus ta main*

*Wie hart auch der Weg sei
uns leitet dein Vermächtnis
weiter bis ans Ziel
Unsre Hand entbehrt die deine*

